Heft 1, März 2016/96. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

Blick auf den Schwetzinger Schlossplatz vom Dach des Schlosses
(Foto: Tobias Schwerdt, Wiesenbach)

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 4

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 5

Grußwort des Oberbürgermeisters Dr. René Pöltl
René Pöltl 6

AUFSÄTZE: SCHWERPUNKT SCHWETZINGEN

Schwetzingen
Historie, Moderne und Menschen als Wegbereiter einer überaus lebendigen und lebenswerten Stadt
René Pöltl 7

Kulturstadt Schwetzingen – der »Musenhof« des 21. Jahrhunderts
Barbara Gilsdorf 20

Gustav Adolph Unselt – ein Spargelpionier
Joachim Kresin 24

Der historische Pfad
Ein Lehrstück zum Lesen und Hören
Joachim Kresin 36

Tempelfront und Mälzerschlot
Baudenkmale der Stadt Schwetzingen
Melanie Mertens 41

Geschichte der Landschaft
Die Schwetzinger Hardt
Sybille und Uwe Heidenreich 52

Dünen und Flugsand
Prägende Elemente der Schwetzinger Landschaft
Wilfried Schweinfurth 65

Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen
Die Bemühungen um die Aufnahme in das Welterbe der Menschheit
Hartmut Troll 81

Schwetzinger Postkarten – Ansichten und Einsichten
Wolfgang Schröck-Schmidt 99

»Friede ernährt, Unfriede verzehrt«
Ulrike Müller 106

Karl Drais und Schwetzingens Schlossgarten
Ein Schlüsselereignis der Mobilitätsgeschichte
Hans-Erhard Lessing 115

AUFSÄTZE

Beheimatung: Die subjektive Dimension der Heimat
Heinrich Hauß 127

125 Jahre Skilauf im Schwarzwälder Skimuseum
Alfred Faller 133

Eduard Schopf – Ein Hockenheimer gründet in Bremen das Kaffee-Imperium Eduscho
Rolf W. Maier 139

AUSSTELLUNGEN IN DEN BADISCHEN REGIONEN

Franz Xaver Winterhalter
Maler im Auftrag Ihrer Majestät
Heinrich Hauß 155

GEDENKJAHRE BADISCHER GESCHICHTE

Der Ausbruch des Mount Tambora im April 1815 – 1816
»Das Jahr ohne Sommer«
Heinrich Hauß 161

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Verleihung des 34. Landespreises für Heimatforschung
Gerhard Layer 165

Schwetzingen im Landesbildungsserver
Informationen und Materialien für die Schulen
Volker Kronemayer 166

PUBLIKATIONEN ZUR BADISCHEN GESCHICHTE

Periodika: Publikationen zur badischen Geschichte: 30 Jahre AQUAE
Heinrich Hauß 167

PERSONALIA

Zum Ausscheiden von Erich Birkle aus der Jury »Landespreis für Heimatforschung«
Volker Kronemayer 168

JAHRESRÜCKBLICKE

Regionalgruppe Karlsruhe 169

Regionalgruppe Bruchsal 170

Regionalgruppe Schwetzingen 171

Buchbesprechungen 174

Editorial

Sehr geehrte Damen und Herren,

das Heft 1/2016 ist im Rahmen der traditionellen Städtehefte der Badischen Heimat dem Stadtjubiläum Schwetzingens gewidmet. Schwetzingen hat für den Landesverein auch deshalb einen besonderen Stellenwert, weil hier die drittgrößte Regionalgruppe des Landesvereins ihren Sitz hat. Der Vorsitzende dieser Regionalgruppe, Dr. Volker Kronemayer, hat die entsprechenden Aufsätze veranlasst, Herr Heinrich Hauß, dem ich wiederum herzlich danke, hat wie immer die Redaktionsarbeit übernommen.

Der Vorstand hat sich auf der letzten Vorstandssitzung im Januar unter anderem eingehend mit dem strukturellen Defizit, das seit einigen Jahren die Bilanz belastet, beschäftigt. Trotz mancher erfolgreicher Bemühungen um weitere Zuschüsse und Anzeigen ist es uns bisher nicht gelungen, dieses zu beseitigen. Ursächlich dafür sind die insgesamt zu hohen Personalkosten und die gestiegenen Produktionskosten der Quartalshefte, deren Kosten die Mitgliedsbeiträge bei Weitem übersteigen.

Der Vorstand war sich einig darüber, dass an Qualität, Umfang und Anzahl (4 Ausgaben pro Jahr mit bis zu 160 Seiten) unserer Hefte keine Abstriche gemacht werden sollten. Das Ansehen der Badischen Heimat gründet ganz maßgeblich auf der hohen Wertschätzung dieser Publikationen.

So sah sich der Vorstand gezwungen, bei den Personalkosten Einsparungen vorzunehmen, um das nicht mehr tragbare Defizit zu beseitigen. Wir haben uns daher von dem bisherigen Leiter der Geschäftsstelle, Herrn Karl Bühler, trennen müssen. Dieser Schritt ist uns nicht leicht gefallen, war aber zwingend notwendig, um den Verein finanziell zu sanieren. Ich danke Herrn Bühler für die loyale Zusammenarbeit mit der Badischen Heimat.

Die Geschäftsstelle wird künftig von Frau Daniela Koehler betreut und nicht, wie bisher, an 4 sondern nur noch an 3 Vormittagen (Mo., Di. und Do. von 9–12 Uhr) besetzt sein. Ergänzend wird ein Anrufbeantworter eingerichtet werden.

Die Vorstandsmitglieder Herr Dr. Christoph Bühler und Herr Dr. Bernhard Oeschger haben sich bereit erklärt, bei Anfragen zur Geschichte zur Verfügung zu stehen. Übrigens bedanke ich mich insbesondere bei Dr. Christoph Bühler für seine sehr hilfreichen und arbeitsintensiven Bemühungen, unsere Geschäftsstelle zu modernisieren.

In der Schriftenreihe ist nach den erfolgreichen Publikationen des letzten Jahres nunmehr am 2. März das seit langem in Auftrag gegebene Buch »Naturschutz in Baden« der Öffentlichkeit vorgestellt worden, ein bemerkenswerter Band, der große Resonanz hervorgerufen hat. Wir werden in der nächsten Ausgabe ausführlich darüber berichten.

Schließlich möchte ich mich bei den Mitgliedern für Spenden, die am Ende des Jahres 2015 eingegangen sind, bedanken. die der Sanierung unseres Hauses gewidmet sind. Unter Federführung der Architektin Frau Yvonne Faller gehen die Vorarbeit zügig voran, auch darüber mehr im nächsten Heft.

S. Ungern-Sternberg

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

Rene Pöltl sieht in dem eröffnenden Aufsatz *Schwetzingen, zwischen Geschichte und Gegenwart* die Lebens- und Aufenthaltsqualität der Stadt in einer »Kombination aus Lage, Geschichte, Stadtgestaltung, Angebotsstruktur und Mentalität der Menschen«. Er intoniert mit dieser Zusammenstellung gewissermaßen die weiteren im Heft aufgeführten Themen. Nach Barbara Gilsdorf im Aufsatz *Kulturstadt Schwetzingen – der Musenhof des 21. Jahrhunderts* kann man davon ausgehen, dass sich die Stadt »in der glücklichen Lage« befindet, »kein neues Image schaffen zu müssen«. Schwetzingen als Residenzstadt, Schwetzingen als Festspielstadt resp. Musikstadt sind gewachsenes Profil der Kulturstadt.

Joachim Kresin entwickelt in *Gustav Adolph Unselt – ein Pionier des Spargelanbaus* die Biografie des fast vergessenen Spargelpioniers. Dem Unselt'schen Züchtungserfolg ist zu verdanken, dass durch Züchtung neuer Sorten Schwetzingen zur »Spargelhauptstadt mit Weltruhm« aufstieg. Derselbe Autor stellt in *Der historische Pfad* die von der Regionalgruppe der Badischen Heimat ursprünglich angeregte Idee zu einem historischen Lehrpfad als »begehbares Geschichtsbuch« dar. Die Idee wurde zu einem Phone Guide »Schwetzingen hören« weiterentwickelt.

Melanie Mertens stellt im Aufsatz *Baudenkmäler in Schwetzingen* prägnante Kunstdenkmäler und die Eigenleistung ihrer engagierten Eigentümer in Wort und Bild dar. Sibylle und Uwe Heidenreich beschäftigen sich mit der *Schwetzinger Hardt* zwischen Schwetzingen und Hockenheim und stellen u. a. die Frage, »Welche Natur wir denn eigentlich schützen wollen?«. Sie kommen zu dem Schluss, dass die unentrinnbare Durchdringung von kulturellem Gestalten und natürlichem Wachstum dem Ideal einer »reinen Natur« dem Gedanken des verantwortlichen gestalteten Wandels gegenübersteht. Wilfried Schweinfurth behandelt in *Dünen und Flugsand* die geologischen Grundlagen der Landschaft, in der die Schwetzinger Gemarkung liegt. Er stellt die gegenseitige Beeinflussung ausgewählter physisch geographischer Faktoren und Nutzungsformen im historischen Kontext dar. Hartmut Troll nimmt in dem Aufsatz *Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen* ausführlich die Bemühungen um die Aufnahme des Gesamtkunstwerks aus Schloss und Garten in das Weltkulturerbe unter die Lupe und kritisiert die umstrittene Rolle des Internationalen Rats für Denkmalpflege. Wolfgang Schröck-Schmidt zeigt in *Schwetzinger Postkarten* Veränderungen der Schlossanlage im jeweiligen Zeitgeschmack. Der Abdruck von vier Hebelgeschichten aus einer Lesung von Ulrike Müller gibt Gelegenheit auf die Veranstaltungen »Hebelgedächtnis« und »Hebeltrunk« der Regionalgruppe Schwetzingen hinzuweisen. Karl Lessing erläutert in *Karl Drais und Schwetzingen,* wie der Gartenphaeton in Schwetzingen, ein zweirädriges von einem Lakaien angetriebenes Tretauto, das Interesse des Zweiraderfinders Drais erregte, um den Traum von einem individuellen Fortkommen ohne Pferd zu realisieren.

Heinrich Hauß

GROSSE KREISSTADT SCHWETZINGEN

Grußwort des Oberbürgermeisters Dr. René Pöltl

»1250 Jahre Schwetzingen« feiern die Schwetzinger/innen und viele andere in der Metropolregion Rhein-Neckar und darüber hinaus in diesem Jahr. Zu verdanken ist dieses besondere Jubiläum von Eineinviertel Jahrtausenden einer Frau namens Agana, die im Jahr 766 dem Kloster Lorsch Grundbesitz in »Suezzingen« schenkte, um dem eigenen Seelenheil Genüge zu tun. Durch diese schriftliche Erwähnung im Lorscher Kodex wurde Schwetzingen im Jahr 766 zum ersten Mal namentlich belegt.

Schwetzingen wird dieses große Jubiläum gebührend feiern. Es gibt ein »Jubiläumsjahr der Bürger für die Bürger«. In einem großen Bürgerworkshop wurden die Bürger/innen gefragt, wie sie Schwetzingen erleben, was sie mit ihrer Stadt verbinden, was im Jubiläumsjahr passieren und darüber hinaus bleiben soll. Viele der dort gefundenen Ideen sind in das Jubiläumsprogramm eingeflossen. Auch das Jubiläumsmotto »Schwetzingen schreibt Geschichte« wurde im Bürgerworkshop gefunden. Jetzt schreiben die Schwetzinger Bürger/innen selbst an der Geschichte ihrer Stadt im Jubiläumsjahr mit.

Wir arbeiten in Schwetzingen seit vielen Jahren mit der Badischen Heimat sehr erfolgreich zusammen, die Mitglieder der Regionalgruppe wirken in vielfältiger Art und Weise daran mit, dass die Geschichte unserer schönen Stadt lebendig, vielfältig und nachvollziehbar ist. Ich möchte an dieser Stelle allen Mitgliedern und Aktiven der Badischen Heimat für ihr großes Engagement danken und freue mich auf die weitere Kooperation in Schwetzingen und in der Kurpfalz.

Ich freue mich sehr, dass die Badische Heimat das Jubiläum der Stadt Schwetzingen zum Anlass nimmt, die Geschichte und die Geschicke der Stadt in einem Sonderheft zu beleuchten. Für die Schwetzinger/innen ist das eine große Freude und Ehre, und diese besondere Ausgabe wird auch künftig fest mit dem Jubiläumsjahr 2016 verbunden bleiben. Ich danke allen mitwirkenden Autoren und den Redakteuren. Zudem gilt mein besonderer Dank Herrn Dr. Volker Kronemayer, der als Vorsitzender der Regionalgruppe Schwetzingen der Badischen Heimat Initiator und Mentor dieses Sonderhefts »1250 Jahre Schwetzingen« ist.

Schwetzingen/Karlsruhe im Januar 2016
Dr. René Pöltl, Oberbürgermeister der Stadt Schwetzingen

Schwetzingen

Historie, Moderne und Menschen als Wegbereiter einer überaus lebendigen und lebenswerten Stadt

René Pöltl

Die Stadt Schwetzingen feiert im Jahr 2016 die erste urkundliche Erwähnung als »Suezzingen« im Lorscher Kodex im Jahr 766. Der Eintrag im Lorscher Kodex geht auf die Schenkung einer Frau namens Agana zurück. Agana wäre erstaunt, würde sie ihr damaliges Dorf Suezzingen heute erleben. Im Jahr der 1250-Jahrfeier zeigt sich Schwetzingen als besonders lebenswerte, historische und lebendige Stadt mit großer Aufenthaltsqualität. Die Wurzeln dieser Entwicklung liegen in der Historie und sind über die Jahrhunderte gewachsen; zugleich stellte sich die Stadt immer den Herausforderungen der Zeit und wusste sich sinnvoll anzupassen und zu entwickeln. Der nachfolgende Beitrag versucht, die heutige Stadt zu beschreiben und zugleich die Gründe aufzuzeigen, warum Schwetzingen eine überaus beliebte und lebenswerte Stadt ist. Am Ende wird sich zeigen, dass es sich um eine Kombination von Gründen handelt, die für die Qualitäten des heutigen Schwetzingens ausschlaggebend ist. Lage, Geschichte, Stadtgestaltung, Angebotsstruktur und Mentalität der Menschen waren entscheidend für die überaus positive Entwicklung der Stadt.

Wenn Schwetzingen im Jahr 2016 auf seine erste urkundliche Erwähnung vor 1250 Jahren im Lorscher Kodex zurückblickt, dann tut Schwetzingen das als überaus lebendige und lebenswerte Stadt. Viel ist in diesen Eineinviertel Jahrtausenden passiert und etliches davon prägt die Stadt bis heute. Schwetzingen hat ein historisches Gewand, das die Menschen lieben und das zahlreiche Besucher in die Stadt bringt. Gleichzeitig lockt Schwetzingen mit einer großen Gastfreundschaft und seiner Lebendigkeit, die in der Stadt an vielen Stellen erlebbar und spürbar ist. Schwetzingen ist heute eine moderne lebenswerte Stadt mit spürbarer historischer Prägung. Beides gehört zusammen und macht am Ende die Besonderheit und den Reiz der Stadt aus.

Wie wurde Schwetzingen zu dieser besonders lebenswerten und bei vielen Menschen so beliebten Stadt? Warum kommen so viele Besucher aus Nah und Fern nach Schwetzingen? Warum leben die Schwetzinger so gerne in ihrer Stadt und fühlen sich dort so wohl? Hier kommen ohne Zweifel einige Gründe zusammen und die Stadt musste einiges dafür tun, damit sie heute so wahrgenommen

und erlebt wird. Nachstehend soll aufgezeigt werden, dass das heutige Schwetzingen seine Lebens- und Aufenthaltsqualität durch eine Kombination aus Lage, Geschichte, Stadtgestaltung, Angebotsstruktur und Mentalität der Menschen erhalten hat. Zudem soll dargestellt werden, was die Lebensqualität der heutigen Stadt ausmacht.

Am Beginn der namentlichen Kenntnis von Schwetzingen steht eine Frau. Aganas Schenkung an das Kloster in Lorsch im Jahr 766[1] hat Schwetzingen aus der Anonymität gehoben. Jener Agana und ihrer Schenkung von Land und Gütern in »Suezzingen« ist es zu verdanken, dass wir im Jahr 2016 auf ein 1250-jähriges Jubiläum zurückblicken können. Irgendwie ist es schön, am Beginn der eigenen namentlichen Geschichte eine großzügige Frau stehen zu haben. Deswegen hat die Stadt Agana auch in den Mittelpunkt ihrer Feierlichkeiten[2] gestellt. Wir wissen aber auch, dass das Fleckchen, auf dem »Suezzingen« sich befand, bereits zuvor von Menschen besiedelt war.[3] Die nachweisbaren Spuren gehen sogar ins 5. Jahrtausend v. Chr. zurück, aus dem sich eine besonders bedeutende Bandkeramiker-Grablege in Schwetzingen findet. Der Grund für die lange Besiedlungsgeschichte liegt ohne Zweifel in der Lage des Orts. Die Rheinebene war schon stets in Klima- und Bodenbeschaffenheit sehr positiv geprägt[4], Schwetzingen lag dazu an einem Fluss, der Schwarzach[5], und nicht weit vom Rhein als bedeutender Handelsverbindung und Wasserader. Zudem war Schwetzingen von großen Waldflächen umgeben, die Wild und Holz boten. Die Lage des Orts mit mildem Klima, bester Infrastruktur und guten Wegeverbindungen war offensichtlich von Anfang an ein wichtiger Faktor für die Besiedlung und den Verbleib der Menschen an dieser Stelle.

Schwetzingen war über Jahrhunderte ein kleiner Ort – dem Grund nach ein Dorf –, dessen weitere Entwicklung erst spät einsetzte. Auslöser war zum einen die in Schwetzingen seit Mitte des 14. Jahrhunderts befindliche Wasserburg[6], die erstmals 1350 erwähnt[7] und ab Ende des 15. Jahrhunderts als Jagdschloss genutzt wurde.[8] Zum anderen fiel Schwetzingen Ende des 13. Jahrhunderts den Pfalzgrafen und damit letztlich der Kurpfalz zu. Die Lage des Orts mit dem Jagdschloss gefiel den Kurfürsten der Kurpfalz, sie bauten das Schwetzinger Schloss ab Ende des 17. Jahrhunderts aus und es wurde unter Kurfürst Carl Philipp ab dem Jahr 1720 zur Sommerresidenz der Kurfürsten von der Kurpfalz.[9] Die Lage bot sich dazu auch an: Nicht allzu weit weg von den Hauptresidenzen in Heidelberg und später in Mannheim, das Jagdschloss war bereits seit Jahrhunderten vorhanden und genutzt, die angrenzenden ausgedehnten Waldgebiete dienten der Jagd und dem Vergnügen, das umgebende Dorf Schwetzingen bot Bediensteten Wohnung und Heimat. Mit der Entscheidung zur Erhebung von Schwetzingen zur Sommerresidenz der Kurfürsten begann der Wandel vom Dorf zur barocken (Residenz)Stadt, zugleich wurden die Grundlagen der Stadt gelegt, die bis heute viele ihrer Qualitäten ausmachen.

Nachdem das Schwetzinger Schloss im Jahr 1691 durch die französischen Truppen von General Mélac komplett zerstört und bis auf die Grundmauern geschliffen worden war, begann Kurfürst Johann Wilhelm ab dem Jahr 1698 mit dem Wiederaufbau. Sein Nachfolger Kurfürst Carl Philipp[10] beendete die Modernisierung und Erweiterung des Schwetzinger Schlosses im Sinne einer mehr zeitgemäßen Sommerresidenz. Der grundlegende Schub kam dann mit Kurfürst Carl Theodor[11], der ab dem Jahr 1743 den Status des Kurfürsten der Kurpfalz innehatte. Carl Theodor baute seine Sommerresidenz kontinuierlich nach

dem Vorbild der französischen Höfe aus. Das betraf vor allem den Schlossgarten, der bis dahin nur ein kleinerer Garten im westlichen Anschluss an das Schloss war. Der Garten wurde unter Carl Theodor ab dem Jahr 1748 zu einem großen französischen Landschaftsgarten, der auch die beiden nördlichen und südlichen Zirkelbauten umfasste[12], ausgebaut. Seit 1753 wurde der Garten in der bis heute erhaltenen Form durch Johann Ludwig Petri angelegt[13], ab 1762 modifizierte und erweiterte Nicola de Pigage die Gartenanlage[14], ab 1802 wurde durch Johann Michael Zeyher das Arboretum angelegt.[15] Zudem ließ Carl Theodor in Schwetzingen hinter dem nördlichen Zirkel 1752 in nur zehn Wochen[16] das erste Rangtheater Europas[17] errichten, was eine grundlegende Auswirkung auf den Hof und die Stadt haben sollte. Die berühmte Gartenmoschee wurde ab 1779 errichtet[18] und ist bis heute ein starkes Symbol der Toleranz, der religiösen Offenheit, der Weltgewandtheit und der Aufklärung.[19]

Während der Regentschaft von Kurfürst Carl Theodor erfolgte auch die für das heutige Stadtbild so wichtige Anlage des Schlossplatzes im Jahr 1748.[20] Der Schlossplatz bildet mit dem Ehrenhof und dem Schloss ein städtebauliches Ensemble. Städtischer Raum und Schloss werden durch die Gesamtanlage der Platz- und Freifläche verbunden.[21] Der Schlossplatz ist wie ein nach außen geklappter Teil des Schlossgartens – die Größe und die Anordnung der Bäume gleichen Teilen des Schlossgartens. Der Schlossplatz bietet den Besuchern der Kurfürstlichen Sommerresidenz ein Willkommen und eine erste Idee des hinter dem Schlossgebäude versteckt gelegenen ba-

Spargelanstich am 18. April 2015 mit Sternekoch Mario Sauer (Heidelberg), Spargelhoheiten und Schwetzingens Oberbürgermeister Dr. René Pöltl (Foto: Tobias Schwerdt)

Familie Mozart besucht am 14. Juli 2013 Schwetzingen erneut, exakt 250 Jahre nach ihrem ersten Besuch. Sie wird von Schultes Pöltl und vielen Schwetzingern freudig begrüßt (Foto: Norbert Lenhardt)

rocken Schlossgartens. Der Schlossplatz stellt überdies eine städtebauliche Verbindung zwischen den beiden Teilen Schwetzingens dar – dem früheren Unter- und dem Oberdorf. Mit der Anlage des Schlossplatzes entsteht auch funktional eine wichtige Fläche im bürgerlichen Teil der Sommerresidenz – mit der Verleihung der Marktrechte 1759[22] wird an dieser Stelle das Marktgeschehen Schwetzingens etabliert, vor allem im 20. Jahrhundert der berühmte Schwetzinger Spargelmarkt.[23]

Die Besonderheit der Sommerresidenz war nicht ihre Existenz als solche, sondern dass der kurfürstliche Hof während des 18. Jahrhunderts nicht nur zeitweise in der Sommerresidenz war, sondern sich jährlich wiederholend und durchgängig mit der gesamten Entourage von Ende April bis Ende September in Schwetzingen aufhielt.[24] Damit kam Schwetzingen eine besondere Bedeutung im Jahresrhythmus des Hofes zu. Während in Mannheim regiert wurde, gab man sich in Schwetzingen der Leichtigkeit, der Kultur, dem Vergnügen und dem Leben hin.[25] Dies hatte vielfache Auswirkungen, in Schwetzingen waren Dinge erlaubt, die das strenge Hofleben in der Mannheimer Hauptresidenz nicht zuließ. So konnte das berühmte Mannheimer Hoforchester in Schwetzingen experimentieren[26], hier wurde die erste komplett deutschsprachige Oper zur Aufführung gebracht[27], hier wurde Musik eigens zur intimen Aufführung im Badhaus des Kurfürsten komponiert[28], hier wurde Musik für das Vergnügen im Garten vorgesehen. Diese besondere Prägung der Schwetzinger Sommerresidenz und

das grundlegende Interesse von Kurfürst Carl Theodor an Kunst und Kultur führten dazu, dass Schwetzingen in den Sommermonaten von zahlreichen Menschen aus ganz Europa besucht wurde. Künstler, Literaten, Adel, Musiker waren ständig zu Gast. Die Schwetzinger waren es gewohnt, dass ihr Dorf von April bis Oktober von zahlreichen Gästen und Fremden bevölkert war. Die berühmtesten unter ihnen waren Wolfgang Amadeus Mozart[29], Christoph Willibald Gluck[30], Voltaire[31] und Giacomo Casanova, die Liste ließe sich fast beliebig fortsetzen. Ein gutes Beispiel für diese besonderen Monate in Schwetzingen gibt die folgende Beschreibung von Charles Burney im Tagebuch seiner Musikalischen Reisen[32]: »Einem jeden, der des Sommers durch die Gassen von Schwetzingen geht, muß es gänzlich von einer Colonie von Musikanten bewohnt zu seyn scheinen, die ihre Profession beständig ausüben; da in einem Haus hört er einen schönen Geiger, dort in einem andern eine Flöte; hier einen vortrefflichen Hoboisten, dort einen Basson, eine Clarinet, ein Violonschell oder ein Concert von allerley Instrumenten zugleich.«[33]

Das Leben der Schwetzinger Bürger mit dem Hof Carl Theodors und mit den vielen Gästen aus Nah und Fern in diesen Monaten bewirkte einen sehr entspannten Umgang der Schwetzinger mit höher gestellten Menschen, Künstlern und Fremden. Es war normal, von Adel, exzentrischen Künstlern und Besuchern aus der Ferne umgeben zu sein. Entweder erlebten die Schwetzinger diese als Bedienstete in Diensten des Kurfürsten oder sie beherbergten das Gefolge des Kurfürsten in den eigenen Häusern.[34] So ist es bekannt, dass die Musiker des Mannheimer Hoforchesters bei den Schwetzingern in deren Häusern für die Sommermonate eingemietet waren.[35] Die Schwetzinger waren also einiges gewohnt und durften manches erleben, was sonst in der Zeit der absolutistischen Herrscher so nicht mitzubekommen gewesen wäre, da der Hof eine in sich geschlossene Gemeinschaft war. Im kleinen, beschaulichen Schwetzingen war das anders und ein Stück Normalität. Bis heute werden unter den Urschwetzingern Geschichten aus dieser Zeit erzählt, die von Generation zu Generation weitergetragen werden, wie etwa die Beschreibung eines Vorfalls, als Kurfürst Carl Theodor am Schlossplatz betrunken in den Leimbach[36] gefallen sein soll. Das Erstaunliche ist, dass sich diese Gelassenheit im Umgang mit den besser Situierten – heute würde man von Prominenz reden – und die Offenheit gegenüber Besuchern und Fremden bis heute erhalten haben. Die Prägung Schwetzingens aus dieser bedeutenden Epoche des 18. Jahrhunderts bestimmt nach wie vor die Mentalität der Bürger.[37] Hinzu kommt die generelle Aufgeschlossenheit der Kurpfälzer gegenüber Besuchern und Fremden, was damit zu tun hat, dass die Kurpfalz seit dem Ende des 17. Jahrhunderts stets eine Region der Zuwanderung war, die über viele Jahrhunderte davon profitiert hat, dass Menschen aus vielen anderen Regionen und Ländern in die Kurpfalz kamen, um hier zu arbeiten und zu leben. Und deswegen ist es heute noch so, dass die Schwetzinger Prominente gerne in ihrer Stadt begrüßen und zu Gast haben, dabei aber sehr unaufgeregt sind.

Da kann es gut sein, dass der berühmte Sportler, Musiker, Schauspieler oder Politiker ganz entspannt im Sommer auf dem Schlossplatz unter den »Normalen« sitzt, ohne dass er ständig angesprochen oder unterbrochen wird. Und die Schwetzinger reagieren sehr offen auf neue Menschen, die in ihrer Stadt zu Besuch oder Neubürger sind.

Ein weiteres Indiz für diese historisch gewachsene Prägung Schwetzingens wie auch

Besuch von Ministerpräsident Winfried Kretschmann am 20. Mai 2012 in Schwetzingen. Das Foto entstand auf dem Dach des Schlossgebäudes (ehemaliges Observatorium von Kurfürst Carl Theodor), v.l.n.r. OB Dr. René Pöltl, MP Winfried Kretschmann mit Ehefrau Gerlinde, Stefanie Pöltl, GF Schlösser und Gärten BW Andreas Falz (Foto: Tobias Schwerdt)

der Kurpfalz sind die Namen der hier lebenden Menschen und die Infiltration der Kurpfälzer Sprache durch das Französische. In Schwetzingen leben viele Menschen, deren Namen verraten, dass ihre Vorfahren aus Frankreich oder Holland zugewandert sind. Viele dieser Vorfahren kamen im 18. und 19. Jahrhundert nach Schwetzingen, entweder als Bedienstete des kurfürstlichen Hofes oder in der Zeit der Industrialisierung, als im wachsenden Schwetzingen viele Arbeitsplätze in der lokalen Industrie entstanden, etwa in der berühmten Konservenfabrik Bassermann, die den Ruf des eingedosten Spargels in die ganze Welt hinaustrug.[38] Deswegen leben in Schwetzingen und der Region schon lange Familien mit französischen und holländischen Familiennamen, die von den Kurpfälzern fast schon liebevoll ins Kurpfälzische »eingedeutscht« wurden. Und deswegen heißt der Bollerwagen, mit dem früher der Spargel nach der Ernte von den Äckern auf den Spargelmarkt auf dem Schlossplatz gebracht wurde, »Spargel-Chaise«[39].

Das 19. Jahrhundert wurde für Schwetzingen nicht nur wegen der Industrialisierung wichtig, die auch viele neue Arbeitsplätze in die Stadt brachte, und damit einen deutlichen Aufschwung und Bevölkerungszuwachs bedeutete. Spätestens seit der Erhebung Schwetzingens zur Stadt im Jahr 1833[40] und der Selbstverwaltung der Stadt durch die Bürger und die von ihnen gewählten Stadträte und Bürgermeister beginnt ein starker Ausbau der städtischen Infrastruktur. Es werden Schulen, Bildungseinrichtungen und ein Krankenhaus gebaut und betrieben. Mit der Stärkung des Bürgertums finden sich in

Schwetzingen auch Mäzene und Gönner, die den Bürgern in unterschiedlichster Weise Unterstützung zukommen lassen. Bis heute eine der berühmtesten Mäzene und Wohltäterinnen ist Clementine Bassermann, die Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts viel für die Schwetzinger Infrastruktur tat.[41] Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wird in Schwetzingen die Grundlage für die Infrastruktur geschaffen, die bis heute für die Stadt so wichtig ist und sie zum Mittelzentrum für über 100 000 Menschen macht: Umfassende Angebote im Bereich der Bildung, der Gesundheitsversorgung, des Handels, der Kultur und des Sports prägen Schwetzingen bis heute und werden von den Bürgern intensiv in Anspruch genommen. Hinzu kommt die hervorragende Anbindung der Stadt durch die seit dem 19. Jahrhundert bestehende Eisenbahnstrecke – die sogenannte Rheintalbahn –, die Schwetzingen in wenigen Minuten mit Mannheim und Karlsruhe verbindet, künftig als S-Bahn mit modernen Zügen, drei Haltestellen im Stadtgebiet und guter Taktung.[42]

Nach den beiden Weltkriegen ist Schwetzingen nochmals stark gewachsen. Es kam zu einer regen Bautätigkeit, die zahlreiche neue Wohngebiete im Norden der Stadt erschlossen (Hirschacker, Nordstadt, Kleines Feld) und zuletzt den großen Stadtteil Schälzig im Süden geschaffen hat.[43] Mit diesen neuen Wohngebieten überschritt Schwetzingen die Anzahl von 20 000 Einwohnern und wurde Große Kreisstadt. Die neuen Wohngebiete ermöglichten vielen Menschen den erstmaligen Zuzug nach Schwetzingen, die Infrastruktur wurde für die heutige Einwohnerzahl von nicht ganz 22 000 Menschen ausgebaut. Das Wachstum führte aber auch zu einer Veränderung des Charakters der Stadt. Schwetzingen war bis Mitte des 20. Jahrhunderts immer noch vom ursprünglichen Dorf des 18. Jahrhunderts geprägt. Mit dem Bau- und Erweiterungsboom ab den 1950er Jahren hat sich dies verändert. Die Ur-Schwetzinger Familien sahen sich nunmehr vielen Neubürgern gegenüber. In der Nordstadt entstanden Hochhäuser, die zur Zeit ihrer Entstehung überaus modern, schick und städtisch wirkten, heute aber eher als städtebaulicher Missstand empfunden werden. Mit den vielen leitenden Mitarbeitern der großen Firmen und Konzerne der Region[44], die gerne in Schwetzingen leben, kam ein neues Bildungsbürgertum in die Stadt, was auch zu einer Anpassung des Bildungs- und Kulturangebots führte, zugleich stiegen aber auch die Grundstücks-, Immobilien- und Mietpreise an, da Schwetzingen zu einem sehr beliebten Wohnort wurde. Ohne Zweifel hat die städtische Prägung Schwetzingens stark zugenommen, aber das Schöne ist, dass die Ursprünge der Stadt erhalten werden konnten. Heute bietet Schwetzingen beides – es ist Stadt und Dorf zugleich. Man kann hier sehr gut wohnen und leben, findet eine umfassende Angebots- und Infrastruktur vor, lebt aber nicht in der Anonymität einer Großstadt, sondern man kennt sich, man trifft sich in der Stadt und es gibt viele Ecken, an denen das Flair der Kurfürstlichen Sommerresidenz noch zu erleben ist.

Schwetzingen hat heute das große Glück, dass es über Generationen und Jahrhunderte hinweg gelungen ist, die Stärken der Stadt zu bewahren, sie stets modernen Anforderungen anzupassen, und in der Gesamtheit eine Verknüpfung aller Elemente zu erreichen, die für die große Lebens- und Aufenthaltsqualität der Stadt sorgt. Schwetzingen ist so besonders und so attraktiv, weil es Historie und Moderne perfekt verbindet. Heute versteht sich Schwetzingen als eine Stadt, die für ihre Bürger und ihre Gäste ein möglichst gutes Leben ermöglichen will. Alle Menschen sollen die gleiche Teilhabe an ihrer Stadt haben: Herkunft, Alter,

Empfang der Austauschschüler des Gymnasiums der französischen Partnerstadt Lunéville und des Schwetzinger Hebel-Gymnasiums am 17. Mai 2011 (Foto: Norbert Lenhardt)

Religion, Lebenssituation sollen nicht darüber entscheiden, wie gut hier jemand leben kann. Schwetzingen ist in jeder Hinsicht eine »Generationenstadt« geworden.

Kommen wir nochmals zum Anfangsgedanken dieses Beitrags zurück. Die heutige Lebensqualität Schwetzingen besteht aus einer Kombination von Lage, Geschichte, Stadtgestaltung, Angebotsstruktur und Mentalität der Menschen. Dazu im Einzelnen:

Lage: Schwetzingen liegt nach wie vor sehr schön in der Rheinebene. Die Stadt hat überwiegend ein mildes Klima, eher wenig Regen und viel Sonnenschein, sie liegt nicht weit vom Rhein entfernt, sie liegt an der Schwetzinger Hardt, dem größten zusammenhängenden Waldschutzgebiet Baden-Württembergs, ein wunderbares Naherholungsgebiet, das zum Wandern, Radfahren und zur sportlichen Betätigung einlädt. Schwetzingen liegt zwischen Heidelberg und Mannheim, beide Städte sind gut erreichbar und bieten die Angebote, die Schwetzingen nicht selbst vorhält oder vorhalten kann. Die verkehrliche Anbindung Schwetzingens ist überaus gut. Die Lage zwischen A 5 und A 6 mit eigenen Autobahnanschlüssen ist geradezu perfekt. Die B 535 verbindet Schwetzingen mit Heidelberg und Mannheim. Über die Eisenbahn ist Schwetzingen direkt mit Mannheim und Karlsruhe verbunden, in Mannheim befindet sich ein ICE-Knotenpunkt der Bahn. Nach Heidelberg und Speyer bestehen Busverbindungen. Der Frankfurter Flughafen ist 45 Minuten entfernt. Die Pfalz liegt vor der Haustür, ebenso das Neckartal und der Odenwald. Der Rhein ist mit dem Fahrrad in einer halben Stunde erreichbar.

Geschichte: Schwetzingen ist eine historische Stadt. Die Schwetzinger und die Besucher der Stadt können dies unmittelbar erleben. Schloss, Schlossgarten und Mittelachse mit Schlossplatz, der Marstall, die katholische Kirche St. Pankratius, die evangelische Lutherkirche und das Rathaus geben mit vielen weiteren historischen Gebäuden und Plätzen einen umfassenden Eindruck der alten Kurfürstlichen Sommerresidenz des 17./18. Jahrhunderts und des 19. Jahrhunderts. Die historische Anlage der Stadt ist so durchdacht und einzigartig, dass sie die Menschen bis heute begeistert und das Flair der Stadt entscheidend prägt. Wer einmal im Sommer abends auf dem Schlossplatz im historischen Ambiente des Ensembles von Schloss, Ehrenhof und Schlossplatz saß, wer die besondere Beleuchtung des Ensembles erlebt hat, der vergisst das nicht und kommt gerne wieder. Die Schwetzinger genießen es, unmittelbar vor der eigenen Haustür dieses einmalige historische Ensemble erleben zu können. Das ist ein besonderes Stück Lebensqualität. Hinzu kommt der Schlossgarten, der mit einem sehr erschwinglichen Jahresticket jedem zur Verfügung steht. Eine eigene Erlebniswelt auf 70 Hektar, die entschleunigt, den Kopf freimacht und Erholung bietet. Wie wird zu Recht gesagt: Der Weg durch den Schwetzinger Schlossgarten ist ein Weg der Erkenntnis. Das Leben in einer historischen Stadt ist ein besonderes: Man sieht sich im Kontext der Generationen, man will bewahren, man versteht die Besonderheiten der Geschichte, man sieht sich selbst verortet. Erlebbare Geschichte wie in Schwetzingen relativiert, und sie motiviert die Menschen.

Stadtgestaltung: Die Anlage der Stadt macht Schwetzingen zu etwas Besonderem. Die Lage in der Rheinebene, die zwischen Königstuhl und Kalmit befindliche zentrale Achse, auf der Carl-Theodor-Straße, Schlossplatz, Schloss und Schlossgarten liegen, die bauliche Verbindung von Stadt und Schlossanlage machen Schwetzingen zu etwa Einmaligem. Jeder Besucher der Stadt erlebt dies – ob bewusst oder unbewusst –, die Schwetzinger wissen darum und schätzen es sehr. Wer durch die Stadt läuft, sieht vielfach das Schloss oder Teile des Schlossgartens, wer umgekehrt im Schlossgarten läuft, sieht die Kirchtürme der Stadt. Alles ist eng beieinander, alles ist eins, alles darf man tagtäglich erleben und in sich aufnehmen. Das beeinflusst das tägliche Leben, man fühlt sich in dieser Umgebung wohl, sie bereichert das eigene Leben und Erleben. Die historische Stadtanlage des 17. und 18. Jahrhunderts war kongenial und ist für alle nachfolgenden Generationen ein Glückfall, vor allem auch der Erhalt im 19. Jahrhundert und das Verschonen vor den Bomben des Zweiten Weltkriegs. Wichtig ist auch, dass heute mit großer Sensibilität mit diesem Kulturerbe umgegangen wird. Der Erhalt und die Bewahrung der historischen Kernbereiche der Stadt stehen außer Frage und es ist ein wichtiges Anliegen der Stadt, dieses Kulturerbe auch künftigen Generationen zu sichern. Der in den Jahren 2009 bis 2011 neu gestaltete Schlossplatz ist dafür bestes Bespiel: Er wurde im historischen Sinne restauriert, zugleich aber modernen Anforderungen an Barrierefreiheit, Erreichbarkeit und Nutzbarkeit angepasst, zudem wurde er verkehrsberuhigt und im positiven Sinne entschleunigt. Nunmehr ist er ein Platz für alle, der gleichberechtigt nutzbar ist und den Alltag der Menschen – Bürger wie Besucher der Stadt – bereichert.[45]

Angebotsstruktur: Schwetzingen verfügt über eine hervorragende Infrastruktur, die den Ansprüchen und Belangen der Menschen gerecht wird. Alles Wichtige ist vor

Schlossplatz Schwetzingen seit der Sanierung der Jahre 2009 bis 2011 (Foto: Tobias Schwerdt)

Ort und unmittelbar erreichbar und nutzbar. Schwetzingen verfügt über ein umfassendes Bildungsangebot: Vier Grundschulen, Gemeinschaftsschule, Staatliches Gymnasium, Wirtschaftsgymnasium, Privatgymnasium, Gewerbeschule, Volkshochschule, Musikschule, Stadtbibliothek. Es gibt zahlreiche Kindergärten, die Kinder von 1 bis 6 Jahren betreuen. Schwetzingen hat ein eigenes Krankenhaus in der Trägerschaft des Rhein-Neckar-Kreises, zahlreiche niedergelassene Ärzte aller Fachdisziplinen, viele unterstützende Heil- und Pflegeberufe, ein Senioren-Pflegeheim, Einrichtungen für betreutes Wohnen, zahlreiche Fitness- und Sportangebote. Schwetzingen hat ein attraktives Freizeit- und Erlebnisbad, zudem einen 7000 qm großen Bewegungs- und Begegnungsparcour[46] sowie zahlreiche Spielplätze. In Schwetzingen gibt es überaus viele Vereine mit vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten vor allem im Bereich des Sports und der Kultur. Es gibt ein eigenes Kultur- und Heimatmuseum, ein freies Theater, von April bis Juni mit den SWR-Festspielen das größte Radio-Klassik-Musikfestival der Welt und im Herbst das Mozartfest, dazu viele weitere Konzerte im Bereich der Klassik und der Pop- und Rockmusik, und über das ganze Jahr verteilt zahlreiche Kunst-Ausstellungen. In Schwetzingen gibt es nach wie vor eine sehr gute Geschäftsstruktur in allen Bereich, man kann in der Stadt sehr gut einkaufen, daneben gibt es viele Lebensmittelmärkte und ein Kino. Im Ergebnis kann man sagen, dass in Schwetzingen Vieles vor Ort und auf kurzen Wegen zu erreichen ist.

Mentalität: Die Schwetzinger haben eine gewachsene Mentalität, die das Leben in der Stadt stark beeinflusst. Sie sind insgesamt gelas-

Weihnachtsmarkt 2012: Treffen mit den beteiligten Partnerstädten aus Lunéville, Pápa und Spoleto (Foto: Tobias Schwerdt)

sen und unaufgeregt, lebensfroh und können genießen, sie sind offen und tolerant, ehrlich und geraderaus, feiern gerne und sind gesellig, freuen sich über Gäste und neue Menschen in der Stadt. Diese lebhafte, aufgeschlossene Art kann man vielfach spüren und erleben. Sie ist spätestens im 18. Jahrhundert mit Kurfürst Carl Theodors intensiv gelebter Sommerresidenz entstanden und über die folgenden zweieinhalb Jahrhunderte nicht mehr verloren gegangen.[47] Schwetzingen hat viel Gastronomie, der Schlossplatz mit seiner Außenbewirtschaftung wird nicht nur von den Schwetzingern selbst, sondern in der ganzen Region geschätzt. Die Schwetzinger sind Genussmenschen, der Spargel wird von April bis Juni geliebt und gegessen, die Spargelsaison ist der Mittelpunkt des Jahresrhythmus der Stadt.[48] Jedes Jahr freuen sich die Schwetzinger auf den Frühling und den Beginn der Spargelsaison im April. Dann beginnen auch die Festspiele, der Schlossplatz öffnet wieder die Außengastronomie und es wird generell viel gefeiert und das Leben genossen. Das ist schon lange so und wird sicherlich auch so bleiben. Die Schwetzinger schauen über den Tellerrand der eigenen Stadt hinaus und sind gerne und vielfach mit anderen Städten und Regionen verbunden. Mit Wachenheim an der Weinstraße verbindet seit über 60 Jahren eine Wein- und Spargelpatenschaft, man feiert viel und gerne miteinander, es wird der gute Wachenheimer Wein gelesen und getrunken und der berühmte Schwetzinger Spargel gestochen und gegessen. Mit Lunéville in Lothringen/Frankreich, Pápa in Ungarn, Spoleto in Umbrien/Italien und Fredericksburg in Virginia/USA bestehen lebhafte Städtepartnerschaften, die von den Bürgern gerne gepflegt und gelebt werden. Mit Karlshuld-Neuschwetzingen in Bayern besteht eine historisch begründete

Patenschaft und mit dem benachbarten Schrobenhausen in Bayern besteht eine über den Spargel entstandene Patenschaft. Mit Hausen im Wiesental verbindet Johann Peter Hebel[49]. Immer haben die Schwetzinger große Freude am Austausch mit den Bürgern aus den befreundeten Partnerstädten und -gemeinden, das liegt einfach in ihrem Naturell, man ist offen, freut sich über die Begegnungen, das Feiern und die Möglichkeit, voneinander zu lernen. Schwetzingen ist auch deswegen eine sehr offene, tolerante, gastfreundliche Stadt. Das entspricht ihrer Prägung und Tradition und ist ein Teil ihrer Identität.

Fazit: Diese Gemengelage aus historischen Gründen, zeitgemäßer Entwicklung der Stadt und der besonderen Mentalität ihrer Bürger ist letztlich der Schlüssel zur hohen Lebens- und Aufenthaltsqualität, die Schwetzingen heute ausmacht. Wer in Schwetzingen lebt oder zu Gast ist, kann dies eindrucksvoll erleben und weiß zu schätzen, was die Stadt in ihrer Gesamtheit ausmacht. Schwetzingen ist im Jubiläumsjahr 2016 eine überaus attraktive, lebenswerte, weltgewandte Stadt, die viel zu bieten hat. Daran haben mit Blick auf die zu feiernden 1250 Jahre viele Generationen mitgewirkt, nichts ist von selbst entstanden, sondern im Lauf der Jahrhunderte gewachsen. Darauf können die Schwetzinger zu Recht stolz sein. Es muss einem nicht bange sein, um die Zukunft dieser schönen Stadt, aber auch für die kommenden Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte gilt: Nicht ausruhen, wach bleiben, die Stadt fortentwickeln und ihr Bestes bewahren, dann wird Schwetzingen auch weiterhin die besondere Stadt bleiben, die sie heute ist. Herzlichen Glückwunsch Schwetzingen und alles Gute für die weitere Zukunft – bleib wie Du bist und bereite uns weiter so viel Freude!

Anmerkungen

1 Vgl. die Abbildung des original Eintrags bei Wilhelm Heuss, in: 150 Jahre Stadt Schwetzingen, 1983, S. 32.
2 Das Jubiläumsjahr 2016 steht unter dem Motto »Schwetzingen schreibt Geschichte«, eine Idee, die bei den Vorbereitungen zum Jubiläum bei einem Bürgerdialog durch die Bürgerschaft eingebracht worden war.
3 Joachim Kresin, in: Schwetzingen – Kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, 2009, S. 147.
4 Wilhelm Heuss, a. a. O., S. 33.
5 Wilhelm Heuss, a. a. O., S. 35.
6 Wolfgang Schröck-Schmidt, in: Schloss Schwetzingen, 2009, S. 5.
7 Carl Ludwig Fuchs, in Fuchs / Reisinger, Schloss und Garten zu Schwetzingen, 2. Aufl. 2008, S. 11; Peter Knoch / Robert Erb, in: Schwetzingen – Kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, 2009, S. 159.
8 Carl Ludwig Fuchs, a. a. O.; vgl. auch Wolfgang Schröck-Schmidt, a. a. O., S. 7.
9 Carl Ludwig Fuchs, a. a. O., S. 15; Merian Heidelberg 3/2011, S. 97.
10 Zu seiner Person und seiner Vita vgl. etwa Hartmut Ellrich, in: Streifzüge durch die Kurpfalz, 2010, S. 29–33.
11 Vgl. zu seiner Person und seiner Vita etwa Hartmut Ellrich a. a. O., S. 33–36.
12 Die Entstehungsgeschichte des Schlossgartens ist aus vielerlei Gründen sehr komplex, vgl. dazu Claus Reisinger, in Fuchs / Reisinger, a. a. O., S. 63 ff.
13 Claus Reisinger, a. a. O., S. 69.
14 Claus Reisinger, a. a. O., S. 74.
15 Claus Reisinger, a. a. O., S. 108.
16 Claus Reisinger, a. a. O., S. 68; vgl. auch Monika Scholl / Peter Thoma, in: Schwetzingen – Kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, 2009, S. 27.
17 Wolfgang Schröck-Schmidt, a. a. O., S. 46 f.; vgl. auch Hartmut Ellrich a. a. O., S. 192 f.
18 Claus Reisinger, a. a. O., S. 183.
19 Vgl. dazu auch Claus Reisinger, a. a. O., S. 196 ff.
20 Wolfgang Schröck-Schmidt und Marco Birn, in: Schwetzingen, historischer und kunsthistorischer Führer durch die Stadt, 2008, S. 35; Joachim Kresin, a. a. O., S. 153–158.

21 Vgl. dazu René Pöltl, in: Mehr Miteinander im öffentlichen Raum, Stadt und Gemeinde 2011, S. 423 f.
22 Wilhelm Heuss, a. a. O. S. 53.
23 Vgl. auch Wilhelm Heuss, a. a. O. S. 57; ausführlich dazu auch Franz A. Bankuti, in: Schwetzinger Spargel: Stolz der Kurpfalz, 3. Aufl. 1999, S. 27, 30.
24 Carl Ludwig Fuchs, a. a. O., S. 43 ff.
25 Bärbel Pelker, in: Schwetzingen – Kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, 2009, S. 24; Merian Heidelberg 3/2011, S. 98.
26 Silke Leopold, Die »Schule des wahrhaft guten Geschmacks in der Tonkunst«, in: Die Wittelsbacher am Rhein, 2013, Band II, S. 301.
27 Vgl. Bärbel Pelker, a. a. O., S. 24, und in: Sonderjournal Schwetzingen, Juli 2009, S. 18.
28 Vgl. etwa Claus Reisinger, a. a. O., S. 143, 145.
29 Vgl. dazu ausführlich Rolf Dieter Opel, Mozart in Schwetzingen und Mannheim, 4. Aufl. 2006; vgl. auch Merian Heidelberg 3/2011, S. 98.
30 Hartmut Ellrich, a. a. O., S. 187 f.; Patricia Keßler / Michael Kohler, Das gibt es nur in der Kurpfalz, 1. Auf. 2013, S. 22.
31 Voltaire war immer wieder in Schwetzingen, vgl. dazu Georg Holmsten, Voltaire, 16. Aufl. 2012, S. 96, und Hartmut Ellrich, a. a. O., S. 187, 193; Merian Heidelberg 3/2011, S. 98. Er fertigte in Schwetzingen auch die erste Rohfassung seines Candid (vgl. dazu Ernst Sander, Nachwort in der Reclam-Ausgabe des Candid, 1971/2011, S. 115 f.).
32 Carl Burney's der Musik Doctors Tagebuch seiner Musikalischen Reisen, 2. u. 3. Bd., deutsch von Johann Joachim Christoph Bode, Hamburg 1773.
33 Nach Bärbel Pelker, a. a. O., S. 24.
34 Vgl. dazu etwa Joachim Kresin, a. a. O. S. 154.
35 Vgl. dazu Bärbel Pelker, a. a. O., S. 24.
36 Die Schwetzinger sagen in ihrem Kurpfälzisch »die Leimbach«.
37 Vgl. auch René Pöltl, in: Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen, Welterbeantrag zur Bewahrung der Stadtkulturlandschaft, Planerin 2/2012, S. 39 f.
38 Hartmut Ellrich, Industriekultur und Handwerkstradition, 30 erlebnisreiche Tagestouren im Rhein-Neckar-Raum, 2015, S. 47; vgl. auch Wilhelm Heuss, a. a. O., S. 57.
39 »La chaise« heißt im französischen eigentlich der Stuhl, mit diesem Begriff wurde im 18. Jahrhundert aber die Sänfte bezeichnet (chaise à porteurs), mit der hochgestellte Persönlichkeiten getragen wurden. Kein Wunder, dass die Kurpfälzer diesen Begriff für das Transportfahrzeug ihres königlichen Gemüses wählten.
40 Wilhelm Heuss, a. a. O., S. 17 ff.; vgl. auch Helmut Bischoff, Rhein-Neckar, 1. Aufl. 2007, S. 78.
41 Vgl. dazu Joachim Kresin, in: Schwetzinger Frauengeschichten, 1. Aufl. 2013, S. 53–66.
42 Leider besteht die Straßenbahnstrecke von Heidelberg nach Schwetzingen seit 1974 nicht mehr. Wegen der sehr hohen Investitionskosten ist nicht damit zu rechnen, dass diese Straßenbahnverbindung wieder entstehen wird.
43 Bei der Anlage dieses Stadtteils wurden auch die bereits erwähnten Bandkeramiker-Grabfelder entdeckt. Der jüngste Schwetzinger Stadtteil ist damit besiedlungs-historisch zugleich der älteste.
44 BASF, SAP, Heidelberger Druckmaschinen, Roche etc.
45 Vgl. dazu ausführlich René Pöltl, a. a. O. (Fn. 21), S. 423 f.
46 Eine großzügige Spende der Dietmar Hopp Stiftung. Die Anlage wurde im Mai 2015 im Beisein von Stifter Dietmar Hopp eingeweiht.
47 Vgl. dazu auch René Pöltl, a. a. O. (Fn. 37), S. 39 f.
48 In Schwetzingen wird seit dem Jahr 1668 Spargel angebaut. Damit ist Schwetzingen das älteste noch betriebene Spargelanbaugebiet in Deutschland.
49 Johann Peter Hebel wurde am 10.5.1760 in Basel geboren, wuchs in Hausen im Wiesental auf und verstarb am 22.9.1826 in Schwetzingen, wo er auch bestattet wurde. Sein Grab befindet sich bis heute in Schwetzingen (im nach ihm benannten Park). Alle 2 Jahre im September führt die Stadt Schwetzingen zu seinem Gedenken »Hebelgedenken« und »Hebeltrunk« durch. Vgl. zu ihm etwa Johann Peter Hebel, Wesen, Werk, Wirkung, hrsg. von der Basler Hebelstiftung, 1990, und Franz Littmann / Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Johann Peter Hebel am Oberrhein, 1. Aufl. 2010, dort S. 132-138 zu Schwetzingen.

Anschrift des Autors:
Dr. René Pöltl
Oberbürgermeister der Stadt Schwetzingen
Stadverwaltung Schwetzingen
Hebelstraße 1
68723 Schwetzingen

Kulturstadt Schwetzingen – der »Musenhof« des 21. Jahrhunderts

Barbara Gilsdorf

Der Artikel skizziert das Profil der Kulturstadt Schwetzingen, die ein reiches Angebot von Hochkultur bis hin zu lokal geprägter Vereinstätigkeit aufweist. Er leitet den Bezug zu Schwetzingens Hoch-Zeit her, der Regierungszeit von Kurfürst Carl Theodor, in der die Schwetzinger Sommerresidenz die Bedeutung eines Musenhofes einnahm. Daneben erfolgt ein Ausblick auf die moderne Tourismusstadt und die damit verbundene Bedeutung als Wirtschaftsfaktor für viele Akteure und Dienstleister.

»Wenn der Kurfürst in Schwetzingen war und ihm sein vortreffliches Orchester dahin folgte, wähnte sich die Hofgesellschaft in eine Zauberinsel versetzt, wo alles klang und sang. Aus dem Badehause ertönte abends die wollüstige Musik, ja aus allen Winkeln und Hütten des kleinen Dorfs hört man die magischen Töne seiner Virtuosen«

(Christian Friedrich Daniel Schubart).

Auf diese Weise äußerten sich die Zeitgenossen des kunstsinnigen Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz (1724–1799) über das musikalische Leben am Kurpfälzer Musenhof – und sie übertrafen sich in ihren Beschreibungen des »Paradieses für Tonkünstler« (Friedrich Heinrich Jakobi) mit Superlativen. Die eingangs erwähnte Stimmung übertrug sich auch auf das Dorf Schwetzingen, das das Juwel der prächtigen Schlossanlage umgab. Die Musiker der berühmtesten Hofkapelle Europas kamen alljährlich als Teil des Hofstaats zum 1. Mai in das beschauliche Schwetzingen, das seit 1759 das Marktrecht besaß. Hier nahmen sie in den Gasthäusern und privaten Herbergen in der Regel für die Dauer von etwa einem halben Jahr Quartier und fanden so zu einer Art »Musikerkolonie« zusammen. Die Atmosphäre lässt sich wie folgt vorstellen: »Einem jeden, der des Sommers durch die Gassen von Schwetzingen geht, muß es gänzlich von einer Colonie von Musikanten bewohnt zu seyn scheinen, die ihre Profession beständig ausüben; da in einem Hause hört er einen schönen Geiger, dort in einem andern eine Flöte; ein Violonschell oder von Concert von allerley Instrumenten zugleich« (Charles Burney).

Des historischen Erbes bewusst findet der Begriff eines »Musenhofes« auch noch im 21. Jahrhundert seine Geltung. Das Schlossensemble des 18. Jahrhunderts ist als Austragungsort für unterschiedliche kulturelle Veranstaltungen bis heute Herzstück von Schwetzingen. Damals wie heute prägt der Anspruch auf ein reiches Kulturleben die Stadt und das Wirken ihrer Akteure. Damals wie heute wird ein Akzent auf das Gebiet der klassischen

Im Rokoko-Theater Schwetzingen von 1752/53, eines der ältesten Theater Europas (Foto: Tobias Schwerdt)

Musik gesetzt. Unumstrittenes Glanzlicht sind die Schwetzinger SWR Festspiele, die alljährlich von Ende April bis Anfang Juni im Rokokotheater, dem ältesten erhaltenen Rangtheater, und in den prachtvollen Zirkelsälen des Schlosses ausgetragen werden. Das weltweit größte Hörfunkfestival für klassische Musik verwandelt die Kleinstadt im Herzen der Kurpfalz zu einem Zentrum der Musikwelt. Etwa 22 000 Festspielbesucher lauschen den Konzerten und Opernaufführungen, die der legendären Schwetzinger Dramaturgie folgen »Altes wiederzuentdecken, Neues zu initiieren und dem Nachwuchs eine Chance zu geben«. Die Festspiele genießen einen internationalen Ruf, und tragen somit den Namen Schwetzingens weit über die Grenzen Deutschlands hinaus.

Daneben findet das Schwetzinger Mozartfest traditionell im Herbst große Beachtung. Hiermit gelingt den Veranstaltern, der Mozartgesellschaft Schwetzingen, ebenso eine überregionale Beachtung. Daneben unterstreicht das Festival die Bedeutung der kurpfälzischen Kulturstadt als ausgewiesene Mozartstadt. Die authentischen Aufführungssäle des Schwetzinger Schlosses lockten im letzten Jahrzehnt die Opernhäuser der ehemaligen Hauptresidenzstädte der Kurpfalz an: So zieht es – im Zweijahresrhythmus – das Nationaltheater Mannheim mit dem »Mozartsommer« in die Schwetzinger Sommerfrische, und in der kalten Jahreszeit das Heidelberger Theater mit dem »Barockfest: Winter in Schwetzingen« an die Originalschauplätze, wo einst das Hoforchester der so genannten Mannheimer (resp. Kurpfälzer) Schule Impulse für die Musikgeschichte gab. Die Umsiedlung der Forschungsstelle Südwestdeutsche Hoforchester

der Akademie der Wissenschaften von Heidelberg nach Schwetzingen, ins Palais Hirsch am Schlossplatz, war eine logische Folgerung. Damit war nicht nur ein wissenschaftlicher Standort geschaffen, auch das gesamte musikalische Notenarchiv der Kompositionen kam an einen der beiden Orte ihres Ursprungs. Ein weiteres Ziel, diese Kompositionen nach und nach aufzubereiten und wieder zum Klingen zu bringen, ist mittlerweile bei den genannten Festivals Tradition. Ob Festspiele, Mozartsommer oder Mozartfest – sie haben sich dazu verschrieben, diese musikalischen Wiederentdeckungen am authentischen Ort zu Gehör zu bringen.

Das kulturelle Zentrum Schwetzingens, die Sommerresidenz, ist, was die klassische Musik betrifft, über das gesamte Jahr hochkarätig bespielt. In den letzten Jahren wurde als reizvolle Ergänzung zu jener klassischen Hochkultur mit der Ausrichtung von Open Air Konzerten namhafter Musiker oder Musikgruppen auf dem Gebiet Pop und Rock der Zirkelschlag zur U-Musik gezogen. Das gleiche gilt für die Jazzspiele im Oktober, die teilweise im Schloss, teilweise in Veranstaltungsorten im Stadtgebiet stattfinden. Kleinkunstabende in der Alten Wollfabrik und der Stadtbücherei, sowie Schauspiel- und Musicalaufführungen des »Theaters am Puls«, das seit 2005 mit drei Premieren pro Spielzeit sein Repertoire an klassischen und modernen Schauspielstücken bis hin zu Musical und Improtheater stetig erweitert, bereichern zudem den Veranstaltungskalender der kulturgeprägten Stadt Schwetzingen.

Unzählige Zitate umschreiben die arkadischen Zustände des viel besungenen Musenhofes des 18. Jahrhunderts, in denen sich die Künste – Gartenkunst, Musik, Architektur und Bildende Kunst – einen reizvollen Dialog geben. Neben den künstlerischen Hinterlassenschaften der Gartenarchitekten Nicolas de Pigage und Friedrich von Sckell haben in Schloss, Schlossgarten und bedingt in der Stadt Schwetzingen Gebäude und Skulpturen der Hofkünstler Paul Egell, Peter Anton von Verschaffelt, Ferdinand Kobell, Franz Wilhelm Rabaliatti, Konrad Linck, Barthelmy und Nicolas Guibal die Jahrhunderte überdauert. Eine Reihe von Skulpturen und Objekten des 20. und 21. Jahrhunderts bereichern den Stadtraum und dienen so der weiteren Akzentuierung Schwetzingens als Kulturstadt. Kulturvereine wie der lokale Kunstverein, die Künstlervereinigung (KIS) und Xylon Museen + Werkstätten widmen sich der Präsentation von zeitgenössischen künstlerischen Positionen. Auch im Bereich Ausstellungswesen bietet die Festspielzeit das Podium für künstlerische Höhepunkte. In der Regel stellt der Kunstverein Schwetzingen in der lichten Halle der Orangerie inmitten des arkadischen Hesperidengartens bekannte Künstler aus, und das städtische Kulturamt präsentiert zeitgleich Werke namhafter Fotografen in den Räumen des Palais Hirsch.

»Kultur ist kein Ornament. Sie ist das Fundament, auf dem unsere Gesellschaft steht und auf das sie baut.« Dieses Zitat des ehemaligen Vorsitzenden der Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages »Kultur in Deutschland«, Axel Fischer, passt in besonderem Maße auf die Kulturstadt Schwetzingen. Das Bewahren des historischen Erbes und folglich das Schaffen von kultureller Identität ist das oberste Ziel der Verantwortlichen der Stadtverwaltung, der Staatlichen Schlösser und Gärten und einer Reihe von anderweitigen Kulturakteuren. Das städtische Museum im Karl-Wörn-Haus widmet sich mit seiner Dauerausstellung und den Wechselausstellungen vornehmlich der Historie Schwetzingens und der Kurpfalz und macht somit Ein-

zelaspekte erlebbar und nachvollziehbar. Der Schlossgarten beherbergt drei weitere museale Einrichtungen: eine Dokumentation im südlichen Zirkel informiert über die einzelnen Partien und Architekturen des einzigartigen Schlossgartens. Wissenswertes über die historische Gartenplanzung und das »Lapidarium« mit den originalen Gartenskulpturen des 18. Jahrhunderts sind in der Orangerie zu entdecken. Ein Museum für historische Gartengeräte im angrenzenden ehemaligen Gärtnerhäuschen vervollständigt den Überblick über die Geschichte des Gartenmonuments.

»Kultur schafft Identität. Eine lebendige Kulturszene steigert die Lebensqualität und kann erheblich dazu beitragen, dass sich Menschen zuhause fühlen. Und für Nachwuchs- und Führungskräfte ist das kulturelle Angebot einer Stadt oder einer Region eines der entscheidenden Argumente. In diesem Sinne kann man von ›Kultur als Standortvorteil‹ sprechen.«

Diese Worte, geäußert von Prof. Dr. Claus Heinrich, dem ehemaligen Vorstandsvorsitzenden der Metropolregion Rhein-Neckar, greift ideal am Beispiel Schwetzingen. Die Stadt befindet sich in der glücklichen Lage, kein neues Image schaffen zu müssen. Solche sind vorhanden und etabliert: Schwetzingen – die Residenzstadt; Schwetzingen – die Festspielstadt resp. Musikstadt und Schwetzingen – die (historisch bedingte) Spargelstadt. Durch das kulturelle Leben, das hier seit Jahrhunderten verankert ist, besitzt die Kleinstadt nationale und – durch die Festspiele – internationale Bekanntheit und Bedeutung. Dieses besondere Festival ist ein Glücksfall für Schwetzingen, da es grundsätzlich das Ansehen unserer Stadt geprägt hat. Das Vorhandensein kultureller Angebote und die Existenz von Festivals mit ihrer Anziehungskraft gelten zudem als besonderer Wettbewerbsvorteil. Das kulturelle Angebot bietet nicht nur ein breites Spektrum für die Bewohner, sondern ist auch ein grundlegendes Kriterium für den Zuzug von Neubürgern. Schwetzingen hat die glückliche Voraussetzung, diesen Standortvorteil ökonomisch zu nutzen, zumal Städte- und Kulturtourismus inzwischen die höchsten Zuwachsraten im Tourismusgeschäft haben. Gekoppelt mit der geeigneten und zeitgemäßen Öffentlichkeitsarbeit und dem Kulturmarketing ist die direkte Auswirkung des Wirtschaftsfaktors Kultur an den stetig steigenden Besucherzahlen ersichtlich. Schwetzingen liefert so eine Erfolgsgeschichte, die Vergangenheit und Gegenwart verknüpft und in eine nachhaltig kulturgeprägte Zukunft führt.

Anschrift der Autorin:
Dr. Barbara Gilsdorf
Stadt Schwetzingen
Hebelstraße 1
68723 Schwetzingen

Gustav Adolph Unselt – ein Spargelpionier

Joachim Kresin

Fast vergessen und doch nie ganz – die Erinnerung an Gustav Adolph Unselt ist brüchig und kann nur noch von wenigen Zeitzeugen oder Fachleuten wach gehalten werden. Nahezu unbekannt waren seine Jugend- und Lehrjahre, die mühsam in kirchlichen und staatlichen Überlieferungen sowie in Archiven erfragt und erforscht werden mussten. Erst seine Schwetzinger Zeit als Hofgärtner ist durch eigenhändige Aufzeichnungen besser dokumentiert. Herauszustellen sind hierbei seine Bemühungen um den Erhalt des Schlossgartens und seine Verdienste um die Züchtung ertragreicher Spargelsorten, die letztlich, und dies soll voller Dankbarkeit ausgedrückt werden, den Ruhm Schwetzingens als Spargelstadt begründeten. Und das bis zum heutigen Tage! Wer war also Gustav Adolph Unselt? Dieser Frage soll im Folgenden nachgegangen werden.

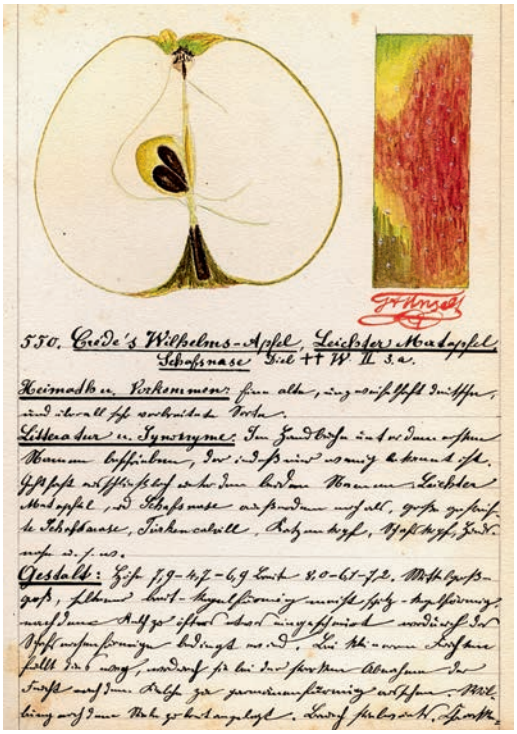
Vom Elsass an den Main

Gustav Adolph Unselt wurde am 20. November 1866 als Sohn des evangelischen Pfarrers Ferdinand Unselt und dessen Gattin Caroline Mathilde Unselt geb. Fischer in Ernolsheim-lès-Saverne im Elsass geboren.[1] Er hatte noch eine ältere Schwester, Marie Mathilda, die allerdings im Alter von zwei Jahren 1864 verstarb, und eine jüngere Schwester Caroline Helene, die 1871 das Licht der Welt erblickte.[2] Seine ersten Lebensjahre verbrachte Gustav Adolph in der ländlichen Idylle von Ernolsheim-lès-Saverne, wo die Familie im Pfarrhaus wohnte und er die ersten Klassen der Volksschule besuchte. 1873 übernahm sein Vater eine der beiden Pfarrstellen in Brumath[3], einer Kleinstadt zwischen Straßburg und Hagenau, wohin ihm die Familie folgte.[4] Es ist anzunehmen, dass Gustav Adolph nach bestandenem Schulabschluss an der ortsansässi-

Hofgärtner Gustav Adolph Unselt, um 1920 (StA Schwetzingen)

gen Kaiserlichen Obst- und Gartenbauschule eine Ausbildung zum Gärtner machte.

Im Frühjahr 1885[5] trat er »als junger Eleve« in die Königlich Preußische Lehranstalt für Obst- und Weinbau in Geisenheim ein, um sich in einem »Höheren Lehrgang«[6] mit vier Semestern als Gärtner weiterzubilden.[7] Die Lehranstalt wurde 1872 gegründet und besteht noch heute als Hochschule Geisenheim. Unter Direktor Rudolf Goethe, der das Institut zu einer Forschungseinrichtung machte, wurde Unselt in folgenden Fächern unterrichtet: »Zu den Grundfächern zählten Botanik, Physik, Mineralogie, Zoologie, Chemie, Mathematik, Pflanzenanbau und Deutsche Sprache. Als Hauptfächer werden aufgezählt: Obstbau, Gemüsebau, Treiberei, Handelsgewächsebau, Landschaftsgärtnerei, Blumenzucht und Pflanzenkultur, Gehölzzucht, Planzeichnen, Malen von Früchten und Blumen, Feldmessen und Nivellieren, Weinbau und Kellerwirtschaft. Die Nebenfächer sind Buchführung, Singen und Turnen.«[8]



Obstsortenverzeichnis mit eigenhändigen Zeichnungen und Beschreibungen, um 1885 (Foto: StA Schwetzingen)

Obergärtner Eugen Raphael Seeligmüller übernahm einen Großteil der Unterrichtsfächer[9] und scheint auf Gustav Adolph Unselt einen starken Eindruck gemacht zu haben. In seinem Nachlass befindet sich eine von Unselt selbst verfasste Abschrift einer Veröffentlichung von seinem Lehrer Seeligmüller zum Thema Treiberei.[10] Im Februar des Jahres 1887 fanden gemeinsam mit weiteren neun Eleven die Abschlussprüfungen in den Fächern Obstbau, Obstsortenkunde, Kellerwirtschaft, Botanik, Bodenkunde und Blumenzucht statt.[11] Mit der mündlichen Prüfung endete der Studiengang, den Gustav Adolph erfolgreich abschloss. Ende Februar 1887 verließ er Geisenheim und zog vermutlich nach Verden.[12]

Vom 1. Oktober 1888 bis 30. September 1889 leistete Unselt ein Jahr lang seinen Militärdienst ab, wo ist allerdings nicht bekannt.[13] Danach war er wohl für eine kurze Zeit in München.[14] 1891 trat er die Stelle als Gartenbaulehrer an der Landwirtschaftlichen Schule in Badersleben im Harz an.[15] Neben seinem Lehrdeputat unterrichtete er von 1891 bis 1893 Lehrer aus verschiedenen Landkreisen in Fragen des Obstbaus und erläuterte in drei- bis zehntägigen Unterrichtskursen Obstsorten, Vermehrung und Pflegemaßnahmen hinsichtlich der Steigerung der Obstanbaufläche der jeweiligen Kreise.[16] Mit seinem Umzug nach Offenbach am Main 1893[17] und seiner Anstellung als Kreis-Obstbautechniker hielt er den jährlich einmal stattfindenden »Lehrer-Obstbau-Cursus« in Mühlheim am Main und schließlich in Langen in Hessen.[18] In seiner Eigenschaft als Kreis-Obstbautechniker trat er dem Deutschen Pomologenverein

bei.[19] Zudem war er schon seit längerer Zeit Mitglied im Verein deutscher Rosenfreunde.[20] In seiner Offenbacher Zeit heiratete Gustav Adolph Unselt am 29. Mai 1897 die 20-jährige Marie Henriette Krayl in deren elsässischem Wohnort Schiltigheim, nördlich von Straßburg.[21] Marie Henriette Krayl wurde am 20. März 1877 in Paris als Tochter des Lederwarenfabrikanten Friedrich Desiderius Krayl und seiner Ehefrau Marie geb. Link geboren.[22] Das Paar wohnte fortan gemeinsam in Offenbach am Main in der Waldstraße 61.[23] Die Ehe sollte kinderlos bleiben.

Dienstantritt in Schwetzingen

Von Offenbach führte ihn sein Weg 1899 nach Schwetzingen, wo er am 3. Januar zunächst die Stelle als Verwalter der Hofgärtnerei antrat, dann ab Januar 1900 planmäßig zum großherzoglich-badischen Hofgärtner im Schlossgarten ernannt wurde.[24] Er war Nachfolger von Garteninspektor Johann Wilhelm Wagner, der »unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste zum 1. Oktober 1898 in den Ruhestand versetzt« worden war.[25] In seinem ersten Jahr in Schwetzingen war er im Frühjahr mit dem Ausmerzen des Bärlauchs und im Spätjahr mit dem »Durchlichten der Fernblicke nach der römischen Wasserleitung, dem Tempel der Botanik, dem Merkurtempel und der Moschee« beschäftigt.[26] Insgesamt wurden in diesem Jahr drei Inspektionen von der Großherzoglichen Gartendirektion in Karlsruhe vorgenommen, wobei Leopold Graebener, Großherzoglich-Badischer Hofgartendirektor, und in dieser Eigenschaft zuständig für alle badischen Hofgärten, bemerkte, dass »ein frischerer Zug in der Hofgärtnerei weht«[27] und Unselt ein gutes Zeugnis ausstellte: »Hofgärtner Unselt ist eifrig, bei aller Ruhe sehr strenge, er hat die lange fehlende Ordnung wieder eingeführt und ist scharf hinter dem Personal her, in der Handhabung der Ordnung im Schlossgarten wird er vom Gartenwächter Bassemir tüchtig unterstützt.«[28]

Gemeinsam mit den insgesamt 18 Gartenarbeitern[29] versuchte er die vielen Aufgaben zu bewältigen, die Hofgartendirektor Graebener ihm auftrug: »Auch die Parterre-Rabatten sollen in den nächsten Jahren einer Umgestaltung zum Schöneren unterzogen werden. Einer weiteren Verbesserung bedarf der Schloßhof und der Schloß-Eingang; wir behalten uns vor, im nächsten Jahr hierüber Vorschläge zu machen […].«[30] Zudem sollte der große Weiher entschlammt und für die Fischzucht vorbereitet werden. Da auch angemahnt wurde, dass die Obsterträge gering seien, kümmerte sich Unselt um die Pflege der bereits vorhandenen Obstbaumbestände und bemühte sich um höhere Erträge. Dabei konnte er auf die Verdienste seiner Amtsvorgänger aufbauen, die bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Obst- und Gemüsegärten zur Versorgung der herrschaftlichen Küchen vor Ort und in Mannheim und Karlsruhe angelegt hatten.[31]

Im »Protocollum commissionale«, einem frühen Parkpflegewerk aus der Feder von Hofgärtner Friedrich Ludwig Sckell von 1795, wird der Bestand an französischen und holländischen Apfelsorten, Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen sowie Weintrauben und Spalierbäumen im Baum- und Gemüsegarten hervorgehoben.[32] Diese Tradition führte Garteninspektor Wagner fort, indem er Wein-, Aprikosen-, Pfirsich- und Birnenspaliere anlegte.[33] Um 1900 umfasste das Obstsortiment der Großherzoglichen Hofgärtnerei Schwetzingen 270 verschiedene Apfelbaumsorten, 390 unterschiedliche Birnensorten, jeweils 50 Kirsch- und Pfirsichbaumsorten, 28 Apriko-

Apfelernte in Oboststeigen, um 1911 (SSG Bruchsal, Sign. G 7318)

sensorten, 64 Pflaumensorten, 34 verschiedene Stachelbeersorten und 92 Weinreben.[34]

Unselt selbst pflanzte zahlreiche Obstbäume auf der Gemarkung, die vor allem in Kriegszeiten eine wertvolle Nahrungsquelle waren und bis zu ihrem Verzehr in von ihm eigens hergestellten Obststeigen gelagert wurden.[35] Die Bäume standen im ehemaligen kurfürstlichen Blumengarten, später als Sportplatz vom Sportverein SV 1898 Schwetzingen und heute als Open-Air-Veranstaltungsgelände genutzt, oder im ummauerten Baum- und Gemüsegarten bei der Moschee, der seit 1973 mit den prächtigen Zierkirschen bepflanzt ist. Auch Teile der Großen Baumschule, die später der Südwestdeutschen Saatzucht GmbH als Gelände diente, waren mit Obstbäumen bepflanzt.[36]

Anstaltsleiter vom Mädcheninternat

Kaum ein Jahr in Schwetzingen erhielt Hofgärtner Unselt eine neue Aufgabe. Auf Initiative von Großherzogin Luise von Baden (1838–1923) entstand im Jahr 1900 die Großherzogliche Garten- und Obstbau-Schule für Frauen und Mädchen als Internat in der Orangerie des Schwetzinger Schlosses. Als Vorsteher dieser Anstalt wurde Herr Unselt bestimmt. Ihm zur Seite standen eine Hausmutter, eine Industrielehrerin für Haushaltsseminare, ein Hausarzt und zwei Lehrer. Zweck dieser Einrichtung war die 1-jährige Ausbildung im Obstbau, im Gemüseanbau und in der Blumenzucht zur Unterstützung der elterlichen Landwirtschaft oder zur Anlage eigener, er-

tragreicher Gärten. Die Schülerinnen mussten gesund sein, einen Schulabschluss und einen guten Leumund haben. In einem insgesamt 2-jährigen Kursus konnten sich die Schülerinnen auch zu Lehrerinnen für ländliche Fortbildungsschulen ausbilden lassen.[37] Selbstverständlich unterrichtete Anstaltsleiter Unselt auch persönlich die jungen Damen. Der Einrichtung wurde das Parterre südlich der Orangerie als Gartenland zur Verfügung gestellt. Dort konnten die jungen Schülerinnen erste praktische Erfahrungen in gärtnerischer Hinsicht erwerben. Gustav Unselt erstellte den Wirtschaftsplan zur Einteilung der Gemüse- und Blumenfelder und nutzte dieses Gelände für seine Dünge- und Zuchtversuche.[38]

Großherzogliche Garten- und Obstbauschule mit Institutsleiter Unselt und Schülerinnen im Orangeriegarten, um 1905 (StA Schwetzingen)

Förderung erhielt diese Einrichtung durch den Landwirtschaftlichen Bezirksverein Schwetzingen, der Beihilfen zur Bezahlung des Schulgeldes bereitstellte, und durch den Schwetzinger Frauenverein, der in Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt Schwetzingen Vorträge zur Verbesserung der Volksernährung anbot.[39] Großherzog Friedrich von Baden (1826–1907) und seine Gemahlin Luise brachten der Anstalt »andauernd lebhaftes Interesse entgegen« und besuchten die Schülerinnen im Sommer des Jahres 1904.[40] Außerdem initiierte Großherzogin Luise eine Sonderausstellung für Obst- und Gemüseverwertung im Rahmen der internationalen Kunst- und großen Gartenbauausstellung in Mannheim im Herbst 1907, an der sich Gartenbau- und Haushaltungsschulen aus ganz Baden, darunter auch Schülerinnen aus Schwetzingen, beteiligten. Für ihre Fertigkeiten wurde der Großherzoglichen Gartenbau- und Haushaltungsschule Schwetzingen die Badische Staatsmedaille verliehen.[41]

Nach der Revolution in Baden, die im November 1918 um sich griff, und der Abdankung von Großherzog Friedrich II. (1857–1928) ging der Schlossgarten als bisheriges Krongut der Fürstenfamilie in den Besitz des Badischen Staats über.[42] Damit war dann auch das Ende der Gartenbau- und Haushaltungsschule in Schwetzingen gekommen.

Neuerungen im Schlossgarten

Der alltäglichen Aufgabenfülle kam Hofgärtner Unselt mit Unterstützung des Gartenpersonals kaum nach, so dass sich im Laufe des Jahres 1909 zahlreiche Missstände zeigten. Die Gemüseflächen waren verunkrautet, die Gartenwege in einem schlechten Zustand, und der Laubfall im Herbst machte den Schlossgarten unansehnlich. Hilfe versprach

sich Unselt durch die Anschaffung zweier Pferde, die er bei der Generalintendanz der großherzoglichen Civilliste in Karlsruhe beantragte. Trotz guter Argumente hinsichtlich der Arbeitserleichterung, der Einsparung von Fuhrmannskosten oder der Düngerverwertung dauerte es zwei Jahre bis die beiden Gartenpferde »Agathe« und »Favorite« ihren Dienst antreten konnten. Die Bearbeitung der Ackerflächen oder die Pflege der Wege waren nun deutlich effektiver auszuführen. Bis in die 1960er Jahre waren Pferde im Schlossgarten im Einsatz, bis sie durch einen Traktor schließlich abgelöst wurden.[43]

Schneeräumen mit Fuhrmann Georg Philipp Schuhmacher, 1943 (StA Schwetzingen)

Auch der Transport von Wasser zur Bewässerung der Kulturflächen wurde durch die beiden Pferdestärken vereinfacht. Gleichwohl blieb das Gießen, vor allem der zahlreichen Gemüsebeete, Handarbeit und band Arbeitszeit. Daher beantragte Gustav Unselt 1912 eine »Hannibal Saug- und Druckpumpe« zur Bewässerung der Spargel- und Gemüseanlagen im Orangeriegarten. Die großherzogliche Civilliste bewilligte ihm jedoch nur eine gebrauchte Saug- und Druckspritze, die früher zu Löschzwecken verwendet worden war.[44] Er blieb hartnäckig und brachte Jahre später seine Idee von einer Bewässerungsanlage für diesen Bereich ein. Die großherzogliche Civilliste stimmte dem Antrag trotz der Schwierigkeiten in der Materialbeschaffung während des Ersten Weltkriegs im Oktober 1918 zu. Damit stand der ersten Beregnungsanlage im Schlossgarten nichts mehr im Wege. Noch bis 1975 war die »Hydor-Regneranlage« an dieser Stelle im Einsatz.[45]

Vorträge mit Überzeugung

Seiner Leidenschaft als Lehrer blieb Unselt auch in Schwetzingen treu. In Vortragsveranstaltungen vermittelte er einer interessierten Zuhörerschaft seine Fachkenntnisse über den Obst- und Gemüsebau. Dabei konnte er seine Erfahrungen, die er im Schwetzinger Schlossgarten in den Bereichen Düngung, Pflanzenschutz, Veredlung und Lagerung, aber auch Vermarktung von Gartenprodukten gesammelt hatte, einfließen lassen.[46] Ganz besonders lag ihm natürlich der Schwetzinger Schlossgarten am Herzen. Dessen Erhaltung sah er durch den Übergang auf den badischen Staat 1918 als gefährdet an, weshalb für ihn der Schutz dieses einzigartigen Ensembles Vorrang hatte. In Vorträgen stellte er daher dessen Bedeutung für die Nachwelt heraus und äußerte auch seine Sorge: »Heute bewundern wir in Schwetzingen eine großzügige Anlage, deren Wirkung auf den Besucher von ihren Schöpfern nicht ermessen werden konnte. Leider scheinen die Zeitver-

hältnisse die Erhaltung des Gartens in Frage zu stellen. Geschaffen aus Liebhaberei eines Fürsten, bietet der Garten seit langen Jahren für die nähere Umgebung Schwetzingens eine unvergleichliche Stätte der Erholung, vielen zum Teil weitgereisten Fremden einen reinen Kunstgenuss.«[47]

In Fachkreisen gilt Gustav Unselt als einer der ersten, der dazu aufforderte, den Schlossgarten als Kulturdenkmal auszuweisen.[48] Die Unterschutzstellung erfolgte spätestens 1933 durch die Arbeit von Kurt Martin zu den Kunstdenkmälern der Stadt Schwetzingen.[49]

Seine Vorträge beschränkten sich jedoch keineswegs nur auf botanische Themen. Gustav Unselt sang nämlich gerne und brachte sich beim Liederkranz Schwetzingen als II. Tenor ein. Als Mann der Tat wurde er in den Vorstand gewählt und führte 1905 erfolgreich Regie bei der gefeierten Aufführung des Festspiels »Träumerei im Garten zu Schwetzingen«. Zum 50-jährigen Vereinsjubiläum 1910 war er zudem im Festausschuss zur Vorbereitung der Feierlichkeiten tätig.[50]

Erfolge als Spargelpionier

In seinen 25 Dienstjahren hat sich Gustav Unselt vor allem um den Spargelanbau und die Spargelzüchtung verdient gemacht. Er hat damit die Grundlage für den »Schwetzinger Spargel« geschaffen. Das königliche Gemüse wurde bereits 1668 an der Tafel von Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz (1617–1680) genossen, der seinen Hofgärtner Heinrich Kämpf bei dessen Anstellung verpflichtete, »Spargen« neben Gurken und Artischocken im kurfürstlichen Gemüsegarten in Schwetzingen anzupflanzen.[51] Die nächsten 200 Jahre sollte der Spargel nur den regierenden Häuptern vorbehalten sein. Erst Mitte des 19. Jahrhunderts bauten Ackerbürger vereinzelt Spargel für den Eigenbedarf an.[52] Ökonom und Unternehmer Max Bassermann war der erste, der ab 1871 Spargelkulturen großflächig anlegte.[53] Dies führte 1875 zur Gründung der Konservenfabrik M. Bassermann & Cie., der noch weitere folgen sollten.[54] Damit löste der Spargel den bislang vorherrschenden Hopfen als Handelsprodukt ab und avancierte in den darauffolgenden Jahrzehnten zum Qualitätsprodukt mit Weltruhm.

Trotz der Bedeutung des Spargels für Schwetzingen war die Züchtung von ertragreichen Spargelsorten lange Zeit vernachlässigt worden. Dies lag in erster Linie an der langen Zeitspanne, bis die Spargelpflanze überhaupt Spargel hervorbringt, dem großen Geländebedarf und natürlich dem hohen Arbeitsaufwand mit täglichem Spargelstechen über mehrere Jahre. In Schwetzingen scheinen die Grundlagen für dieses Vorhaben günstig gewesen zu sein und so machte sich Unselt selbst an die Arbeit und züchtete ab 1910 auf dem Gelände vor der Orangerie, dem heutigen Orangerie-

Größenvergleich einer 10-jährigen Spargelanlage, 1921 (StA Schwetzingen)

Spargelernte im Orangeriegarten, 1921 (StA Schwetzingen)

garten, Spargel und anderes Gemüse. Größere Kulturen pflanzte er auf dem Gebiet der heutigen Baumschule des Schlossgartens.

Über Jahre studierte er die Biologie der Spargelpflanzen, kreuzte verschiedene Spargelstämme, beobachtete deren Wachstum, bewertete deren Geschmack und machte genaue Ertragsaufzeichnungen in Abhängigkeit zur Düngergabe. Darüber hinaus verfolgte er die Entwicklung der Anbaufläche und der Spargelpreise. Wetteraufzeichnungen gehörten ebenfalls zu seiner täglichen Arbeit, da außer den guten Sandböden das milde Klima eine entscheidende Rolle für das Gedeihen des Spargels darstellt.[55]

Seine Erkenntnisse veröffentlichte er in der Schrift »Die Steigerung der Spargelerträge« im Jahr 1917, die deutschlandweit Beachtung fand. Darin führt Unselt aus, dass der Spargelanbau nur durch planmäßige Züchtung, durch Auswahl ergiebiger Pflanzen und durch Beschränkung der Erntezeit ertragreich ist. Der Spargelpflanzer erzielt somit eine höhere Rentabilität seines Kapitals und der Flächenverbrauch wird minimiert.[56] Seine Bemühungen brachten ihm den Ruf als Spargelwissenschaftler, als »anerkannte Autorität auf dem Gebiet des deutschen Spargelbaues«[57] sowie eine Beförderung am 1. April 1920 zum Garteninspektor ein.[58]

Spargelpionier Unselt führte seine Arbeit fort, bis seine Stelle zum 31. Dezember 1923 Einsparzwängen zum Opfer fiel.[59] Die staat-

liche Forstverwaltung übernahm fortan die Betreuung des Schlossgartens, was die Kündigung des Gartenpersonals zur Folge hatte.[60] Dies führte zu heftigen Protesten in der Fachwelt, denn »damit ist dieser einzigartige, geschichtlich so wertvolle Schlossgarten dem Verfall preisgegeben.«[61] Garteninspektor Unselt wurde zunächst in den einstweiligen Ruhestand versetzt, bis zum 1. Februar 1924 dann die endgültige Zurruhesetzung erfolgte.[62]

Ehrengrab Unselt mit Würdigung, 2014
(Foto: A. Moosbrugger)

Würdigungen

Gustav Adolph Unselt verstarb »nach schwerem Krankenlager« am 7. September 1924 im Alter von 57 Jahren in Schwetzingen.[63] Wie sehr man seine Person und seine Arbeit schätzte, wurde bei seiner Beerdigung deutlich. Unter großer Beteiligung der Bevölkerung wurde er am 10. September 1924 zu Grabe getragen. Als Hofgärtner, Förderer der Landwirtschaft und insbesondere des Spargelanbaus sowie als Mitglied des Verkehrsvereins und Vorstandsmitglied des Liederkranzes Schwetzingen wurde ihm ein besonders würdevolles Begräbnis zuteil. Das Begräbnis stand unter dem Zeichen der Trauer »um einen vortrefflichen, charakterfesten, treuen und lieben Menschen«. Selbst der abgedankte Großherzog entsandte einen Kranz zu Ehren Unselts.[64] Bereits zur Goldenen Hochzeit des Großherzogpaares 1910 war ihm durch eine silberne Erinnerungsmedaille eine hohe Ehre zuteil geworden.[65]

Seine Spargelzüchtung, die perfekt an den Schwetzinger Boden und an das Klima angepasst war, und sich durch einen hohen Ertrag, eine gleichmäßige Form mit geschlossenem Kopf und eine gute Größe sowie einen feinen, aromatischen Geschmack auszeichnete, wurde unter dem Namen »Unselts verbesserter Schwetzinger Spargel« vermarktet. Mit der Errichtung einer Zweigstelle der Saatzuchtanstalt der damaligen Badischen Landwirtschaftskammer 1926 konnten seine Arbeiten von Gärtner Hermann Thomas in größerem Ausmaß fortgeführt werden.[66] Auf

Hier ruht

Gustav Adolph Unselt
Spargelpionier

Gustav Adolph Unselt war von 1899 bis 1924 Hofgärtner und Verwalter des Schwetzinger Schlossgartens. Besondere Verdienste erwarb er sich in Deutschland durch seine Forschungen zur Ertragssteigerung von Spargel- und Gemüsekulturen. Aus seinen Zuchtversuchen entwickelte die Saatzuchtanstalt der Badischen Landwirtschaftskammer die ertragreichen Spargelsorten »Schwetzinger Meisterschuss« und »Lucullus«.
Der Spargel wurde zum Qualitätsprodukt mit Weltruhm und Schwetzingen gilt seither als die Hauptstadt des Spargels.

der Grundlage der Unselt'schen Zuchterfolge gelang dem Repräsentanten der Saatzuchtanstalt Franz Böhne schließlich die Züchtung der Sorten »Schwetzinger Meisterschuss« im Jahr 1952 und »Lucullus« 1975.[67] Diese Sorten machten Schwetzingen zur Spargelhauptstadt mit Weltruhm. Noch heute ist der Name Unselt bei der Südwestdeutschen Saatzucht GmbH in Rastatt ein Begriff. Doch nicht nur wegen des Spargels, sondern auch wegen seiner sonstigen Gemüsezüchtungen, die die erste fadenlose Bohne hervorbrachten. Im Jahr 1930 ließ die Saatzuchtanstalt die neue Stangenbohnensorte »Unselts fadenlose Meisterstück« als Warenzeichen eintragen.[68]

Aufgrund seiner Verdienste um die Spargelzucht wurde 1970 eine Straße im Neubaugebiet »Kleines Feld« nach ihm benannt. Eine späte Würdigung erfuhr er durch die Wiederherstellung seiner Grabstätte auf dem Schwetzinger Friedhof, die aus Unwissenheit nach Ablauf der Liegefrist 1998 abgeräumt worden war. Auf Initiative von Heimatforscher Karl Fichtner, der immer wieder auf Unselts Bedeutung für den Spargelanbau und für Schwetzingen hinwies, wurde das Grab anlässlich seines 90. Todestages im Spätjahr 2014 durch die Stadt Schwetzingen als Ehrengrab neu errichtet. Die Grabbepflanzung übernahm ein Mitglied des Gemeinderats. Ein Grabstein nennt nun wieder die Namen und Lebensdaten von Gustav Adolph und Henriette Unselt. Zudem weist eine Steinplatte zur steten Erinnerung auf seine Verdienste hin:

Anmerkungen

1 Conseil Général Bas-Rhin, Ernolsheim-lès-Saverne, N, 1866, 4 E 128/3.
2 Conseil Général Bas-Rhin, Ernolsheim-lès-Saverne, N, 1862, D 1864, N 1871, 4 E 128/3.
3 Marie-Joseph Bopp: Die evangelischen Geistlichen und Theologen im Elsass und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Teil 3, Neustadt 1959, S. 556. Pfarrer Ferdinand Unselt betreute die Pfarrei 23 Jahre lang und war anschließend bis zu seinem Tod Präsident des evangelischen Konsistoriums in Brumath.
4 Conseil Général Bas-Rhin, Brumath, 1880, 1885, 294 D/A 66. Volkszählungslisten in Elsaß-Lothringen, 1. Dezember 1880 und 1885. Die Familie bewohnte ein Haus in der Langestraße 433.
5 Stadtarchiv Geisenheim, Melderegister der Stadt Geisenheim, Anmeldung 8.4.1885 aus Brumath. Als Beruf ist Gärtner eingetragen. Andere Personen sind als Eleve oder Schüler geführt.
6 Martin Bahmann: 140 Jahre Lehr- und Forschungsstandort Geisenheim – ein historischer Rückblick. In: Das Campus-Magazin, Das Magazin für den Forschungs- und Studienstandort Geisenheim, 04/12, S. 12. Der höhere Lehrgang mit vier bis sechs Semestern war den Realschülern und Gymnasiasten vorbehalten.
7 Hochschule Geisenheim, Bericht der Königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim am Rhein für das Etatsjahr 1884/85, S. 10.
8 Gerd Däumel: Geisenheim 1872–1972, Hundert Jahre Gartenarchitektur und Landschaftspflege. Sonderdruck aus »Das Gartenamt«, Heft 8 und 9/1972, S. 4.
9 Ebd.
10 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, Abschrift »Seeligmüller Treiberei«.
11 Hochschule Geisenheim, Bericht der Königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim am Rhein für das Etatsjahr 1886/87, S. 10–11.
12 Stadtarchiv Geisenheim, Melderegister der Stadt Geisenheim, Abmeldung 26.2.1887 nach Verden. Die Melderegister von Verden verzeichnen allerdings keinen Zuzug.
13 Generallandesarchiv Karlsruhe, 466-22 Nr. 10396.
14 Hochschule Geisenheim, Bericht der Königlichen Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim am Rhein für das Etatsjahr 1889/90, S. 19. Unter der Rubrik »Geschenke« wurde vermerkt, dass Gustav Unselt in München der Anstalt einen Eichelhäher schenkte. Allerdings verzeichnen die Adressbücher von München für die Jahre 1889–1891 keinen Eintrag zu Unselt.
15 Ebd., Etatsjahr 1890/91, S. 17. Melderegister der Stadt Badersleben sind nicht überliefert.
16 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, »Notizen über den Lehrer-Obstbau-Cursus«, 1891–1893.

17 Stadtarchiv Offenbach am Main, Adressbuch der Stadt Offenbach am Main 1893ff.
18 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, »Notizen über den Lehrer-Obstbau-Cursus«, 1894–1895.
19 Pomologische Monatshefte, Allgemeine Deutsche Obstbauzeitung, Jahrgang 1899, Stuttgart 1899, S. 30.
20 Rosen-Zeitung, Organ des Vereins deutscher Rosenfreunde Nr. 1, 1. Jahrgang, 1886, Rubrik Vereinsangelegenheiten, neu angemeldete Mitglieder, S. 32.
21 Mairie de Schiltigheim, Heiratsregister 1897, Nr. 33.
22 Archives de Paris, Registres d'actes d'état civil, Naissances, 3e arr., 1877, V4E 2746.
23 Stadtarchiv Offenbach am Main, Adressbuch der Stadt Offenbach am Main 1897.
24 Generallandesarchiv Karlsruhe, 466-22 Nr. 10396.
25 Die Gartenwelt. Illustriertes Wochenblatt für den gesamten Gartenbau, 2. Jahrgang, 28. August 1898, Nr. 48, Berlin, 1898, S. 576.
26 Generallandesarchiv Karlsruhe, 56 Nr. 661.
27 Ebd.
28 Ebd.
29 Schlossgarten Schwetzingen, Handwerkermuseum.
30 Generallandesarchiv Karlsruhe, 56 Nr. 661.
31 Generallandesarchiv Karlsruhe, 221 Nr. 440. Die Sternallee wurde bei ihrer Entstehung 1758 mit Hunderten von Obstbäumen und mit Hainbuchenhecken bepflanzt.
32 Schwetzingen, kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, Schwetzingen 2009, S. 88.
33 Informationen von Dipl.-Ing. Hubert Wolfgang Wertz, Ettlingen.
34 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, Obstsorten-Verzeichnis der Großherzoglichen Hofgärtnerei Schwetzingen, um 1900.
35 Schlossgarten Schwetzingen, Handwerkermuseum.
36 Informationen von Karl Fichtner, Schwetzingen.
37 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, Statut, Lehrplan und Hausordnung der Grossherzoglichen Garten- und Obstbau-Schule für Frauen und Mädchen zu Schwetzingen, 1900, S. 1–5.
38 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, Wirtschaftsplan Orangerieplatz 1917–1925.
39 Stadtarchiv Schwetzingen, A 645.
40 Die Gartenwelt. Illustriertes Wochenblatt für den gesamten Gartenbau, 9. Jahrgang, 29. Oktober 1904, Nr. 5, Leipzig, 1904, S. 56; Fotos siehe: Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 110, 11.
41 Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Baden, Sammlung 1995 F I Nr. 112, 4 und 6.
42 Eugen Seyfried, Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen, Ketsch 1925, S. 132.
43 Generallandesarchiv Karlsruhe, 56 Nr. 3989; Informationen von Dr. Hartmut Troll, SSG Bruchsal; Schlossgarten Schwetzingen, Handwerkermuseum.
44 Generallandesarchiv Karlsruhe, 56 Nr. 3987; Informationen von Dr. Hartmut Troll, SSG Bruchsal.
45 Schlossgarten Schwetzingen, Handwerkermuseum.
46 Informationen von Dipl.-Ing. Hubert Wolfgang Wertz, Ettlingen.
47 Schwetzingen, kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, Schwetzingen 2009, S. 110 f. Zitat aus einem 1922 in Sandhofen gehaltenen Vortrag.
48 Ebd.
49 Siehe hierzu den Beitrag von Dr. Melanie Mertens in diesem Band.
50 Stadtarchiv Schwetzingen, Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Liederkranzes Schwetzingen, 1910, S. 33, 41, 43.
51 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestallungsurkunde Hofgärtner Heinrich Kämpf, 67/942, S. 1250–1256.
52 Klaus Englert, Hans-Peter Wodarz: Spargel, Geschichte – Anbau – Rezepte. Pfaffenhofen, 1985, S. 184.
53 Grundbuchamt Brühl, Band 9, Heft 14. Die Spargeläcker lagen auf Brühler Gemarkung, heute HIMA Paul Hildebrandt GmbH.
54 Außer der Konservenfabrik Max Bassermann bestanden noch die Konservenfabriken Hassler (1883), Pitsch (1893) und Mandel (1916).
55 Stadtarchiv Schwetzingen, Nachlass Unselt, Zuchtbücher, Konvolut Spargelzüchtung Allgemeines, Wetteraufzeichnungen.
56 Ebd., Manuskript vom November 1916; Druckwerk Vbi 24.
57 Ebd., Schwetzinger Spargelzeitung, Festschrift zum Schwetzinger Spargelfest am 31. Mai, 1. und 2. Juni 1930, S. 18.
58 Generallandesarchiv Karlsruhe, Regierungspräsidium Nordbaden, Finanzwesen, 466-22 Nr. 10396.
59 Ebd.

60 Schwetzingen, kurfürstliche Sommerresidenz, Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste, Textband, Schwetzingen 2009, S. 111.; Hallmann, Heinz W., Forner, Jörg-Ulrich, Historische Bauforschung und Materialverwendung im Garten- und Landschaftsbau, Norderstedt, 2004, S. 211: Der Schlossgarten stand von 1924 bis 1982 unter der fachlichen Obhut der staatlichen Forstverwaltung; weiterführend: Die Gartenkunst, Monatsschrift für Gartenkunst und verwandte Gebiete, 37. Jahrgang, April bis Dezember 1924, S. 41–45.
61 Die Gartenwelt. Illustrierte Wochenschrift für den gesamten Gartenbau, 28. Jahrgang, 25. Januar 1924, Nr. 4, S. 32.
62 Generallandesarchiv Karlsruhe, Regierungspräsidium Nordbaden, Finanzwesen, 466-22 Nr. 10396.
63 Stadtarchiv Schwetzingen, Schwetzinger Zeitung, 8. September 1924, Todesanzeige 9. September 1924.
64 Stadtarchiv Schwetzingen, Schwetzinger Zeitung, Bericht Begräbnis 11. September 1924.
65 Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden, Karlsruhe, 1910.
66 Stadtarchiv Schwetzingen, Lebenslauf Hermann Thomas, 1946.
67 Informationen von der Südwestdeutschen Saatzucht GmbH, Rastatt; weiterführend: Eichholtz, G., 100 Jahre Schwetzinger Spargel im Feldanbau, in: Der badische Obst- und Gartenbauer, Heft 17/1960, S. 325 ff.
68 Bericht der Lehr- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau zu Geisenheim am Rhein, Rechnungsjahr 1928, S. 55. Bereits im Jahr 1928 kam »Unselts fadenlose Meisterstück« in die Prüfung durch die badische Landwirtschaftskammer.

Anschrift des Autors:
Joachim Kresin
Sachgebietsleiter Stadtarchiv,
Hauptamt
Stadtverwaltung Schwetzingen
Hebelstraße 1
68723 Schwetzingen
www.schwetzingen.de

Der historische Pfad

Ein Lehrstück zum Lesen und Hören

Joachim Kresin

Seit 25 Jahren laden gläserne Schautafeln an historischen Gebäuden und Plätzen in der Stadt Schwetzingen Besucher und Bürger ein, sich mit der reichhaltigen Geschichte der Spargelstadt zu beschäftigen. Die Tafeln bilden den historischen Pfad, der durch die Telefonstadtführung »Schwetzingen hören« ergänzt wird. Mit dem Handy kann so die Geschichte ausgewählter historischer Gebäude oder Gedenkstätten im Stadtgebiet und im Schlossgarten erlebt werden.

Schwetzingen ist ein geschichtsträchtiger Ort, der zur Zeit der Kurfürsten von der Pfalz einen starken Aufschwung erlebte. Doch auch das 19. Jahrhundert brachte mit der Erhebung zur Stadt, dem Ausbau des Schulsystems oder dem Anschluss an das Schienennetz und der dadurch einsetzenden Industrialisierung eine im wahrsten Sinne des Wortes bahnbrechende Entwicklung. Dafür verantwortlich war das Schwetzinger Bürgertum, das auch den Ruf Schwetzingens als Spargelstadt begründete. Ausschlaggebend hierfür sind die nährstoffreichen Sandböden, die in mildem Klima Sonderkulturen, wie Tabak, Hopfen oder besagten Spargel gedeihen lassen. Diesen Ressourcenreichtum zwischen Rhein und Neckar haben schon Menschen vor tausenden von Jahren geschätzt und sich hier niedergelassen. Hinweise darauf liefern archäologische Funde, die von der linearbandkeramischen Epoche vor rund 7000 Jahren bis hin zu den Merowingern ins 6. Jahrhundert reichen. Die ersten urkundlichen Erwähnungen Schwetzingens im Lorscher Codex datieren auf die Jahre ab 766 und bezeugen eine feste Siedlungsstruktur, die noch heute im Stadtgrundriss ablesbar ist.

Diese Fülle an Geschichte brachte 1991 den Landesverein Badische Heimat e. V. Bezirk Schwetzingen auf den Gedanken, einen historischen Lehrpfad als begehbares Geschichtsbuch anzulegen. Innerhalb des Stadtgebiets sollten an bestimmten Punkten Schau- und Gedenktafeln errichtet werden, die an besondere Ereignisse, Gebäude, Plätze und Personen erinnern. In Abstimmung mit der Stadt und unter fachkundiger Beteiligung der Universität Heidelberg, des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe und der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim wurden die ersten vier gläsernen Schautafeln mit Schwerpunkt auf den archäologischen Funden und zu dem Naturforscher Karl Friedrich Schimper entwickelt. Die Vorschläge für die darzustellenden Themen kamen von Heimatforscher Karl Fichtner; Karl Wörn, Schulamtsdirektor der Stadt Mannheim a. D., Publizist und Ehrenvorsitzender der Badischen Heimat, entwarf die für jedermann verständlichen Texte und ergänzte diese durch geeignetes Bildmaterial.

Im Oktober 1991 wurde der Historische Pfad mit den vier ersten Schautafeln eingeweiht. Bürgermeister Gerhard Stratthaus (rechts) und Mitglieder der Badischen Heimat.

Der Graphiker Martin Wörn aus Staufen im Breisgau gestaltete schließlich die Tafeln, die im Siebdruckverfahren auf Einscheiben-Sicherheitsglas (ESG) entweder als Wand- oder als freistehende Standtafeln hergestellt wurden. Ende Oktober 1991 konnten die ersten Tafeln in Anwesenheit von Bürgermeister Gerhard Stratthaus und Mitgliedern der Badischen Heimat eingeweiht werden.[1]

Dies war die Initialzündung für den weiteren Ausbau des historischen Pfads, der von 1993 bis 1995 durch Gemeinderatsbeschluss um 21 weitere Schautafeln erweitert wurde.[2] Die Texte dazu verfasste, wie bisher, Karl Wörn, während dessen Sohn Martin Wörn die graphische Umsetzung übernahm und die Tafeln in die Produktion gab. Die Bürger und Besucher der Stadt können sich seither über historische Gebäude, wie etwa dem Palais Hirsch oder der Synagoge der ehemaligen jüdischen Gemeinde, informieren, auch wenn sich im Laufe der Zeit die Nutzung des Gebäudes geändert hat. Manche Gebäude mit interessantem geschichtlichem Hintergrund, hier seien das Amtsgefängnis oder die kurfürstliche Hofschmiede genannt, haben die Wirren der Zeit nicht überstanden. An deren Stelle erinnert nun eine Schautafel an die Vergangenheit. Leider wurden schon damals die Tafeln immer wieder Ziel von Zerstörungen, so dass kostenintensive Neuanfertigungen notwendig wurden und noch heute werden. Die Genehmigung zur Anbringung der Tafeln an Privatgebäuden wird von den Eigentümern erteilt, bei Kulturdenkmalen muss zudem das Landesamt für Denkmalpflege gehört werden. Bislang kam es erfreulicherweise zu keiner ablehnenden Haltung, heben diese Tafeln doch die geschichtliche Bedeutung eines Gebäudes hervor.

In den historischen Lehrpfad sollten von Anfang an auch Gedenktafeln an bedeutende Persönlichkeiten und deren Leben und Schicksal eingebunden werden. So wurde Naturforscher Karl Friedrich Schimper (1803–1867) bereits 1991 durch eine kleine Hinweistafel dem Vergessen entrissen. Am Grabdenkmal von Johann Peter Hebel (1760–1826), erster Prälat der Evangelischen Landeskirche in Baden und alemannischer Mundartdichter, findet sich seit 1993 eine entsprechende Informationstafel. Auf Initiative der Kultur- und Heimatstube e. V. Schwetzingen sollte 50 Jahre nach Kriegsende 1995 an die Heimatvertriebenen des Zweiten Weltkriegs erinnert werden. Diese Tafel sowie eine bronzene Gedenkplatte bilden seither die Gedenkstätte für die Heimatvertriebenen.

Nach dem Tod von Karl Wörn 1994 und dem Aufbau des städtischen Museums »Haus

Schwetzinger Sammlungen«, später zu seinen Ehren »Karl-Wörn-Haus, Schwetzinger Sammlungen« genannt, zeichnete Museumsleiterin Susanne Bährle für die Inhalte der Tafeln des historischen Pfads verantwortlich. Um Schwetzingen für Besucher noch attraktiver zu machen, entschied sich der Gemeinderat 2001 für eine erneute Erweiterung der Beschilderung um 13 Tafeln. »Schwetzingen ist mehr als nur Schloss und Schlossplatz – wir haben in der Stadt viele sehenswerte Zeugnisse unserer Geschichte zu bieten, die wir den Bürgern und Gästen auch systematisch zugänglich machen wollen«, zeigte sich damals Oberbürgermeister Bernd Kappenstein von den Qualitäten der Stadt überzeugt.[3] Daher wurde in Zusammenarbeit mit der Stadtinformation ein Stadtrundgang entlang der Hinweisschilder ausgearbeitet und auf den aktuellen Stadtplan aufgedruckt. Den Touristen war es nun möglich, sich im Stadtgebiet zu orientieren und sich gleichzeitig mit der Geschichte der Stadt zu befassen. Neu entstanden waren Tafeln zu den Kirchen, zu den Friedhöfen, die Schulgeschichte wurde thematisiert und Schwetzingens Ehrenbürgerin Clementine Bassermann, übrigens die erste Frau Badens, der diese Ehre zuteil wurde, erhielt durch eine Tafel am Ysenburg'schen Palais eine entsprechende Würdigung.

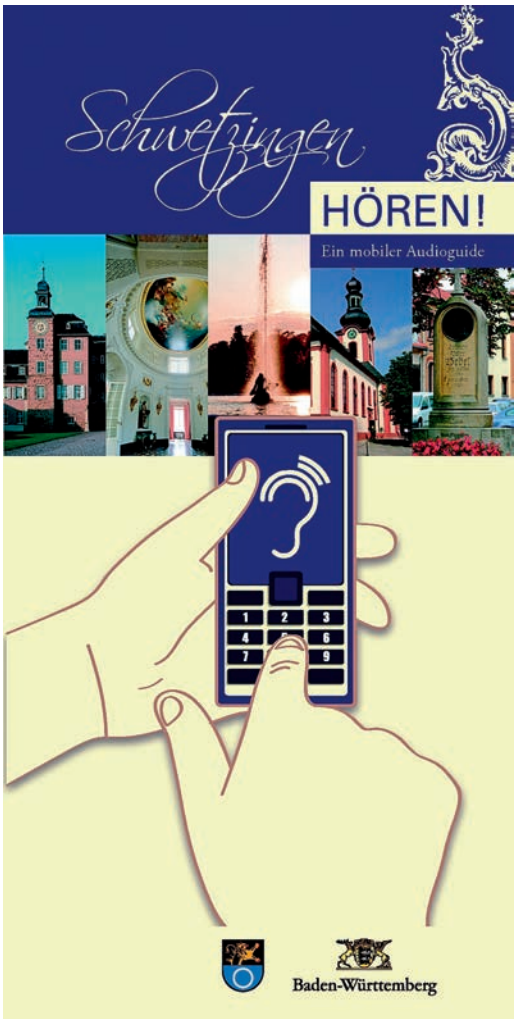
Tafel an der jüdischen Gedenkstätte in der Zeyherstraße

Mit der Neubesetzung des Stadtarchivs Schwetzingen durch Dipl. Archivar Joachim Kresin 2004 wurde dem Verfasser die Betreuung und Erweiterung des historischen Pfads übertragen. Zwischenzeitlich waren 38 Schautafeln im Stadtgebiet und eine fest eingerichtete Haushaltsstelle im Vermögenshaushalt der Stadt ermöglichte von nun an die Ergänzung des begehbaren Geschichtsbuches. Schwerpunkte der Arbeit lagen etwa auf den Musikern der kurpfälzischen Hofmusik des 18. Jahrhunderts, die in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für Südwestdeutsche Hofmusik, seit 2011 im Palais Hirsch beheimatet, erfolgreich in Text und Bild dargestellt werden konnten. Auf Anregung des Vereins Arbeitskreis Freundliches Schwetzingen, Verein für regionale Zeitgeschichte e. V., wird seit 2011 sowohl im Foyer als auch am Äußeren des Einkaufsmarktes »Kaufland« an die Demokratiebewegung und an Revolutionäre des 19. Jahrhunderts erinnert. Darüber hinaus erfuhren die jüdische Gedenkstätte und die Gedenkstätte für die Opfer des Nationalsozialismus eine Ergänzung durch Informationstafeln. Seit 2011 werden die Glastafeln von der ortsansässigen Firma bcr – informieren/leiten/werben produziert.

Im Rahmen der Bewerbung Schwetzingens um den Status als UNESCO-Welterbestätte 2009 wurde das Projekt »Schwetzingen hören«, eine Telefonstadtführung mit dem eigenen

Handy, auf Initiative von Musikproduzent David Heintz und in Zusammenarbeit von Stadt und Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg, verwirklicht. Dabei entstanden lebendige Geschichten zu ausgewählten Sehenswürdigkeiten in der Stadt und im Bereich von Schloss und Schlossgarten, die von Historikern verfasst wurden und die David Heintz, als Sprecher ergänzt durch Dr. Petra Pechacek, vertonte. Die Untermalung mit Musik und die Einblendung von Geräuschen machen aus den drei- bis vierminütigen Erzählungen einen wahren Hörgenuss. 20 Beiträge in der Stadt informieren etwa über die Geschichte des Schlossplatzes, erzählen von der ehemaligen jüdischen Gemeinde oder von Mozart, der im Rahmen seiner Wunderkindreise vor der Hofgesellschaft aufspielte. An der Skulptur der Spargelfrau findet sich der Hinweis auf den Phoneguide in Bronze gegossen. Dieser lädt dazu ein, sich die Geschichte des Spargelanbaus in Schwetzingen anzuhören. Dazu beleuchten zwölf weitere Beiträge die Schönheiten von Schloss und Schlossgarten, hier seien das Kreisparterre mit dem Arionbrunnen, das Badhaus oder die europaweit einzigartige Gartenmoschee genannt. Alles was der Besucher benötigt, ist ein Handy. Die für den Phoneguide notwendigen Telefonnummern (06202/5781-580 bis 06202/5781-603) und die entsprechenden QR-Codes sind im Stadtgebiet auf den Tafeln des historischen Pfads zu finden; für den Schlossgarten liegt ein Flyer auf, der alle Stationen, auch die in der Stadt, beinhaltet. Auch auf den Webseiten der Stadt Schwetzingen (www.schwetzingen.de) oder unter www.pa-g.de/schwetzingen sind die Telefonnummern abrufbar. Bei einem Anruf fallen lediglich die üblichen Telefongebühren ins deutsche Festnetz an.[4]

Eine besondere Erweiterung erfährt der historische Pfad zur 1250-Jahrfeier der Stadt durch ein Schulprojekt der Ehrhart-Schott-Schule in Schwetzingen. Seminaristen am Technischen Gymnasium erforschen seit 2014 die Geschichte namhafter Industrie- und Gewerbebetriebe, führen Zeitzeugengespräche, ermitteln Quellen und Fotomaterial und verfassen Texte für einen sogenannten Industrielehrpfad. Sieben Tafeln sollen auf dem Gelände des ehemaligen Bundesbahnausbesserungswerks an dessen Existenz sowie an die



Der Flyer für den Schlossgarten informiert über alle Stationen, auch über die in der Stadt

Konservenfabrik M. Bassermann & Cie., die Zigarrenfabrik August Neuhaus & Cie., die Bierbrauerei Weldebräu GmbH & Co.KG. und die Pfaudler Werke GmbH erinnern. Ergänzt werden die Inhalte um das Thema Zwangsarbeit im Dritten Reich. Auch der Industrielehrpfad soll mittels Phoneguide abrufbar sein, weshalb die Schüler Geräusche aufnehmen und die Inhalte der Tafeln als Erzählung mit ihren eigenen Stimmen und in unterschiedlichen Sprachen wiedergeben. Der Industrielehrpfad wird am 7. Oktober 2016 anlässlich der »Nacht der Betriebe« eingeweiht.

Der historische Pfad mit aktuell 50 Schautafeln erfreut sich als zu erwanderndes Geschichtsbuch nach wie vor großer Beliebtheit bei Einheimischen und Gästen. Nicht zuletzt deshalb, weil jährlich neue Tafeln mit neuen Inhalten, auch und besonders durch den tatkräftigen Einsatz von Kooperationspartnern, entstehen. Eine Bereicherung und deutliche Aufwertung erhielt der Geschichtslehrpfad durch die Einführung des Phoneguides »Schwetzingen hören«. Durch die moderne Art der Geschichtsvermittlung können nun alle Generationen über die Nutzung von Mobilgeräten angesprochen werden. Damit scheint die Zukunft dieses Mediums, das bereits seit 25 Jahren besteht, gesichert zu sein.

Anmerkungen

1 Schwetzinger Zeitung 31.10.1991/01.11.1991, S. 4.
2 Stadtverwaltung Schwetzingen, Akte Historischer Pfad, Az. 360.083. In den folgenden Ausführungen dient diese Akte als Quelle.
3 Schwetzinger Woche 26.7.2001, S. 18.
4 Rhein-Neckar-Zeitung 30.7.2009, S. 3.

Anschrift des Autors:
Joachim Kresin
Sachgebietsleiter Stadtarchiv,
Hauptamt
Stadtverwaltung Schwetzingen
Hebelstraße 1
68723 Schwetzingen
www.schwetzingen.de

Tempelfront und Mälzerschlot

Baudenkmale der Stadt Schwetzingen

Melanie Mertens

Schwetzingen erhielt seine ersten amtlichen Denkmalverzeichnisse in den 1920er Jahren. Mit der Neufassung des Denkmalschutzgesetzes 1971 wurde ein erweiterter Denkmalbegriff etabliert, der nicht mehr nur Sakral- und Adelsarchitektur umfasst, sondern auch bauliche Zeugnisse der Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte, des Handwerks und des Bürgertums. Der Beitrag stellt exemplarisch prägnante Kulturdenkmale in Wort und Bild vor, darunter die neusachliche Welde-Brauerei, den gründerzeitlichen Wasserturm und das als nationalsozialistische Gründung auch »unbequeme« Baudenkmal Panzerkaserne.

Die Geschichte des Ortes Schwetzingen reicht weit ins Mittelalter zurück, als »Svezzinga« im Jahr 766 im Lorscher Codex erstmals Erwähnung fand. Misst man seine Bedeutung an der Guidenliteratur und an der künstlerischen Bildproduktion der letzten Jahrhunderte, stand der Ort, spätestens seit der pfälzische Kurfürst Carl Theodor (1724–1799) Schwetzingen zu seiner Sommerresidenz erhob, im Schatten von Schlossgarten und Schlossbauten. Aber es wäre falsch, diesen Umstand dem Städtchen zum Nachteil auszulegen. Ganz im Gegenteil profitierte der Ort enorm von der Residenzkultur, vollzog den Aufschwung zur Sommerresidenz mit, richtete sich auf die Bedürfnisse der Hofgesellschaft ein, sowohl wirtschaftlich als auch architektonisch, und eignete sich dabei selbst einen hohen Qualitätsanspruch an. Stattliche Bürgerhäuser vom Barock bis zum Jugendstil verkörpern ihn ebenso wie Bauten der öffentlichen Verwaltung, technische und wirtschaftlich geprägte Bauaufgaben der industriellen Produktion, des Verkehrswesens und der Wasserversorgung.

Zur Entstehung der Denkmallisten

Ist das Bewusstsein für die Geschichtlichkeit und den Kunstcharakter der Schwetzinger Architektur – zumindest mit Blick auf das Schloss – sicher seit dem späten 18. Jahrhundert präsent, tritt die amtliche Denkmalpflege erst in den späten 1920er Jahren ans Licht. Sie tut dies mit einem allgemeineren, topographisch über das Schlossareal hinausgreifenden Verständnis, das erstmals auch die Bürgerbauten und nicht höfischen Sakralbauten berücksichtigte. Die Entstehung der ersten badischen Denkmallisten geht auf einen Erlass des Großherzoglichen Konservators vom 11.8.1911 zurück, der die Baubezirksämter aufforderte, ein Verzeichnis derjenigen Gebäude zu erstellen, »welche in der öffentlichen Wertung als Baudenkmale oder Wahrzeichen des Ortes gelten und von dem Bezirksamt und der Bezirksbauinspektion so gewürdigt werden«.[1] In einem Erlass des Badischen Arbeitsministeriums aus dem Jahr 1921[2] wurde

die Aufnahme der Baudenkmale methodisch präzisiert und den verantwortlichen Behörden ein Formular an die Hand gegeben, das neben der Adresse und der Bauzeit auch die Schutzgründe für die aufgenommene Baulichkeit bzw. das Bildhauerwerk umfasste. Die erste Denkmalliste von Schwetzingen, in einer undatierten Abschrift überliefert[3], führte 21 Gebäude und ein gutes Dutzend Standbilder und Grabmale; dabei waren alle Schlossbauten und die Schlossplatzbebauung jeweils in einer Position zusammengefasst. Sie umschloss neben den kommunalen Amtsbauten und Kirchen zahlreiche Wohnhäuser in der Dreikönigs-, Wildemann- und Mannheimer Straße, wobei es nicht nur malerische Fachwerkfiguren, sondern auch barocke Steinfassaden waren, die die amtliche Anerkennung als Baudenkmal auslösten. 1933 wurde das Kunstdenkmälerinventar für die Stadt Schwetzingen herausgegeben, das hinsichtlich seines Gegenstands weitreichende Übereinstimmungen mit der Denkmalliste zeigt, aber entsprechend seines Konzepts als wissenschaftliches Großinventar ausführliche Schilderungen zur Entstehungsgeschichte und zum Bestand im Einzelnen enthält.[4] Als 1971 das neu erlassene Denkmalschutzgesetz einen erweiterten Schutzauftrag formulierte, diente die sogenannte Alte Badische Liste als Ausgangspunkt. Sie wurde während der systematischen Erfassung Schwetzingens im Jahr 1986 um ein vielfaches, auf etwa 120 Bau- und Kunstdenkmale, ausgedehnt. Seitdem wurden vereinzelt Baudenkmale nachgetragen, andere mussten aufgrund durchgreifender Veränderungen oder fehlender Erhaltungsmöglichkeiten aufgegeben und aus der Liste gestrichen werden. Auch unterliegt das Denkmalverständnis – wie die Gesellschaft, die es hervorgebracht hat – einem ständigen Wandel, der neue Baugattungen als denkmalwürdig entdeckt oder andere durch neu verknüpfte Erkenntnisse relativiert.

Die folgenden Absätze werfen Schlaglichter auf einige besonders prägnante Baudenkmale und die Erhaltungsleistung ihrer engagierten Eigentümer. Die – weithin bekannten – Schloss- und Hofgebäude bleiben dabei außen vor; zum Zuge kommen vor allem die Zeugnisse der Kommune und ihrer Bürgerschaft, aber auch Industriegebäude und Militärbauten.

»Das neue Rathhaus … imponirt vortrefflich«

So kommentierte der Historiograph J. G. Rieger den gerade erst vollendeten Neubau des Rathauses in seinem 1824 erschienenen Büchlein über Schloss und Stadt Schwetzingen.[5] Das ehrfürchtig klingende Lob entspricht einer Zeit, die sich der edlen Größe der griechischen und römischen Antike verschrieben hatte. Tatsächlich war das Rathaus das erste Bauwerk des Klassizismus in Schwetzingen. Es beeindruckte durch den klaren, an geometrischen Körpern orientierten Aufbau und durch die neuartig anmutenden, aus der Antike übernommenen Einzelmotive. Dazu zählt vor allem der beinahe hausbreite, durch kräftige Gesimse betonte Dreiecksgiebel, nach seiner ursprünglichen Verwendung auch »Tempelgiebel« genannt. Aufgrund seiner hoheitlichen Ausstrahlung zeichnet er im Klassizismus vorrangig Bauten aus, die eine öffentliche Funktion erfüllen. In Karlsruhe versieht Friedrich Weinbrenner sowohl die Stadtkirche als auch das Rathaus mit einem solchen Giebel. Die badische Hauptstadt repräsentierte damals die modernste Stadtbaukunst Deutschlands. Schwetzingen hatte sich indessen zu einem aufsteigenden Verwaltungszentrum entwickelt. Im Vorgriff auf

Typisch Rathaus: kommunikativ mit Glockentürmchen und einem Balkon für Verlautbarungen (Foto: Bernd Hausner, 2016)

die 1833 zugestandenen Stadtrechte erbaute es sich nun ein neues Rathaus im »Stadtformat«. Die Pläne stammen von Jacob Friedrich Dyckerhoff (1774–1845), einem bekannten Schüler Weinbrenners, der auch die Rathäuser von Käfertal und Wallstadt errichtete.[6] Er zeigt sich dabei keineswegs als bloßer Epigone, so sind die geschossübergreifende Rundbogennische und der markante Einschnitt in das Giebelfeld durch ein Lünettenfenster mit der erst zwei Jahre später entstandenen Karlsruher Staatsmünze von Weinbrenner selbst vergleichbar. Das schon von Zeitgenossen bewunderte Rathaus wurde bereits in den 1920er Jahren in die Denkmalliste der Stadt aufgenommen und ist seit 1990 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung gem. § 12 DSchG ins Denkmalbuch eingetragen.

Eine Werbeanlage der besonderen Art

Im Zentrum der Schwetzinger Friedrichstraße ragt ein besonders stolzes Bürgerhaus empor: Mit einem von Säulen und Voluten gezierten, mehrgeschossigen Giebel, einem pilastergeschmückten Erker und reichen Fensterumrahmungen zeigt die Schaufront auf engstem Raum gedrängt, was die Deutsche Renaissance an Bauschmuck zu bieten hatte. Der 1902 durch den Kunstschreiner August Karl Allert (1860–1923) erstellte Bau nimmt Bezug auf ein weltberühmtes Vorbild, nämlich das 1592 erbaute Gasthaus Zum Ritter St. Georg in der Heidelberger Altstadt, das einzig erhaltene Renaissance-Gebäude weit und breit. Der Schwetzinger Bau ahmt den

Eindrücklicher Katalog historisierender Schnitzkunst, ehem. Geschäftshaus der Kunstschreinerei Allert (Foto: Bernd Hausner, 2016)

Vorbild aus Stein: der über vierhundert Jahre als Ritter St. Georg in Heidelberg (Foto: Knut Gattner, 2008)

Heidelberger Bau in seinen Hauptmerkmalen nach, allem voran der prägnante Giebel mit Säulen, Voluten, Inschriftentafeln und sogar vollplastischer Skulptur: eine Rittergestalt im Giebel und Kurfürst Carl Theodor in einer Nische. Tatsächlich ist der Schmuck aber nicht wie beim Heidelberger Vorbild aus Sandstein gemeißelt, sondern aus Holz geschnitzt, und stellt eine überwältigende Werbeanlage des geschickten Schwetzinger Kunstschreiners dar. Vor und um 1900 war es *en vogue*, Fassaden im (Neu-)Renaissance-Stil zu gestalten. Mit der repräsentativen Gestaltung machte Allert sein Haus zu einem Katalog seiner im Angebot stehenden Leistungen und gab eine eindrückliche Probe seines Könnens. Aufgrund des geschickt gewählten, weltweit bekannten Vorbilds profitierte er außerdem vom romantischen Charme des Heidelberger Renaissancebaus. Das interessante Bauwerk steht seit den 1980er Jahren unter Denkmalschutz. Der Bauherr des charaktervollen Geschäftshauses gelangte sogar vor einiger Zeit in SAUR's Künstler-Lexikon, das Künstler aller Nationen berücksichtigt.[7]

Bürgerschlösser für die Bildung

Wer sich der Schwetzinger Hildaschule oder der Südstadtschule unbefangen nähert, glaubt einem Schlossbau gegenüber

Pracht und Herrlichkeit für die Jugend: Der Mittelrisalit der Hildaschule ist barocken Palastfassaden abgeschaut (Foto: Bernd Hausner, 2016)

»Einfach, dauerhaft, [...], aber auch schön wegen der künstlerischen Einwirkung auf den Sinn der Jugend« beschrieb der Direktor die Gestaltungsabsicht des Jugenstilbaus (Foto: Bernd Hausner, 2016)

zu stehen und fragt sich, welches Blaublut hier lebte. Rein formengeschichtlich liegt er damit richtig, denn die massiven Großbauten mit sandsteingerahmten Fenstern und vornehmen Bauschmuck waren noch im 18. Jahrhundert Wohnsitzen des Adels vorbehalten. Der breite Prunkrisalit der Hildaschule mit Säulenstellungen, großen Fenstern und Fensterarkaden, Wappenkartuschen und gesprengten Giebeln zeigt alle Merkmale einer typischen Palastfassade des 17. Jahrhunderts. Die Dreiflügelanlage der Südstadtschule gleicht barocken Herrenhäusern, die in Anpassung an eher ländliche Standorte ihren beträchtlichen Raumumfang auf mehrere Flügel und wenige Geschosse verteilen. Das schwere Mansarddach im Stil des Barock betont die lagernden Proportionen und bildet einen selbstbewussten Abschluss.

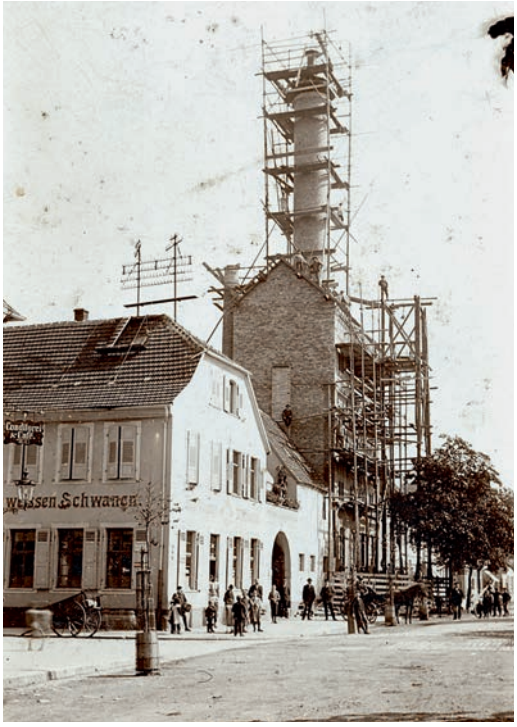
Die Ähnlichkeit mit dem Schlossbau ist kein Zufall. Tatsächlich empfanden die Zeitgenossen der beiden im Jahr 1899/1900 und 1909/1911 als Volksschule bzw. als Realschule erstellten Gebäude den Schulbau als eine der vornehmsten Bauaufgaben ihrer Epoche. Charakteristisch ist das anlässlich der Schuleinweihung der Realschule 1911 geäußerte Zitat des Schuldirektors: »Baute man vor 1000 Jahren Burgen, Dome und Städte: heut baut man Schulen, die der Nachwelt zeugen sollen vom Willen der Bürger, das Volk vorwärts zu bringen.«[8] Bildung als Voraussetzung des gesellschaftlichen Aufstiegs war eine der grundlegenden Erfahrungen des gründerzeitlichen Bürgertums. Während die Gesellschaft poli-

Ehemals Wasserspeicher der Gemeinde, heute Wohnhaus wagemutiger Bürger (Foto: Bernd Hausner, 2016)

tisch im Begriff war, die feudalen Strukturen zu überwinden, wurden die feudalen Architekturtypen und Bauformen begeistert aufgegriffen und auf Gebäude bürgerlicher Zwecke übertragen. Die beiden Schwetzinger Schulen sind seit 1986 als Denkmale geschützt. Die Brüstungszone der Hildaschule enthielt ursprünglich einen gemalten Fries des Karlsruher Künstlers Karl Eyth, der die Allegorie der Erziehung darstellte.[9] Die nach Plänen von Stadtbaumeister Wipfinger erbaute Südstadtschule umfasste wie seinerzeit viele Schulen ein Volksbad, das erst 1969 geschlossen wurde. Seit der gelungenen Sanierung 2011 stellt sich die Fassade in ihrer originalgetreuen Farbgebung mit Vergoldungen dar.

Schlanke Schönheit – der Schwetzinger Wasserturm

Una bella figura ist beileibe nicht nur ein Anliegen von schönheitsbewussten Menschen, sondern unter Umständen auch ein Ziel von Ingenieuren. Der 1902 erbaute Wasserturm in der Bruchhäuser Straße ist Wahrzeichen der jenseits der Gleise anwachsenden Oststadt und wirkt als Höhendominante weit über Schwetzingen hinaus. Besonderes Merkmal gegenüber älteren Wassertürmen – wie etwa der Mannheimer von 1889 – ist sein schlanker Turmschaft aus roten Backsteinen, der einen vorkragenden, zylindrischen Behälterkopf trägt. Seine Entstehung verdankt er dem 1902/03 gegen viele Widerstände durchgesetzten Wasserwerk mit Tiefbrunnen, Pumpwerk und Wasserhochbehälter, das die hygienisch problematische Wasserversorgung durch Hausbrunnen und öffentliche Brunnen ablöste.[10] Der Turmbau folgt dem Intze-Patent I, benannt nach dem bekannten Aachener Wasserbau-Professor Otto Intze (1843–1904). Es handelt sich dabei um einen Stützboden-Behälter, der mithilfe eines nach oben gewölbten Bodens Druckkräfte auf einen kleinen Auflagerring überträgt. Die Materialbeanspruchung des Stützschaftes ist dabei sehr gering. Gestalterisch ermöglicht diese Bauart einen besonders schlanken Turmschaft, der einen weit über den Schaft auskragenden Behälterkopf trägt. Weitgehend baugleiche Exemplare folgten dem Schwetzinger Turm 1903 in Ladenburg und 1907 in Plankstadt. Der Wasserturm wurde bereits 1980 als technisches Denkmal ausgewiesen und steht seitdem unter Schutz. Er ist einer der wenigen Wassertürme, die denkmalgerecht zu einem Wohnhaus umgenutzt werden konnten. Die den Türöffnungen des Turmschafts vorgelegten Austritte gehören nicht zum ursprünglichen Bauwerk, sondern wurden aus Brandschutzgründen als Fluchttreppe ergänzt.



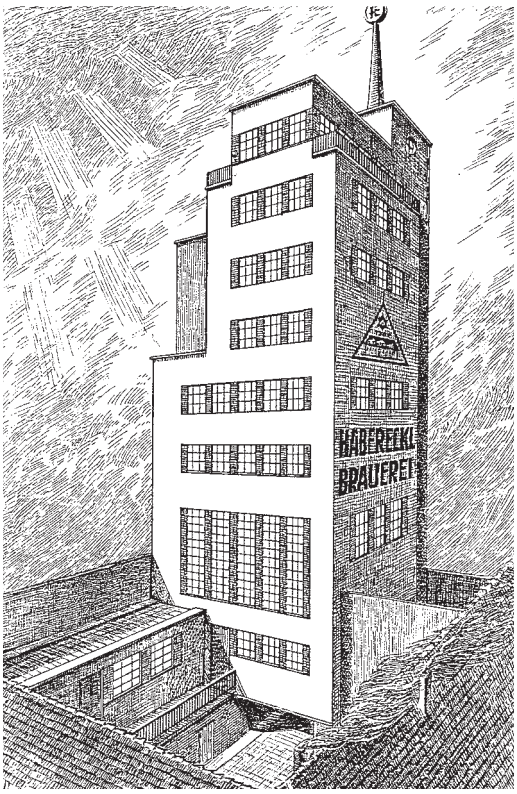
Die Erhöhung des Mälzereiturms 1908 zeugt vom wirtschaftlichen Erfolg des »Schwanen«. Historische Aufnahme um 1908 (Stadtarchiv Schwetzingen)

Doppelt so hoch wie die benachbarten Wohnhäuser stechen die Mälzerei und ihr beeindruckender Schlot aus der Zeile heraus (Foto: Bernd Hausner, 2016)

Mälzerei Schwanen – der lange Weg zum Denkmal

In der Hauptachse des Schlosses verläuft die Carl-Theodor-Straße, ihre Mitte kennzeichnet ein hoher gelber Backsteinbau mit einem langen aufgesetzten Schlot, die Mälzerei der Brauerei Schwanen. Der charaktervolle Industriebau wurde 1890 errichtet, 1908 von Kasten & Co. umgebaut, erhöht und mit einem neuen Schlot versehen.[11] Die Fensterreihen zeigen die einst zahlreichen Geschossebenen an, die für das Keimen, Schwelchen und Darren des Malzguts notwendig waren. Der Flächenverbrauch und die Entlüftung bedingten die hohe und schmale Kubatur des Gebäudes und des Schornsteins. Die historisierende Gliederung mit Eckvorlagen, Backsteingesimsen wie dem »Deutschen Band« sowie Zwillings- und Drillingsfenster mit Stichbögen und gemauerten Entlastungsbögen orientiert sich stilistisch am mittelalterlichen Profanbau. Während die Gründerzeit einen neuen Industriebau in unmittelbarer Schlossnähe offenbar duldete, entwickelte die Heimatschutzbewegung des 20. Jahrhunderts eine Aversion gegen den Backsteinriesen. Noch in den 1980er Jahren betrachtete ihn die Bürgerschaft Schwetzingens als »unpassender, stilwidriger Backsteinbau«, der das barocke Stadtbild »nur störe« (Leserbrief der Schwetzinger Zeitung).[12] Einem geplanten Abbruch für die Freistellung der

Gewürfelt und gestapelt: Auf dem Sudhaus-Block lagern weiße Putzkuben mit Büroetagen und einer Terrasse als »Kapitänsbrücke« (Foto: Bernd Hausner, 2016)



Brauerei Habereckl in den Mannheimer Quadraten, Zeichnung 1936 von Rudi Müllers; 1984 nach Übernahme durch Binding abgebrochen (Reproduktion aus: Mannheim und seine Bauten, Bd. 4, S. 89)

Schlossachse stellten sich weder Denkmalamt noch Bevölkerung entgegen. Als Wahrzeichen wurde der Turm zwar anerkannt, ihn als Technikdenkmal zu erhalten, traute man sich im Angesicht des berühmten Schlosses nicht. Erst in den 1990er Jahren setzte ein Umdenken ein. Die engere Beschäftigung mit dem Bauwerk und seinem Stellenwert in der Technik- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt führte 1995 zu einer Aufnahme in die Denkmalliste. Heute führen Industriedenkmal und Lustschloss eine anregende Koexistenz, ihre Gegensätzlichkeit wird weniger als Störung, denn als Bereicherung wahrgenommen.

»Bauhaus« fürs Brauhaus – Aufbruch in die Moderne

Der 1934 erbaute Weldeturm in der Herzogstraße ist das älteste Hochhaus Schwetzingens. Die markante Baugestalt und die seinerzeit hochmoderne Formgebung signalisierten, dass die bereits 1752 gegründete Brauerei[13] sowohl wirtschaftlich als auch architektonisch auf der Höhe ihrer Zeit war. Obwohl typologisch mit der Mälzerei in der Carl-Theodor-Straße vergleichbar, war die Bauhöhe des Weldeturms weniger funktionstechnisch bedingt, sondern galt vorrangig der

Wirtschaftsgebäude und Mannschaftshäuser bilden ein rechteckiges Geviert um den Exerzierplatz (Foto: Bernd Hausner, 2016)

Repräsentation. Die Ideen, die Bauherr Hans Hirsch und das Mannheimer Architekturbüro Reichert & Geyer aufgriffen, entstammen den 1920er Jahren, eine Zeit, die städtebaulich vom Konzept schlanker Hochhäuser fasziniert war und formal den Vorstellungen des Dessauer »Bauhauses« folgte. Den Architekten mag der Stuttgarter Tagblattturm von Ernst Otto Osswald (1924–1928) oder das Kaufhaus Vetter vor Augen gestanden haben, das 1927–1930 nach Plänen des Frankfurter Architekten Fritz Nathan als erstes Hochhaus Mannheims entstanden war. Vergleichbar ist der überhöhte und mit horizontalen Gesimsen sowie Fensterbändern gegliederte Risalit, der eine städtebauliche Qualität besitzt. Die Staffelung der flach gedeckten Kuben und die Oberflächengestaltung aus weißen Putzflächen und roten Backstein-Abschnitten sind typische Merkmale des sogenannten Neuen Bauens. Reichert & Geyer wiederholten den Schwetzinger Bau mit einigen Abwandlungen 1936/37 in der Brauerei Habereckl in Q 4 der Mannheimer Innenstadt.[14] Sowohl das Kaufhaus Vetter als auch Habereckl wurden 1960 bzw. 1984 abgebrochen. Umso wichtiger ist die Erhaltung des qualitätvollen und bei aller Typik doch eigenständigen Bauwerks in Schwetzingen.

Wo einst Panzer rollten

Schwetzingen war bereits in kurfürstlicher Zeit mit militärischen Einrichtungen ausgestattet, zunächst mit der Kaserne für das Garderegiment und später für die Invalidenkompagnie. Nach der Gründung des Großherzogtums Baden gehörte Schwetzingen zu den acht Garnisonsstädten im Staatsgebiet; bis

Nobilitierung der Aufgabe, Steinmosaik gepanzerter Ritter im Giebel des Wachlokals (Foto: Bernd Hausner, 2016)

1920 waren im Marstall an der Carl-Theodor-Straße Dragoner stationiert. Der Neubau der Panzerkaserne in der Friedrichsfelder Landstraße 1938 steht im Zusammenhang mit der Remilitarisierung des Rheinlands, die nach dem Bruch der Verträge von Locarno durch Hitler am 7.3.1936 mit Nachdruck vorangetrieben wurde. Das 1. Bataillon des 23. Panzer-Regiments bezog sie 1938. Den Krieg überstand die Kaserne ohne größere Schäden. 1945 wurde sie von den US-Streitkräften besetzt und bis 2012 unter dem Namen Tompkins Barracks genutzt.

Verantwortlich für die Planung zeichnete das Heeresbauamt Mannheim, das zu diesem Zeitpunkt bereits ein Dutzend Kasernen in Mannheim und Heidelberg hatte errichten lassen. Die Lage vor den Toren der Stadt am Waldrand und die Aufgliederung in Einzelgebäude folgten luftschutztaktischen Überlegungen (wie auch später der dunkle Tarnanstrich). Das Bauprogramm umfasste vier langgestreckte Mannschaftsgebäude und zwei Wirtschaftsgebäude (Kantinen), die einen weiträumigen rechteckigen Platz umstellen. Ein Wachlokal, als einziges der Gebäude mit Bauschmuck geziert, einem Mosaikbild zweier gepanzerter Reiter, und ein langer Winkelbau, ein weiteres Mannschaftsgebäude, begleiten die Erschließungsstraße vom Tor zum Karree und zu den Fahrzeughallen. Nördlich und östlich schließen eine große Turnhalle mit vorgelegtem Spielfeld und mehrere Panzer-Garagen an, deren Gebäudestirn mit einer sandsteinverkleideten Schaufront auf die zentrale Erschließungsachse ausgerichtet ist.

Stilistisch stehen die zweigeschossigen Baukörper mit spitzgiebeligen Querhäusern, sehr hohen Steildächern mit bis zu drei Reihen kleiner Dachhäuschen und Details wie die ziegelgedeckten Portalverdachungen der Heimatschutzarchitektur nahe, die als vermeintliche Verkörperung des völkischen Gedankens bei den Nationalsozialisten sehr beliebt war. Die gediegene Materialwahl – bossierter Sandstein für die Sockel, verputzte Fassaden und Schiefer als Dachdeckung – und die sorgfältige handwerkliche Bearbeitung fügen sich in das »altdeutsche« Konzept ein. Das Mosaikbild greift eine traditionsreiche, in der Kunst-am-Bau-Sparte der 1930er Jahre zunehmend gefragte Handwerkstechnik auf und stellt die in der Panzerkaserne stationierten Soldaten – quasi nobilitierend – in die Nachfolge mittelalterlicher Turnierritter. Der Bildentwurf geht auf den Mainzer Künstler Robert Seyfried (1905–1991) zurück, der auch

im Auftrag des Heeresbauamts Mainz in der Hospital-Kaserne in Bad Kreuznach tätig war.[15] Architektonisch eng vergleichbar ist die Nachrichtenkaserne in Heidelberg-Rohrbach, die ab 1937 nach Plänen von Regierungsbaurat Dietrich Lang und Regierungsbaumeister Augsburger errichtet wurde.[16] Bis auf einige Details sind die Bauzeichnungen der Mannschaftshäuser und Wirtschaftsgebäude übertragbar. Die Nachrichtenkaserne zeigt sich heute allerdings stark verändert, während die Schwetzinger Kaserne in wesentlichen Teilen unverändert erhalten ist. Aufgrund der authentischen Überlieferung als exemplarischer militärischer Typenbau der späten 1930er Jahre und als aussagefähiger Zeitzeuge der Aufrüstung Deutschlands im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs stellte das Landesdenkmalamt die Panzerkaserne 1999 unter Denkmalschutz. Seit dem Abzug der Amerikaner werden Konzepte zur zivilen Umnutzung der Kaserne diskutiert. Derzeit dient sie etwa 1000 Flüchtlingen als Notunterkunft.

Anmerkungen

1 Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe, Archiv, Altakte I 144.
2 Generallandesarchiv Karlsruhe, GLA 357 / 29.997.
3 Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe, Archiv.
4 Kurt Martin: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Mannheim, Stadt Schwetzingen. (Die Kunstdenkmäler Badens, Bd. X, 2), Karlsruhe 1933. Es gibt zwischen der Alten Badischen Liste und dem Inventar auf beiden Seiten Abweichungen, so enthält das Inventar den Bau der reformierten bzw. protestantischen Kirche, die Alte Badische Liste nicht. Die Alte Badische Liste enthält hingegen einige Bürgerhäuser, auf die das Inventar nicht eingeht.
5 Johann Georg Rieger, Johann Michael Zeyher: Schwezingen und seine Garten-Anlagen. Mannheim 1824, S. 175.
6 Hans Huth: Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim (Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg). München 1982, Bd. 2, S. 1493 (Käfertal), S. 1751 (Wallstadt).
7 Ludwig Böer, August Karl Allert. In: SAUR, Allgemeines Künstlerlexikon, Bd. 2. München, Leipzig, 1992, S. 510. Zur Bildhauerwerkstatt findet sich eine historische Fotografie in Wilhelm Heuss, Alt-Schwetzingen. Eine Bilddokumentation nach Lithografien, Zeichnungen und Fotografien der Jahre 1622 bis 1960, Schwetzingen 1979, S. 45 oben.
8 44. Jahres-Bericht für das Schuljahr 1911/12, hg. Gr. Realschule Schwetzingen. Schwetzingen 1912, S. 10. Zitiert nach Michael Ruhland, Schulhausbauten im Großherzogtum Baden 1806–1918, Augsburg 1999, S. 186.
9 Michael Ruhland: Schulhausbauten im Großherzogtum Baden 1806–1918. Augsburg 1999, S. 147 f., Abb. 214. Die Studie enthält auch einen Abschnitt zur Südstadtschule mit einer Fotografie von 1912 und detaillierteren Informationen (S. 450 f.).
10 Friedrich Teutsch: 100 Jahre Schwetzinger Wasserwerk. In: Badische Heimat, Heft 1, Jg. 2004, S. 105–111.
11 Baupläne befinden sich im Stadtarchiv Schwetzingen.
12 Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe, Archiv, Objektakte.
13 Oswald Zenkner: Welde-Brauerei Hans Hirsch, Schwetzingen. 220 Jahre Brauereigeschichte. Festschrift, Schwetzingen 1963.
14 Andreas Schenk: Mannheim und seine Bauten 1907–2007. Bd. 4, Mannheim 2004, S. 89.
15 Heidi Sturm: Bad Kreuznach übergibt Mosaik des Künstlers Robert Seyfried nach Singen. In: Allgemeine Zeitung, 12.4.2014.
16 Datierte und signierte Baupläne der Nachrichtenkaserne sind im Amt für Baurecht und Denkmalschutz, Stadt Heidelberg, erhalten.

Anschrift der Autorin:
Dr. Melanie Mertens
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium
Stuttgart,
Dienstsitz Karlsruhe
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Geschichte der Landschaft
Die Schwetzinger Hardt

Sybille und Uwe Heidenreich[1]

Dieser Beitrag will historische Tiefenschichten der Landschaft sichtbar machen: einer Landschaft im Wandel, wie sie von der Natur und von Menschen geschaffen wurde, in der Naturgeschichte und Kulturgeschichte sich überlagern. Wenn wir reflektieren, dass »Natur« ebenso ein Begriff der Philosophiegeschichte wie der Naturwissenschaft ist, wird plausibel, dass Naturschutz auch als eine kulturelle Aufgabe verstanden werden kann.[2]

1 Landschaft und ihre Geschichte

Die Schwetzinger Hardt, um die es hier gehen soll, umfasst ca. 3500 Hektar, wovon seit 2013 ca. 3100 Hektar als »Regionales Waldschutzgebiet und Erholungswald« ausgewiesen sind. Das Gebiet liegt zwischen Schwetzingen und Hockenheim im Naturraum Oberrheinisches Tiefland.

Durch den Wald fließt etwa in ostwestlicher Richtung der Hardtbach, der angelegt wurde – vermutlich 1559 bis 1576[3] –, um vor allem bei Hochwasser den Leimbach zu entlasten. Historisch betrachtet ist die Schwetzinger Hardt der nördliche Teil des größeren Waldgebietes der »Lußhardt«, die 1056 von Kaiser Heinrich III. (1017–1056) mit Bruchsal an das Bistum Speyer verschenkt wurde. Die Bestätigung der Schenkung erwähnt 1063 auch die nördliche Erweiterung. Das Gebiet ging dann an die Pfalzgrafen bei Rhein über und blieb bis zum 30-jährigen Krieg im Besitz des Kurfürsten. Danach, spätestens wohl im 18. Jahrhundert, ist in den Randbereichen das Entstehen von Gemeindewäldern anzunehmen.[4] 1803 ging das Gebiet durch den Reichsdeputationshauptschluss an das Großherzogtum Baden. Seit dem Ersten Weltkrieg ist der größte Teil des Waldes Staatswald (Baden), seit 1952 im Besitz des Landes Baden-Württemberg.[5]

Eine besondere naturhistorische Qualität bieten die Dünen- und Flugsandgebiete, die seltenen Pflanzen- und Tierarten Lebensraum geben. Es handelt sich um das größte Binnendünengebiet Baden-Württembergs.[6]

Die sieben Hardtgemeinden, auch Waldgemeinden genannt, sind Oftersheim, Schwetzingen, Hockenheim, Reilingen, Walldorf, Sandhausen und St. Ilgen. Sie hatten seit dem frühen Mittelalter Nutzungsrechte am damals grundherrlichen Wald der Kurfürsten von der Pfalz, an die sie ihren Naturalzins entrichteten. Die Nutzungsberechtigungen der sieben Waldgemeinden wurden u. a. in der lange Zeit maßgebenden Hardtordnung von 1785 schriftlich fixiert. Zeugnisse dieser Zeit sind die Viehbrunnen und Suhlen, die sich heute noch im Hardtwald finden lassen.

Die Waldweide war bis ins 19. Jahrhundert hinein verbreitet und wurde z. T. mangels wirtschaftlicher Alternativen bis ins 20. Jahrhundert hinein praktiziert. Menschen

Karte der Schwetzinger Hardt (Quelle: ForstBW, http://www.schwetzinger-hardt.de/1387/)

Düne am Saupfergbuckel (Foto: U. Heidenreich)

beanspruchten über viele Jahrhunderte hinweg siedlungsnahe Wälder, wie auch hier, für Bau- und Brennholz, als Weide für das Vieh, sie sammelten Reisig sowie Moos und Laub als Einstreu für die Viehställe. Auch landwirtschaftliche Kulturen wie Kartoffeln und Buchweizen wurden in Notzeiten angebaut. Die verschiedenen mehr oder weniger radikalen Nutzungen haben zu einem stetigen Wandel des Waldcharakters geführt: Die nährstoffarmen Sandstandorte der Dünen, die sich vom Ende der letzten Kaltzeit bis zur einsetzenden Bewaldung im »Boreal« entwickelt hatten, waren im Laufe der Jahrhunderte in einen Buchen-Mischwald übergegangen. Im Mittelalter entstand ein Eichen-Mittelwald von lichtem, parkartigem Charakter. Das Entfernen von Totholz und Reisig verschlechterte die Qualität der Böden deutlich, der Verbiss junger Pflanzen und Äste durch das Vieh beeinträchtigte die Waldverjüngung, Rodungen dezimierten die Bestände. Eine Geschichte, die viele Wälder durchlaufen haben. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts wurden daher auch in der Hardt vermehrt die anspruchslosen und schnell wachsenden Kiefern angebaut, im Zuge verstärkter, nun ökonomisch und langfristig angelegter Waldnutzung.[7] Eine Zeit, in der der Begriff der Nachhaltigkeit seine Wurzeln hat. Heute versuchen Naturschutz und Forstwirtschaft, dem Wald durch Aufforsten von Buchen und anderen Laubbäumen wieder etwas von seinem Mischwaldcharakter zu-

rückzugeben. Diese Maßnahme ist auch vor dem Hintergrund des Klimawandels für die Widerstandskraft der Wälder wesentlich.[8]

Naturschutz und Forstwirtschaft verfolgen in der Schwetzinger Hardt gleichrangige Ziele, nämlich den Schutz der historisch gewachsenen Biotop- und Artenvielfalt, die Bewahrung von Erholungsraum in einem dicht bevölkerten Gebiet sowie die nachhaltige Holzproduktion und Weiterentwicklung der naturnahen Waldbewirtschaftung.[9]

2 Natur- und Waldschutz in der Schwetzinger Hardt

2.1 Zur Geschichte der Nachhaltigkeit

Landwirtschaftliche Nutzung und Waldpflege verhielten sich in historischen Zeiten durchaus nicht konfliktfrei. Im Lichte einer Geschichte der Nachhaltigkeit gehörten die Waldweide und bäuerliche Waldnutzung einer Epoche an, deren Ausklang nicht ohne Erleichterung kommentiert wurde. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert gab es eine Krise des Waldes. Die Bestände in Europa waren bedenklich geschrumpft, aber die Ökonomie hing vom Holz ab. Der Publizist Ulrich Grober konstatiert in seiner Kulturgeschichte der Nachhaltigkeit einen bedenklichen Konflikt zwischen den Nutzungsansprüchen der Untertanen und den langfristigen Interessen des Staates und der Ökonomie an Bestand und Vermehrung der Wälder. Eine hoffnungslose Übernutzung, ja Vernichtung der Bestände hatte um sich gegriffen.[10] Auch für die Schwetzinger Hardt ist um 1760 eine Schädigung großer Waldteile durch Übernutzung durch die sieben Waldgemeinden belegt. Eine 1762 eigens eingesetzte Kommission sollte dazu berichten: »Vor dieser erklärten die Gemeinden, daß sie seit »ohnfürdenklichen Jahren«, während der vorgeschriebenen Tage das Leseholz sammeln und Stumpen ausgraben dürften und auch das erforderliche Bauholz gegen »billigmäßigen tax« erhalten hätten. Für diesen Vorzug seien sie gehalten, […] »die Haardbach und den Ludwigsee zu befröhnen, die Hirschäckern zu zackern, Holtz Laden zu machen und überhaupt alles was in diesem Wald erforderlich in der frohnd zu versehen […]«. Die Kommission brachte in Erfahrung, daß Einwohner der sieben Orte angeblich benötigtes Bauholz an Ausländer verkauft und somit gegen das strikte Verbot verstoßen hätten.«[11]

Jedoch war die bäuerliche Nutzung nur ein Rädchen im Räderwerk der Waldausbeutung. Die Reparationszahlungen nach verlorenen Kriegen, die Beanspruchung von Wäldern zur herrschaftlichen Jagd ohne Nutzungsalternativen für die Bevölkerung, der Holzfraß der Eisenbahnen und Flotten, Köhlerei, Glasbläserei und klimatische Ereignisse spielten ebenfalls eine bedeutende Rolle.

Es war diese historische Phase, als der kurfürstlich-sächsische Schöpfer des forstlichen Nachhaltigkeitsbegriffs Hans Carl von Carlowitz (1645–1714) seine »Sylvicultura oeconomia« (1713) veröffentlichte. Er setzt gegen den Raubbau am Wald die eiserne Regel, dass »man mit dem Holze pfleglich umgehe«.[12] Bereits hier deutet sich das Wortfeld der »Nachhaltigkeit« an, das Carlowitz in seiner Schrift dann auch tatsächlich betritt: Er stellt nämlich die Frage, wie es anzustellen sei, dass es eine »continuierliche beständige und nachhaltige Nutzung gebe weil es eine unentbehrliche Sache ist ohne welche das Land in seinem Esse nicht bleiben mag.«[13] Eine Entwicklung beginnt hier, die in der nachhaltigen Waldwirtschaft noch nicht ihren Abschluss gefunden hat.

Blühender Bärlauch im Frühjahr (Foto: U. Heidenreich)

2.2 Das Waldschutzgebiet »Schwetzinger Hardt«

In der Schwetzinger Hardt gibt es heute drei Schutzkategorien: Bannwald, Schonwald und Erholungswald. Die Forstwirtschaft agiert nach den Prinzipien nachhaltiger Waldbewirtschaftung. Im Bannwald greift der Mensch überhaupt nicht mehr ein. Hier kann und soll »Wildnis« heranwachsen, der »Urwald von morgen« mit allen Begleiterscheinungen: umgefallenen Bäumen, Totholz, Dickicht und Unterholz, auch sogenanntem »Ungeziefer« wie dem nahezu sprichwörtlich gewordenen Borkenkäfer. Aber eben auch mit einer biologischen Vielfalt ohnegleichen und der malerischen Schönheit einer Landschaft, die man aus alten Bildern kennt und die für viele Stadtbewohner heute schon zum Mythos geworden ist. Die vier räumlich getrennten Bannwälder Franzosenbusch, Kartoffelacker, Saubusch und Plansuhl haben zusammen ca. 143 Hektar. Der Bannwald Saubusch auf Gemarkung Schwetzingen ist mit über 60 Hektar der größte reine Kiefern-Bannwald Baden-Württembergs.

Im Schonwald (ca. 1288 Hektar) steht die Erhaltung, Pflege und Entwicklung bestimmter Biotoptypen im Vordergrund: Man bemüht sich um die Erhaltung offener Sandrasengesellschaften und lichter Kiefernwälder. Hier wird Natur auch geformt und gestaltet. Die Schonwaldgebiete sind weitgehend auch als Vogelschutzgebiete ausgewiesen. Im Erholungswald schließlich ist, wie der Name schon sagt, vieles auf die Bedürfnisse der Menschen abgestellt, wenn auch nicht ohne Rücksicht auf die Belange des Naturschutzes. Die nachhaltige Forstwirtschaft in der Schwetzinger Hardt liefert jährlich ca. 20 000 Kubikmeter Holz, einen der (wieder) zukunftsträchtigen nachwachsenden Rohstoffe. Dabei soll dem Wald maximal so viel Holz entnommen werden, wie in der gleichen Zeit nachwächst.[14]

Die nördliche Oberrheinebene ist in Baden-Württemberg die am stärksten vom Klimawandel betroffene Region. Die Probleme, wie sie sich bereits durch den trockenen Sommer 2015 abzeichnen, sind beträchtlich: Viele Bäume, selbst Buchen und Kiefern, erreichten in diesem Jahr die Grenzen ihrer Anpassungsfähigkeit; sie wachsen weniger und werden anfälliger für Krankheiten und Insektenbefall wie den Borkenkäfer oder den Maikäfer. Eingeschleppte Pflanzen, sogenannten Neophyten, breiten sich im wärmeren Klima massiv aus. Als für den Standort unter wärmeren klimatischen Bedingungen geeignet werden mittlerweile von der Forstverwaltung z. B.

noch die heimische Eiche eingestuft sowie die aus Nordamerika stammenden Roteichen und Douglasien, die Kiefer wird zum Problemfall. Es gibt Versuche mit dem Anbau verschiedener, nicht standortheimischer Baumarten. Mehrere Projekte wurden angestoßen, um zu klären, welche Maßnahmen den Wald in Zukunft unterstützen können.[15]

2.3 Flora und Fauna

Die Schwetzinger Hardt ist einer der 30 Hotspots der Biodiversität, die das Bundesamt für Naturschutz über ganz Deutschland hinweg ausweist. Dabei sind – je nach Umgebung – verschiedene Arten hervorzuheben: an den lichten Stellen sind es der Ziegenmelker und die Heidelerche oder der Dünen-Sandlaufkäfer, deren Lebensräume durch das Freihalten und -schlagen von Waldflächen gesichert werden sollen. Das Vorhaben läuft in Zusammenarbeit mit der Forstlichen Versuchsanstalt Freiburg, die das Verhalten der Populationen im Zuge der forstlichen Maßnahmen untersucht.[16] Unter den Pflanzen sind im Flugsand- und Dünenbereich zahlreiche Sandrasenbewohner zu den selten gewordenen Arten zu zählen, wie die Rundblättrige Glockenblume und der Aufrechte Ziest, die vom Aussterben bedrohte Sand-Silberscharte oder das Silbergras.[17]

Ganz anders sind die Feuchtbiotope besiedelt: Im Zuge der Waldweide waren zur Viehtränke und aus jagdlichen Gründen (Rot- und Schwarzwild) Suhlen angelegt worden, die zum Teil noch heute bestehen. Hier finden sich Reptilien und Amphibien, wie z. B. die Zauneidechse, die Erdkröte, der Grasfrosch, der Springfrosch, auch Klein- und Großlibellen wie die Frühe Adonislibelle im Frühling, über den Sommer und Herbst bis

Maikäfer – fast schon eine Plage? (Foto: U. Heidenreich)

in den November hinein die gemeine Heidelibelle oder die schöne Große Königslibelle vom Frühsommer bis in den Hochsommer. In den Suhlen selbst gibt es verschiedene Fischarten, die aber oftmals von Menschen ausgesetzt wurden, wie Goldfisch und Graskarpfen, ebenso die aus Amerika stammende Rotwangenschildkröte. Die Vogelwelt ist vielfältig vertreten, am Hardtbach gibt es den prächtigen Eisvogel, auch Graureiher, von denen der Reiherweg seinen Namen hat.[18]

Aber der Klimawandel hinterlässt auch Spuren: Als Neulinge aus wärmeren Zonen der Welt fühlen sich im Hardtwald die Amerikanische Kermesbeere und die Spätblühende Traubenkirsche allzu wohl. Sie wachsen schneller als die einheimischen Pflanzen und überwuchern schnell weite Flächen, beanspruchen Nährstoffe und Licht. Und lei-

Erdkröten bei der Paarung in einer der Suhlen (Foto: U. Heidenreich)

Frühe Adonislibelle in einem der Feuchtbiotope (Foto: U. Heidenreich)

der, muss man sagen, entwickelt sich der in Liedern geschätzte Maikäfer allmählich zur wirtschaftlichen Plage. Das massive Auftreten der Engerlinge in der Schwetzinger Hardt, die sich von Baumwurzeln ernähren, verursacht große Schäden in Anpflanzungen und Naturverjüngungsgebieten.[19] Welche Folgen der Klimawandel auf die Gestalt und Gestaltung der Landschaft langfristig haben wird, ist noch gar nicht abzusehen.

3 Spuren der Geschichte – historische Nutzungen

3.1 Die Dünen im Hardtwald – Wiederbelebung einer historischen Landschaftsebene

Mitten in Deutschland gibt es sie: die Sanddünen, entstanden vor rund 11 000 Jahren am Ende der letzten Eiszeit. In der ursprünglich gehölzfreien, steppenartigen Landschaft konnte der Wind den Sand aus dem Schotterbett des Rheins zum Teil meterhoch auftürmen. Die schönsten und höchsten dieser Dünen liegen im Gebiet zwischen Viernheim und Hockenheim. Dieses größte Binnendünengebiet Baden-Württembergs war bereits im 19. Jahrhundert aufgrund seines floristischen Reichtums unter Botanikern bekannt. Dennoch setzte seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine zunehmende Zerstörung durch Industrialisierung, Wohnungsbau, Straßenbau und Landwirtschaft ein. Das erste Naturschutzgebiet entstand mit dem NSG »Pferdstriebsdüne« in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts. Weitere folgten, wobei es unbefriedigend blieb, ohne die traditionellen Nutzungszusammenhänge, nur mittels pflegerischer Maßnahmen einen gleichsam musealen Charakter zu bewahren.[20]

Ein großes Naturschutzprojekt des NABU Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit dem Kreisforstamt will überwachsene Sanddünen nun erneut zum Vorschein bringen und den anthropogenen historischen Charakter des Waldes ab dem Mittelalter wieder herstellen. Der NABU agiert hier im Zuge des Hotspot-Projektes »Oberrhein, von nass bis trocken«. Dabei wird punktuell aufgelichtet, flächenmäßig bewegen sich alle Projektansätze zusammen bei um die 7 ha Lichtstellung. ForstBW ist im Staatswald aktiv und agiert

laut Schonwaldverordnung auf ca. 260 Hektar Waldfläche, die in ein Lichtwaldkonzept integriert werden. Die Umsetzung beginnt mit Pilotprojekten 2016, in den kommenden 20 Jahren werden die Lichtwaldflächen sukzessive vergrößert.

Die freien Sandflächen bieten ganz bestimmten Tier- und Pflanzenarten Lebensraum, wie dem Sandlaufkäfer und der Sandstrohblume oder dem seltenen Ziegenmelker und der Heidelerche. Das Gebiet gewinnt damit überregionale Bedeutung für den Natur- und Artenschutz. Im »Hirschacker« bei Schwetzingen wurden 2014 durch Rodungen 2,7 Hektar offene Sandflächen geschaffen, auf dem »Saupfergbuckel« bei Walldorf wurden auf knapp einem Hektar offene Sandlebensräume frei gelegt.

Eines der Mittel, diese Flächen sowie den Charakter einer weiten, lichten, parkähnlichen Waldlandschaft zu erhalten, ist die Wiederbelebung der alten Kulturtechnik der Waldweide. Und nichts weniger hat man sich hier am Oberrhein vorgenommen: Im Rahmen des Projekts »Lebensader Oberrhein« soll eine Beweidung der wiederhergestellten Trockenflächen mit Schafen, Ziegen oder Eseln gefördert werden, um ein erneutes Überwachsen zu verhindern.[21]

Der äußerst seltene Ziegenmelker bei der Brut in der Schwetzinger Hardt. Das Foto gehört zu den Preisträgern 2015 des Fotowettbewerbs »Ihr Blick auf die Schwetzinger Hardt« (Foto: Thomas Fichtner, mit freundlicher Genehmigung)

3.2 Die Waldweide. Welche Natur wollen wir schützen?

Das Gemälde von Lucas van Valckenborch (1535–1597) zeigt eine typische Waldweide: Schweine und Rinder tummeln sich in einem weiten, lichten Gelände. Die Bäume sind hoch und tragen schirmartige Kronen. Eichen überwiegen. Da zur historischen bäuerlichen Waldnutzung auch die Streunutzung und der Gebrauch von Unterholz und Totholz als Brennmaterial gehörten, ist es hier so aufgeräumt. Links ein von Röhricht gesäumtes Wasser zur Viehtränke. Im Hintergrund sehen wir den Übergang in eine Kulturlandschaft mit Teich und Angler sowie der Stadt. Das Bild entlässt uns nicht ohne moralische Botschaft: Die Magd im Techtelmechtel mit ihrem Gegenüber verschüttet die Milch, die Schlange der Versuchung ringelt sich heran (zwischen den beiden Kühen). Im Hintergrund sehen wir die üblen Folgen des Alkoholgenusses in Gestalt des von seinen Begleitern gestützten Mannes. Heute ziehen wir andere Konsequenzen: Das Erscheinungsbild dieses so gar nicht wilden und düsteren Waldes geht nicht zuletzt darauf zurück, dass junge Triebe und untere Äste durch das Vieh gar nicht aufkommen können, tote Blätter, Moos und Totholz wurden von den Menschen entfernt.

Im 17. und 18. Jahrhundert war der Wald stellenweise so überweidet, dass der Baumbestand sich nicht mehr verjüngen konnte. Weite, lichte, parkähnliche Wälder entstan-

Viehweide unter Bäumen, 1573. Lucas I. van Valckenborch, um 1535–1597
(Städel Museum, Frankfurt am Main, Bild-Nr. 21206. Foto: © Städel Museum, U. Edelmann - ARTOTHEK)

den, ästhetisch ansprechend und heute wieder attraktiv: In Teilen der Schwetzinger Hardt wird dieser Landschaftscharakter, z. T. auch aus Gründen des Artenschutzes, wieder belebt. Die Sandflächen wurden im Zeitverlauf z. T. aufgeforstet, auch würden sie ohne Pflege erneut überwachsen. Man hat sich daher entschlossen, durch menschliche Eingriffe wie Rodungen diese Flächen zu erhalten. Unter dem Motto »Mut zur Lücke« werden trockene Lebensräume entwickelt, auch die Waldweide zur Pflege von Waldlandschaften steht auf dem Programm, so etwa im Schonwald »Reilinger Eck«, wo Ziegen und Schafe eingesetzt werden, um Problempflanzen zurückzudrängen und die spezifischen Biotope der offenen Kiefern-Sandflächen zu reaktivieren.[22]

Für manchen paradox und auch nicht unwidersprochen in der Bevölkerung geblieben ist der Befund, dass hier Waldbestände – also gewachsene Natursituationen – beseitigt werden, um andere Naturverhältnisse mit menschlicher Hilfe wieder herzustellen. Es stellt sich die Frage, welchen historischen Zustand einer Landschaft wir eigentlich wieder herstellen bzw. bewahren wollen? Ist der Rückgriff auf historische Praktiken grundsätzlich positiver zu bewerten als andere Optionen? Welche Natur wollen wir eigentlich schützen? Ist das Ideal einer ursprünglichen Natur tatsächlich maßgeblich? Wie alle Ideale grenzt auch die-

ses manchmal an Dogmatismus. In der europäischen Kulturlandschaft gibt es kaum noch Räume, die als unberührt und ursprünglich gelten können. Wir haben keine »reine« Wildnis mehr. Die Pflege einer vielfältigen und artenreichen Kulturlandschaft ist demgegenüber eine Aufgabe, die einem historischen wie auch ökologischen Bewusstsein in gleicher Weise gerecht werden kann.

3.3 Kiefernharzgewinnung

Wie geheimnisvolle Zeichen zieren Kerbenmuster immer noch zahlreiche Kiefern im Hardtwald. Eine weitere Form historischer Waldnutzung hat hier ihre Spuren hinterlassen. Die Stämme weisen noch heute die typischen Muster der Harzgewinnung auf. Fischgrätenförmig angelegte Schnittrillen führten das flüssige Harz in ein darunter hängendes Töpfchen. Die V-förmigen Rille, sogenannten Lachten, wurden mittels eines Reißeisens angebracht. Sie münden in eine senkrechte Rinne, über die der »Rohbalsam« oder »Terpentinbalsam« in das Auffanggefäß geleitet wurde. Ein Baum konnte pro Jahr bis zu 4 Kilogramm Harz liefern. Das an ätherischen Ölen reiche Naturmaterial mit seinen Hauptbestandteilen Terpentin und Kolophonium wurde und wird in der Pharmazie und Kosmetika-Herstellung sowie für Farben und Lacke verwendet. Auch in der Rüstungsindustrie spielte es im Ersten und Zweiten Weltkrieg eine bedeutende Rolle.

Seit dem Mittelalter als zu den ältesten Waldgewerben gehörig belegt, wird für die Schwetzinger Hardt eine Harzgewinnung erst ab dem 19. Jahrhundert angenommen, die bis etwa 1950 betrieben wurde. Generell führend in dieser Branche war jedoch mit dem Ziel der Rohstoffautarkie die DDR, vor allem in der Nachkriegszeit. Im Osten Deutschlands gibt es daher immer noch zahlreiche jüngere Zeugnisse dieser Kulturtechnik. Ab den 90er Jahren des 20. Jhs. ging die Kiefernharzgewinnung überall in Deutschland zurück. Sie war unrentabel geworden; die überwiegend manuelle Tätigkeit konnte der Konkurrenz aus Ländern mit niedrigerem Lohnniveau sowie den synthetischen Harzen nicht mehr standhalten.[23] Wir mögen diesen Wandel bedauern als Verlust einer einheimischen Arbeits- und Kulturtechnik oder im Zeichen des Waldschutzes begrüßen.

3.4 Aus der Geschichte der Jagd

Park und Wald gehen ineinander über. An der Sternallee im Norden der Schwetzinger Hardt ist noch der Jagdstern erkennbar, der für Par-

Kiefer mit Lachten in der Schwetzinger Hardt, am »Saupfergbuckel«. Dahinter eine freigelegte Fläche aus dem Programm »Mut zur Lücke« (Foto: S. + U. Heidenreich, 2015)

Stehende Skulptur, Günter Braun, Vanitas-Projekt (2011). Skulpturen, die der Natur überlassen werden. (Foto: Günter Braun, Quelle: www.bildhauer-braun.de/vprojekt2011_01.html)

forcejagden im kurfürstlichen Jagdrevier angelegt worden war. Der Gartenbaudirektor Nicolas de Pigages hatte dann 1762 das Wald- und Jagdgebiet mittels einer Allee mit dem Schlossgarten verbunden. Ab 1770 wurde das Gebiet um die Sternallee zum Wildpark ausgebaut und eingefasst. Kostspielige und aufwändig inszenierte sogenannte »eingestellte Jagden« sind aus dem 18. Jahrhundert bekannt, bei denen Hunderte von Tieren vor höfischem Publikum den Flinten des jagdlustigen Adels entgegen getrieben wurden. Die Bauern der Hardtgemeinden hatten verschiedene Dienste als Jagdfron zu leisten.

In jüngster Zeit gelang es, ein weiteres Zeitzeugnis dieser Epoche dem Vergessen zu entziehen: Im Frühling 2013 hatte ein Sturmschaden in der Grube eines entwurzelten Baumes Mauerreste aufgedeckt, die sich der Ruine des »Schönhauses« zuordnen lassen. Das Gebäude zählte zu mehreren im Gebiet belegten Jagdhäuser und jagdlichen Einrichtungen; die Phase der Hauptnutzung lässt sich in etwa dem Zeitraum zwischen Pfalzgraf Ludwig V. (1508–1544) und Friedrich III. (1559–1576) zuordnen. »Mit dem Schönhaus ist erstmals das Beispiel eines vergleichsweise frühen Jagdhauses des kurpfälzischen Fürstenhofs erfasst, wie es als Funktionstypus seit dem fortgeschrittenen 15. Jahrhundert vor allem im vorbildgebenden Umfeld der burgundischen und habsburgischen Residenzen erscheint.« Die Nutzungsmöglichkeiten reichten von Fischfang und Wasserjagd bis zur Hauptjagd, mit der dahinterliegenden Düne stand dem Publikum die geeignete Aussichtstribüne zur Verfügung. Weiterreichende Forschungspotenziale, die der denk-

Die Figur aus dem Vanitas-Projekt von Günter Braun liegt nun - 2015 - am Boden, der Natur und der Zeit ausgesetzt (Foto: U. Heidenreich)

malschützerischen Aufmerksamkeit bedürfen, lassen sich aus diesem bedeutenden Fund ableiten.[24]

4 Vergänglichkeit – Wandel: Das Vanitas-Projekt

Der Jagdstern und die Sternallee in der Schwetzinger Hardt lenken den Blick zurück auf die fürstliche Jagd. Sie sind lesbare Zeichen, die eine vergangene Epoche wachrufen. Auch die Gegenwart setzt ihre Zeichen: Der Eppelheimer Künstler Günter Braun realisierte hier 2011 eine Kunstinstallation, das »Vanitas-Projekt«. Fünf Holzskulpturen aus Lindenholz, entstanden aus Holzabfällen des Schwetzinger Schlossgartens, wurden hier aufgestellt und sind nun dem Wandel aller Dinge, dem Verfall oder der Rückkehr in die Natur anheimgegeben. Der Prozess von Wachstum des Holzes, Abbau, künstlerischer Gestaltung und erneutem Verfall ist hier ebenso maßgeblich wie das dingliche Kunstwerk. Ein mutiger Ansatz, der zu denken gibt.

Der Blick auf die vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten des Waldes zeigt, wie sich zeichenhaft die unterschiedlichen historischen Ebenen im Landschaftsbild niederschlagen. Wir können diese Zeichen lesen und damit ihren Sinn rekonstruieren. Ergebnis ist eine unentmischbare Durchdringung von kulturellem Gestalten und natürlichem Wachstum, die dem Ideal einer »reinen Natur« den Gedanken des verantwortlich gestalteten Wandels gegenüberstellt.

Vertiefende Literatur

Ernst Brauch: Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch. Hockenheim 1965.

Karl Frei: Oftersheim. Streifzüge durch die Geschichte eines kurpfälzischen Dorfes. Oftersheim 1989.

Landesamt für Geologie, Rohstoffe und Bergbau Baden-Württemberg: Bodenkarte von Baden-Württemberg 1:25 000, 6617 Schwetzingen. Karte und Erläuterungen, Freiburg i. Br. 2003.

Landessammlungen für Naturkunde Karlsruhe (Hg.), Georg Philippi: Erläuterungen zur vegetationskundlichen Karte 1:25 000, Blatt 6617 Schwetzingen, Stuttgart 1972.

Peter Poschold: Geschichte der Kulturlandschaft. Stuttgart 2015.

Anmerkungen

1 Für die freundliche Unterstützung bei der Recherche, aufschlussreiche Hinweise und Anmerkungen danken wir Dr. Mattias Rupp und Sebastian Eick sowie Andreas Diebold und dem Künstler Günter Braun.

2 Vgl. Reinhardt Piechocki: Landschaft. Heimat. Wildnis. Schutz der Natur – aber welcher und warum? München 2010.

3 Franz Volk: Oftersheim. Ein Dorf und seine Geschichte. Mannheim 1968, S. 68.

4 Hubert Geiger: Die Entwicklung des Waldeigentums, der Waldnutzung und der Waldbewirtschaftung in der Schwetzinger Hardt sowie ihre heutige Bedeutung als Naherholungsbiet. Ein Beitrag zur regionalen Forstgeschichte. Diplomarbeit Institut für Forstpolitik und Raumordnung, Arbeitsbereich Forstgeschichte der Universität Freiburg i. Br., Freiburg i. Breisgau 1983.

5 Sebastian Eick: Vom kurfürstlichen Forst zum Waldgebiet für alle. Geschichte der »Schwetzinger Hardt«, 2014. Quelle: www.schwetzinger-hardt.de/fileadmin/schwetzinger hardt/dokumente/Eick Schwetzinger Hardt Geschichte kro.pdf, abgerufen 3.1. 2016; Walter Koch: Die Schwetzinger Hardt. Die sieben Hardtgemeinden und die Renovationskarte der »Haard« aus dem Jahre 1782, in: Badische Heimat Heft 1, 1986, S. 113 ff.

6 LUBW (Hrsg.), Ulrike Rohde u. a.: Die Sandhausener Dünen, Karlsruhe 1994; Umweltministerium Baden-Württemberg(Hrsg.), LUBW, Thomas Breuning, Gabriele Thielmann: Binnendünen und Sandrasen, Stuttgart o. J.

7 ForstBW, Schwetzinger Hardt/Geschichte; Quelle: http://www.schwetzinger-hardt.de/1474/,

abgerufen 3.1.2016. Vgl. auch Geiger (1983); Volk (1968); Eick (2014); Karl-Heinz Söhner, FOAR a. D., in: Mitteilungsblatt Gemeinde Oftersheim, 47. Jg., Nr. 24, 15. Juni 2007, S. 2 ff.; Bernhard Schmehrer: 700 Jahre Reilingen. Chronik einer Gemeinde in Nordbaden, Reilingen 1986; Georg Philippi: Die Kiefernwälder der Schwetzinger Hardt (nordbadische Oberrheinebene), in: Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 38, Ludwigsburg 1970, S. 46 ff.

8 ForstBW (Hg.): Richtlinie landesweiter Waldentwicklungstypen, Stuttgart 2014.

9 Quelle: ForstBW, www.schwetzinger-hardt.de/1387/, abgerufen 30.12. 2015.

10 Ulrich Grober: Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München 2013, S. 101 ff.

11 Geiger (1983), S. 32.

12 Zitiert nach Grober (2013), S. 115.

13 Zitiert nach Grober (2013), S. 117.

14 Vgl. www. schwetzinger-hardt.de.

15 Dieter Münch: Pressemitteilung »Trockener Sommer 2015 bereitet Förstern Sorge«, 2015; Quelle: www.rhein-neckar-kreis.de/site/Rhein-Neckar-Kreis/node/1754288/Lde?QUERYSTRING=trockener 20sommer, abgerufen 5.12. 2015.

16 www.schwetzinger-hardt.de/1458/. Siehe Projekt »Lebensader Oberrhein – Naturvielfalt von nass bis trocken«, Projektgebiete in Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Hessen, NABU Rheinland-Pfalz, NABU Baden-Württemberg und NABU Hessen, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, Bundesamt für Naturschutz. Quelle: www.lebensader-oberrhein.de/, abgerufen 5.12.2015.

17 LUBW: NSG Sandhausener Dünen; Quelle: www.themenpark-umwelt.baden-wuerttemberg.de/servlet/is/8316/?path=4422;6350;6706, abgerufen 6.12.2015.

18 Eigene Untersuchungen sowie Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg (FVA): Waldbiotopkartierung Baden-Württemberg. Kartierhandbuch, 7. Auflage Freiburg 2010. Siehe auch »Waldgeheimnisse und eine literarische Entdeckung«, Schwetzinger Zeitung v. 20. Mai 2010, S. 17.

19 Münch (2015).

20 Vgl. Umweltministerium Baden-Württemberg (Hrsg.), LUBW, Thomas Breuning, Gabriele Thielmann: Binnendünen und Sandrasen, Stuttgart o. J.; Wulfard Winterhoff: Die Pflanzenwelt der Sandhäuser Düne. In: Heimatbuch der Gemeinde Sandhausen, Heidelberg 1986, S. 23 ff.; Hans Horn: Die Tierwelt der Naturschutzgebiete, ebenda S. 43 ff.

21 Vgl. NABU: Lebensader Oberrhein – Naturvielfalt von nass bis trocken/Projekt/Trockenlebensräume, Quelle: www. http://www.lebensader-oberrhein.de/trockenlebensraeume.html, abgerufen 3.1. 2016.

22 Vgl. Thomas Dieterle: Waldweide im Schonwald Reilinger Eck (2006); Quelle: http://www.vfs-freiburg.de/html/seiten/projekte.phtml?nav=74&lang=de&info_type=4&status=5&news=52, abgerufen 8.12.2015.

23 Vgl. Norbert Lagoni: Kiefern für Pharmazie und Kosmetik. In: Beiträge zur Waldkiefer. Berichte der der Bayerischen Landesanstalt für Wald- und Forstwirtschaft (LWF) 2007, S. 73 ff.; Gerhard Stephan: Die Gewinnung des Harzes der Kiefer (Pinus silvestris), 3. Auflage, Remagen-Oberwinter 2012; Geiger (1983).

24 Achim Wendt, Folke Damminger: Ein kurfürstliches Jagdhaus im Lußhardt bei Hockenheim – Zur Entdeckung, Dokumentation und Sicherung eines archäologischen Kulturdenkmals. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2014, Stuttgart 2015.

Anschrift der Autoren:
Dr. Sybille und Uwe Heidenreich
Tiefer Weg 2
68766 Hockenheim
E-Mail:
bfuhr@t-online.de

Dünen und Flugsand

Prägende Elemente der Schwetzinger Landschaft

Wilfried Schweinfurth

Nach der Darstellung der geologischen Grundlagen der Landschaft, in der die Schwetzinger Gemarkung liegt, wird die gegenseitige Beeinflussung ausgewählter physisch geographischer Faktoren und Nutzungsformen im geschichtlichen Kontext dargestellt. Dabei wird der Erscheinung von Flugsanddecken und Dünen, deren Hauptentstehungszeit im Präalleröd liegt, und die Beeinflussung der sie bestimmenden Morphodynamik in ihren unterschiedlichen Ausprägungen beschrieben. Es wird deutlich, dass die Landschaft um Schwetzingen eine außerordentlich empfindliche Struktur besitzt und entsprechenden Schutz bedarf.

Die Gemarkung einer Gemeinde ist nicht nur der hoheitliche Bereich der politischen Körperschaft, sie ist vielmehr Teil einer größeren landschaftlichen Einheit, die im Wesentlichen durch verschiedene physisch-geographische Faktoren geformt und grundlegend geprägt wird. So wird die Gemarkung der Stadt Schwetzingen einerseits durch Elemente der Taphrogenese des Rheingrabens, der auskeilenden Flächen des Neckarschwemmkegels, der auslaufenden Kinzig-Murg-Rinne, der fluviatilen Formungen durch Neckar, Rhein und Leimbach und andererseits durch die nacheiszeitlichen Auflagerungen von Sand als Flugsanddecken und Dünen nachhaltig gekennzeichnet. Als oberste Auflage der vorhandenen Neckar- und Rheinablagerungen sind sie Basis der anstehenden Böden, Grundlage von Vegetation und Siedlung sowie Standortfaktoren menschlichen Handelns, schließlich Medien der kleinmorphologischen Ausgestaltung. Letztendlich ist »Landschaft« jedoch nicht nur »als eine Summe oder Aufzählung zahlreicher einzelner Erscheinungen und Kräfte zu sehen; diese sind vielmehr zu einem eigenen Ganzen verschmolzen – der geographischen Landschaft«.[1]

Daher beabsichtigt diese Abhandlung, einzelne Elemente der Landschaft und Landschaftsentwicklung schlaglichtähnlich aufzuzeigen, insbesondere die Ausprägungen der morphologischen Formen der Landschaft auf und um die Schwetzinger Gemarkung zu erläutern und schließlich, nach einem Aufzeigen der Inwertsetzung der so geformten Landschaft durch den Menschen, zu einer zukunftsbezogenen Prognose zu gelangen.

Im Eozän[2], dem frühen Tertiär – vor ca. 40 Mio. Jahren – liegt der Beginn der Entstehung des Oberrheinischen Tieflandes, in dem die Gemarkung der Stadt Schwetzingen liegt. Die geologische Entwicklung beginnt mit einem langsamen Aufwölben tieferer Schichten des Erdmantels, das von einem Zerreißen der Oberfläche begleitet wird. Es entsteht ein Grabenbruch (kein Tal), der ca. 330 km lang und ca. 35–40 km breit, in SSW-NNE-Richtung von der Rhônemündung, über die Bur-

gundische Pforte im Süden und den Leinegraben im Norden seine deutlichste Ausprägung erfährt. Die Schwächezone, die sogenannte Mittelmeer-Mjösenzone, endet nach 1200 km im Mjösensee nördlich von Oslo. Die keilförmige Mitte des Bruches wird in einzelne Blöcke zerlegt. Einzelne Gesteinsblöcke werden aber auch in die Höhe gedrückt (Kleine Kalmit bei Ilbesheim in der Pfalz, Weißer Stein bei Forst / Deidesheim) oder bleiben relativ lagestabil in dem sich ausbreitenden Mosaik des Grabeninneren hängen.

In der Flucht der die Schollen begrenzenden Verwerfungen können heiße Wasser aus großer Tiefe aufsteigen oder Erdölfallen, wie z. B. auf dem Nußdorfer Horst, nördlich von Landau entstehen. Gleichzeitig sind die vorhandenen Verwerfungen und Flexuren Leitlinien von Epizentren für ständig ablaufende Erdbeben – bis zu 3000/Jahr – die uns verdeutlichen, dass die Prozesse der Taphrogenese, der Grabenbildung, noch immer aktiv sind. Parallel zur Absenkung des Grabeninneren, erstmals belegt durch ausgedehnte Seenbildung des Mitteleozäns in Süddeutschland, wurden die Grabenflanken zerbrochen und parallel zur Entwicklungsachse stufenförmig als Schultern mit einer deutlichen Vorbergzone angehoben. Es entstanden u. a. die von Schwetzingen aus gut sichtbaren, kulissenartig hintereinander stehenden Stufen und Bergrücken, die der Kuppe des Königstuhls vorgelagert sind. Die Bildung der Stufen entlang ausgeprägter Verwerfungen hatte auch zur Folge, dass Tiefengesteine in die noch vorhandenen Deckschichten punktuell aufstiegen: die Intrusionen des Porphyrs von Dossenheim und Weinheim entstanden. Wo diese in das Deckgebirge (ca. 600 m Gestein) pilzartig eindrangen oder es fast durchschlugen, entstanden die Vulkanschlote des Pechsteinkopfes bei Forst a. d. Weinstraße, des Melibokus und Katzenbuckels (Alter ca. 66 Mio Jahre)[3] sowie im südlichen Oberrheinischen Tiefland die des Kaiserstuhls. Im Zuge der Reliefumkehr sind sie heute als inaktive Vulkanstutzen eher als ansehnliche Bergkuppen zu identifizieren.

Im Grabeninneren selbst verlagerten sich die wellenförmigen Absenkungen des Tertiärs aus dem Süden, wo sie bei 1800 m liegen, in den Norden, wo sie bei Heidelberg über 3000 m, bei Mannheim 4500 m[4] erreichen und auf der Ostseite des Grabens der sogenannte Heidelberger Trog ausgebildet wurde. Damit ist der Raum Mannheim–Heidelberg rechtsrheinisch die tiefste Absenkung des Grabens zur Vorbergzone hin. Aktive Absenkungen des Grabeninneren bzw. Hebungen der Grabenschultern lassen sich auch heute noch nachweisen. Sie liegen nach Prinz (1972)[5] stellenweise bei 0,8 mm/Jahr und mehr. Die Absenkung des Grabens in unserem Raum erweist sich in der Regel als sanft nach Osten einfallende Senke.

Waren zunächst ausgedehnte Seen im Süden erste Anzeichen der Absenkung, haben im Laufe der Jahrmillionen insgesamt sieben Meerestransgressionen ihre Spuren in Form maritimer Sedimente – Sande und Tone, die bis 1000 m Mächtigkeit erreichen, hinterlassen. Wie weit diese Transgressionen maritimes Leben aus der Thetis über die Burgundische Pforte in den Grabenbruch nach Norden brachten, lassen die Funde maritimer Fossilien (u. a. Haifischzähne, Muscheln u.v.a.m.), in den oligozänen Sandablagerungen z. B. der »Trift« von Weinheim/Alzey deutlich werden.[6]

Über diese, überwiegend sandig-maritim gekennzeichneten Ablagerungen, werden in der Folge bis zu 700 m mächtige, fluviatil geprägte Sedimente abgelagert. Deren Ursprung liegt auf Grund der Zusammensetzung ihrer Schwermineralkomponente im alpinen Be-

reich. Voraussetzung dieser Sedimentation war die Verlagerung der Einzugsgebiete von Donau, Rhein und Rhône im voralpinen Bereich. Tektonische Veränderungen im obersten Einzugsgebiet der Donau im Unterpleistozän schufen den Verlauf des Gewässernetzes im Alpenvorland, so dass sich das gesamte Gewässernetz in Süddeutschland neu ausrichten und orientieren musste.

Bevor aber der Rhein seine Bedeutung auch für den Raum um Schwetzingen einnehmen konnte, war das Gewässernetz aus der östlichen Grabenschulter auf ein Gewässersystem unmittelbar vor dem Gebirgsrand ausgerichtet – die sogenannte Kinzig-Murg-Rinne. Sie führte das Wasser aus dem Schwarzwald und Kraichgau in einem breiten, vielfach verzweigten Gerinnebett, das auch verschiedene Durchbrüche zum Rhein ausbildete, nach Norden bis in das Gebiet von Schwetzingen ab, um es dann endgültig dem Rheinsystem zuzuführen. Sowohl die Wasserführung als auch die Transportleistung der Kinzig-Murg-Rinne waren der Leistung des heutigen Neckars vergleichbar.

Auf der Höhe Oftersheim/Schwetzingen (Stadtteil Schälzig und Gewerbegebiet Sternallee) im Gewann »Hardtlach« (ca. 600 m südlich der B 291) zwangen die südlichen Ausläufer des mächtigen Neckarschwemmkegels die beiden nördlichen Gerinne der Kinzig-Murg-Rinne, heute noch genau in der Landschaft zu identifizieren an einer ca. 1,60 m tiefen Rinne, zu einem nahezu rechtwinkligen Umlenken aus der eigentlich nach Norden orientierten Laufrichtung. Die Gewässerrinnen »Leimener Arm« und der südlich gelegene »Mingolsheimer Arm« waren gezwungen, sich nach Westen Richtung Ketsch zu orientieren. Über die Gewanne »Höll« und »Waldäcker« hinter dem Schlossgarten lässt sich der Abflußweg rekonstruieren. Zeuge des intensiven fluviatilen Prozessgeschehens in diesem Gemarkungsteil ist die Steilstufe (etwa von Punkt R 3467865, H 5472035 im Süden bis ca. Punkt R 3468041, H 5472389 im Norden), die von dem Zufahrtsweg zu den Aussiedlerhöfen »Im Forst« gekreuzt wird. Nach der fortschreitenden Verlandung der beiden Arme und somit des nördlichen Abschnittes der Kinzig-Murg-Rinne, wurde der nördlichste, der Leimener Arm, nach dem gänzlichen Abschneiden der Wasserzufuhr aus dem Kinzig-Murg-System aufgrund von Überläufen zum Rhein seit der Wende Atlantikum/Subboreal zur vorgegebenen Abflussrinne für den Leimbach.

Parallel dazu war das Rheinsystem als viele hundert Meter breites, durch ein glaziales Abflussregime geprägtes »braided river system« (Zopfmusterfluss) angelegt[7] und dazu geeignet, riesige Mengen an alpinem, durch fluviatile Prozesse geformten Materials zu transportieren und zu sedimentieren. Es entstand die Rhein-Niederterrasse. Ihre Genese kann in die Zeit der Älteren Rißeiszeit bis ins Würm-Spätglazial (288 000 bis 14 000 Jahre vor heute) eingeordnet werden. Deren oberste Schichten, die »Mannheim-Formation«, früher »Oberes Kieslager«[8] genannt, sind als Oberer Grundwasserleiter der wesentliche Speicher des Grundwassers des Schwetzinger Raumes, Basis des oberflächennahen Untergrundes und ursprüngliches Nährgebiet für Materialtransporte und Ablagerungen durch äolisches Prozessgeschehen. Die Mannheimer Formation ist nach unten durch starke Tonlager von anderen Kies- und Sandpaketen getrennt.

Nördlich der Kinzig-Murg-Rinne/Leimbach Aue entwickelte sich der Schwemmfächer des Neckars aus. Nachdem der Fluss bei Heidelberg den Odenwald in seinem epigenetischen Durchbruchstal verlassen hat, war die Veränderung des Gefälles Anlass für massi-

ves Absetzen von Sedimenten, besonders aus Buntsandstein, Muschelkalk und Jurakalk in sehr unterschiedlicher Sortierung. Die Korngrößenverteilung der Substrate, die bis vor wenigen Jahren in verschiedenen Aufschlüssen im Rhein-Neckar-Kreis anzusprechen waren, variieren auf kürzester Entfernung und stratigraphischer Höhe extrem. Blöcke mit bis zu einem Meter Kantenlänge sind nicht selten.[9] Es kann daraus geschlossen werden, dass neben fließendem Wasser auch Eisschollen den Transport des Materials übernahmen und sehr sprunghafte Verlagerungen von Gerinnen, z. B. bei Hochwasserereignissen, stattfanden.

Es bildete sich so ein unterschiedlich ausgeprägtes Gewässerbett aus. Im Süden des Gewässerlaufes reichte es bis etwa zum natürlichen Leimbachlauf und im Norden bis nach Trebur, wo der Rhein den »Bergstraßen-Neckar« aufnahm. Der Neckar war in seinem Sedimentationsverhalten so mächtig, dass der Rhein bei Mannheim erheblich nach Westen abgedrängt wurde. Die Oberfläche des Schwemmkegels im Raum Mannheim-Schwetzingen kann als westlich ausgerichtete, schwach-geneigte Fläche angesehen werden, die in allen Bereichen durch ein enges Netz von Abflussrinnen gekennzeichnet ist. Die Ausbildung dieser Rinnen, mit z. T. Niveauunterschieden von über 100 cm, lassen sich selbst im Stadtgebiet von Schwetzingen (z. B. zwischen Karlsruher Straße und Friedrichstraße, aber auch von der Luisenstraße zur Hildastraße, bzw. Luisenstraße zur Viktoriastraße) deutlich erkennen. Stärkere Geländeunterschiede, die auf Sandrücken schließen lassen, die 2–3 m mächtig über ihrer Umgebung anstehen, können ebenso im Stadtbild nachvollzogen werden (vgl. den Aufstieg der Mannheimer Straße am Nordende der Kleinen Planken, der Aufstieg der Hebelstraße zur Hildaschule). Die ganze Formenvielfalt des Neckarschwemmfächers wird deutlich, wenn man z. B. auch Verlandungsspuren in der Form pflanzlicher Ablagerungen in Seen und Altarmen mit einbezieht. Genetisch gesehen, können hier die Veränderungen fluvialmorphologischer Prozesse (Abschnüren, Trockenfallen von Flussarmen) verfolgt werden, die vom reinen Transport hin zur überwiegenden Sedimentation und Ausbildung von Niedermooren reicht. Die so zu kennzeichnenden Prozesse hielten zeitlich eingeordnet bis in das Subatlantikum an.[10]

Eine solche Form war 2013 in der Baugrube der Sparkasse an den Kleinen Planken, unterhalb des Anstiegs der Mannheimer Straße, angeschnitten.[11]

Zur Zeit des Würm-Hochglazials erfolgte durch die vorherrschenden West- bis Südwestwinde die Ausblasung (Deflation) von Staub und Feinsand aus den nächst gelegenen, vegetationsfreien Schotterflächen des Rheins. Staub wurde als Löß und Feinsand als Flugsand in Flugsandfeldern abgelagert oder zu Dünen aufgehäuft. Der Sand (Feinsand 25–50%, Mittelsand 40–70%)[12] entspricht in seiner mineralogischen und schwermineralogischen Zusammensetzung seinem Ausgangssubstrat: der Rhein-Niederterrasse. Kalkgehalte von 10–12% prägen die unverwitterten Sande.[13] Offensichtlich sind auf Grund der Zusammensetzung von Korngrößen und Material zum einen ältere Dünensubstrate, die auf der »alten« Niederterrasse fluvial im Zuge von Hochwasserereignissen umgelagert wurden, als auch »neues«, originäres, äolisch transportiertes Material an der jüngsten Dünenbildung beteiligt. Eindeutig lassen sich jedoch entsprechend der mineralogischen Zusammensetzung der Sande ihre Herkunft bestimmen. Sowohl der aus Rheinkies, als auch der aus Neckarkies entstandene

Dünensand besitzen eindeutige Mineralspektren.[14]

Die durch das Auftreten der Tiefenerosion, einschließlich der verstärkt wirkenden Seitenerosion, in den zu Beginn des Holozäns neu ausgebildeten Mäanderbögen des Rheins und die durch sein verändertes Abflussverhalten ausgelösten fluvialen Erosions- und Akkumulationsvorgänge, haben ursächlich auch mit der Dünenbildung und -formung im Schwetzinger Raum zu tun. Regionale sowie vor allem in Nordeuropa, besonders in Polen, überregionale Untersuchungen lassen bei der Frage der Bildungszeiträume der europaweiten Sand- und Dünenaufwehungen[15] eine Dreiphasigkeit erkennen, die im Weichsel-Hochglazial (ca. 28 000–18 000 Jahre vor heute) beginnt und dort ein intensives äolisches Prozessgeschehen aufweist. In der Jüngeren Dryas zeigen bei wieder kälteren klimatischen Verhältnissen die äolischen Prozesse ein differenziertes Bild mit räumlich sehr unterschiedlichen Aktivitätsphasen. Durch die lokal sehr unterschiedlichen Raten der zurückweichenden Vegetation begünstigt, wurde eine Remobilisierung der alten Sandablagerungen ermöglicht. Eine dritte Formungsphase kann für das Präboreal (ca. 11 600–10 700 Jahre vor heute) festgestellt werden. Jedoch muss auch festgehalten werden, dass während der zweiten Hälfte der Jüngeren Dryas und dem Präboreal im nördlichen Oberrheingraben keine intensiven äolischen Prozesse, die zur Flugsandbildung geführt hätten, stattgefunden haben.[16] Das spricht dafür, dass im davorliegenden wärmeren Zeitabschnitt, dem Alleröd-Interstadial, durch die Verdichtung der Vegetation und der Wiederbewaldung weiter Flächen mit Birke und Kiefer, die potentiellen Ausblasungsgebiete und die bestehenden Dünenbereiche bei parallel ablaufender Bodenbildung stabilisiert wurden.[17]

Kosarski (1978)[18] erweitert die dargestellte Dreiteilung der Dünenbildung um eine, sehr wohl bedeutende, vierte Phase. Sie beruht auf der durch den handelnden Menschen ausgelösten Phase der anthropogenetischen Prozessbilder, die seit dem Mittelalter das Aussehen der Dünen verändern. Diese Einteilung bedeutet auch, dass die Phasen 1–3 auf klimatischen, weiträumigen Einflüssen beruhen, die vierte Phase dagegen rein anthropogene, lokale Ursachen hat.

Die morphologische Ausprägung der zu beobachtenden »freien Dünen«[19] (Anhäufung von Sand ohne sichtbaren Ansatzpunkt) im Betrachtungsraum erfolgt in der Form der Parabel- oder Bogendüne (parabolic dunes), deren flache, offene Seite ihrem Transportmedium Wind zugewandt, die steile Seite, windabgewandt angelegt ist. Im Oberrheinischen Tiefland sind die Parabeldünen in Reihen hintereinander angelegt, so dass die genannten Umlagerungen von Dünenmaterial aus einer Wellenbewegung von Aufarbeiten und Neuanlage heraus zu erklären ist, wobei die vorherrschende Hauptwindrichtung West-Südwest zur nahezu vollständigen Nord-Süd-Ausrichtung der Dünen führt. Dies wird in ihrer heutigen Form noch vielfach sichtbar.

Dazu drei Beispiele:

- Düne im Gewann Schäferbuckelweg rechts/Eiskeller in der nördlichen Gemarkung von Schwetzingen: Die mit 106,9 m üNN (R 3467555/H 547388) aufragende zweigipflige Düne wird durch eine ausgeprägte Deflationswanne gekennzeichnet. Der westliche Hang fällt flach auf die Umgebungshöhe von ca. 100,5 m üNN ab. Die östliche Seite ist durch Straßenbau und Besiedlung stark überformt. Die Form der Restdüne macht einen »verwaschenen« Eindruck mit weichen ausgeglichenen For-

Düne im Eiskeller, nördliche Gemarkung westlich der B 535

melementen. Die Nordsüd-Ausrichtung wird deutlich.

- Düne im Gewann Wingertsbuckel mit einer Höhe von 112,1 m üNN (R 3468658/ H 5473753) südlich der Tompkins Barracks und der neuen B 535. Durch den Bau der Straße erhielt die Düne ein stark durch Abgrabung beeinflusstes Querprofil, das eine starke Wölbung in Nord-Süd-Richtung aufweist, so dass eine isolierte Form mit einer Höhendifferenz von über 11 m auf ca. 205 m Länge entstand. Die Düne ist heute mit einem sehr dichten Netz von Kleingärten mit Wochenendeinrichtungen besiedelt. Zudem lässt der dichte Strauch- und Baumbewuchs die morphologische Form nahezu in den Hintergrund treten. Der Eindruck des vorhandenen Höhenunterschieds wird durch die Masten einer über die Düne führenden Hochspannungsleitung unterstrichen.
- Düne zwischen der südlichen Ortslage von Oftersheim und der Hardtwaldsiedlung: Wingertsbuckel und Friedenshöhe (109,9 m üNN, R 3469264/H 5469914; 119,9 m ü NN, R 3470047/H 5469686) als gutes Beispiel einer Parabeldüne in typischer Ausprägung. Luv- und Leeseite sind sehr deutlich ausgebildet, wobei zumindest die nordexponierte Seite des Wingertsbuckels durch fluviatile Unterschneidung durch den Leimener Arm der Kinzig-Murg-Rinne beein-

»Wingertsbuckel«, östliche Gemarkung, südlich der Tompkins Barracks im Längsschnitt

flusst sein könnte. Bei einer durchschnittlichen Umgebungshöhe von ca. 102 m ü NN ergibt sich ein Höhenunterschied von ca. 17 m für die Ostseite der Friedenshöhe.

Andere Dünen, mit zum Teil imposanten Körpern, liegen weiter außerhalb der Schwetzinger Gemarkung. Insbesondere die Dünen »Pferdstrieb« und »Pflege Schönau-Galgenbuckel« auf Gemarkung Sandhausen, aber auch die bis 20 m über die Umgebung herausragenden Dünen im Gewann »Oberer Wald« südöstlich von Oftersheim zeigen die morphodynamischen Bildungsprozesse besonders deutlich. Zwischen den isoliert stehenden, deutlich in Erscheinung tretenden Dünen, liegen Bereiche mit Sandflächen, die mit einer sehr klein gekammerten, jedoch weit ausgedehnten Sandauflage ein unruhiges Relief mit Höhendifferenzen von 2,0–3,0 m bilden. Es sind dies die Flugsanddecken und Dünenfelder in den Gewannen »Kurze Hart«, »Pferchbrunnen« oder »Reiherweg« der südlichen Gemarkung Schwetzingens. Sie haben die fluviatil geformte Oberfläche der Rhein-Niederterrasse überlagert und darin befindliche Rinnen verfüllt. In dieser Form sind sie die jüngsten und zugleich letzten flächigen Bildungen der durch die SW- bis W-Winde geschaffenen äolischen Formengemeinschaft. Damit wären sie auch, bei einem hypothetischen Verschwinden der Vegetation von der Oberfläche, das potentielle Nährgebiet des parallel zum Leimbach ausgeprägten Dünengürtels.

In dieser Matrix vollzogen sich solifluidale und kryogene Vorgänge, deren Ergebnisse in den Bodenprofilen als Würgeböden, Frostkeile und Taschenböden zu erkennen sind. Diese Formen verweisen auf das Vorhandensein einer Bodendecke, die aufgrund klimabedingter Vorgänge (Wechsel von Gefrieren

»Wingertsbuckel«, östliche Gemarkung, südlich der Tompkins Barracks im Querschnitt, entlang der B 535

und Auftauen) in das ungestörte Ausgangsmaterial eingearbeitet und anschließend erneut überdeckt wurden.

Allen Sedimentproben aus Bodenprofilen gemein sind die bis in 5–7 dm unter Flur zu findenden Lacher-See-Tuffe mit Konzentrationen von 1–5% und im Fall meist fluviatil umgelagerter Flugsande erhöhte Schluffgehalte (bis 10%) und Grobsand der Flugsandunterlage. Böden mit dieser Korngrößenzusammensetzung finden sich besonders in Verebnungen zwischen den Dünen. Laacher-See-Tuffe und Schluffgehalte belegen auch das präallerödzeitliche Alter der Flugsande auf der Schwetzinger Gemarkung.[20]

Nach der Bodenkarte von Baden-Württemberg, Blatt 6617 Schwetzingen, bearbeitet von Wolfgang Fleck, Freiburg 2003, sind die folgenden Bodenformen ausgewiesen, die vollständig bzw. überwiegend aus Flugsand entstanden sind:

(1) Pararendzina aus würmzeitlichem Flugsand
(4) Podsolige Braunerde, häufig mit Bändern und podsolige Bänderparabraunerde, beide aus würmzeitlichem Flugsand
(5) Podsolige Braunerde, häufig mit Bändern und podsolige Bänderparabraunerde, beide aus spätwürmzeitlichem, häufig verschwemmtem Flugsand
(7) Parabraunerde aus schluffigem Flugsand[21].

Zur Charakterisierung der Böden seien einige wenige Kennwerte angeführt.[22]

Feldkapazität: Böden 1, 4 und 5: sehr gering bis gering (100–160 mm); Boden 7: mittel (270–330 mm)

Nutzbare Feldkapazität: Böden 1, 4 und 5: gering bis mittel (80–120 mm); Boden 7: hoch (140–200 mm)

Luftkapazität: Böden 1, 4 und 5: sehr hoch; Boden 7: mittel bis hoch

Gemarkung Oftersheim: Friedenshöhe Gesamtansicht der Dünensteilseite von Süden

Wasserdurchlässigkeit: Böden 1, 4 und 5: sehr hoch; Boden 7: mittel bis hoch

Dabei bedeutet: Die Feldkapazität bis max. 10 dm Tiefe gibt die Wassermenge an, die ein von Grund- und Stauwasser freier Boden höchstens zu speichern vermag.

Die nutzbare Feldkapazität bis max. 10 dm Tiefe gibt die pflanzenverfügbare Wassermenge an, die ein von Grund- und Stauwasser freier Boden höchstens zu speichern vermag.

Die Luftkapazität entspricht in von Grund- und Stauwasser freien Bodenhorizonten dem Grobporenanteil der mittleren Luftkapazität im Wurzelraum.

Wasserdurchlässigkeit im gesättigten Zustand für den Gesamtboden.

Die aufgelisteten Werte zeigen deutlich, dass die Böden der nördlich und südlich der Schwetzinger Ortsbebauung gelegenen Gewanne trockene Bodenstrukturen aufweisen, die alle in den oberen Dezimetern des Profils entkalkt sind, und so beste Bedingungen (auch in Verbindung mit der topographischen Lage und den Klimafaktoren) für eine trockenheitsliebende Vegetation aufweisen. Diese Lagebedingungen bestimmen bzw. beeinflussen gleichzeitig die landwirtschaftliche Nutzung des größten Teils der Gemarkungsfläche. Herausragende Nutzpflanze der sandigen Standorte ist in Schwetzingen der Spargel. Der erste Anbau durch landwirtschaftliche Betriebe erfolgte 1865. Seit 1650 wurde Spargel in Schwetzingen für die Hofküche angebaut.[23] Neben Hopfen und Tabak war auch Wein eine bekannte Kulturpflanze auf Schwetzinger Gemarkung. Weinbau ist nach Hans Dussel (1935)[24] seit 1598 belegt. Auf die Bedeutung des Weinbaus weisen auch die vielfältigen Flurnamen hin: Wingert, Wingertsäcker, Wingertsbuckel, Wingertsgewann,

Wingerststücker, Wingertsweg. Gewannnamen, die auf den Bestandteil Sand hinweisen, sind: Erbsand, Sandäcker (Langer Sand), Sandallmend, Sandbuckel, Sandfeld, Sandgrube, Sandgrubenweg, Sandhauserweg, Sandweg (Langer Sandweg).[25]

Die Vegetation der so ausgestatteten Standorte muss demnach in der Lage sein, Trockenheit, aber auch hohe Temperaturen zu ertragen. Sommerliche Temperaturunterschiede zwischen oberster Bodenschicht auf offenen Dünenflächen und der Umgebungsluft von 30 bis 40 Grad Celsius sind keine Seltenheit.[26] Diese extremen Lebensbedingungen werden einerseits von Pflanzen aus kontinentalen Herkunftsgebieten der osteuropäischen Steppengebiete auf kalkhaltigen Flugsanden, andererseits von Pflanzen aus atlantischen Herkunftsgebieten auf kalkfreien Flugsanden ertragen. Eine dritte Gruppe von Pflanzen, die allerdings nicht unbedingt Flugsand als Untergrund benötigen, bilden die submediterranen Arten. Sie formen die Gruppe, welche die am geringsten spezialisierten Standorte unter den drei genannten Gruppen besiedelt.[27]

Auf den offenen Binnendünen tritt als typische Pflanzengemeinschaft der Sandrasen in seinen verschiedenen Ausprägungsformen auf. Zu einer solchen Fläche wird sich wohl die vor wenigen Jahren neu entstandene große Böschung des nördlichen Restes des Schwetzinger Wingertsbuckels entwickeln. Daneben können auch Magerrasen und Zwergstrauchheiden identifiziert werden, wie sie z. B. östlich des Ortsteils Hirschacker auftreten und dort unter Schutz gestellt sind (NSG/LSG Hirschacker und Dossenwald und FFH-Gebiet: Sandgebiet zwischen Mannheim und Sandhausen).

Stark durch Eingriffe des wirtschaftenden Menschen zurückgedrängt sind die für die Flugsandgebiete typischen Bestände mit Waldkiefern, Weißmoos-Kiefern-Wäldern und der Wintergrün-Kiefern-Wald, der nur noch in geringen Restflächen vorhanden ist.[28] Das heutige Aussehen der Wälder auf den Sandflächen der Gemarkung und weit darüber hinaus ist durch die Kiefer geprägt, die den schnellwachsenden Wirtschaftswald – einen Forst – beherrscht. Verstärkt sind Eichen und Buchen des im Wandel befindlichen Forstes zu beobachten.

Eugen Seyfried beschreibt 1925 die Wälder um Schwetzingen: »Neben schönen Eichen- und Buchenbeständen geben die hochwipfligen Kiefern, auch vielfach Dosen genannt, unseren Wäldern das Gepräge. Tief eingewurzelt in die Sanddecke unsrer Gegend, recken sie in ihrer eigentümlichen, grau-blauen Färbung ihre mächtigen Wipfel in den Sonnenglast der blauüberspannten Rheinebene.«[29] Es ist die beschriebene Artenzusammensetzung, die die Wälder zu gerne genutzten Beständen macht. Bereits im frühen Mittelalter setzt die intensive Inwertsetzung ein. Neben der Holzgewinnung zum Hausbau hatten die Gemeinden im Hardtwald auch das Recht: »1. Das Vieh in die Wälder zu treiben; 2. Leseholz darin zu sammeln und 3. Laub und Streu darin zu rechen.«[30]

Diese mit der Zeit ins Extreme führende Nutzung des Waldes und der uneingeschränkte Anspruch Kurfürst Carl Theodors (1724–1799, wie aller regierenden Herrscher der Zeit) auf Nutzung alleine zu seinen Gunsten führte zur Verkümmerung der Bestände und hatte letztlich zur Folge, dass bisherige Nutzungen durch die Bauern eingeschränkt oder ganz verboten wurden.[31] Der Schwetzinger Wald hatte 1782 »[…] ein Flächenmaß von 5114 Morgen nebst 61 Morgen leere Platten.«[32]

Die sich aus den beiden Zahlen von 1782 ergebenden Folgen, deren Einsetzen weit in der Vergangenheit liegen, sind gerade für Sandgebiete nachhaltig. »Leere Platten« also voll-

ständig gerodete Flächen, waren im Mittelalter Ausgangspunkt auch einer Degradation von Böden und der Beginn der von Kozarski (1978) genannten vierten Stufe der Dünenbildungsprozesse, der sogenannten »anthropogen verursachten Dünenumbildung«, die durch erneute äolisch Prozesse, aber auch Erosion durch Starkregenereignisse in Gang gesetzt wurde. Die durch die anthropogenen Eingriffe verursachten Abläufe können als quasinatürliche Prozesse im Sinn von Bakker (1957)[33] und Bremer (1965)[34] eingestuft werden. Diese Prozessabläufe führten in der Summe zu einer Verkürzung des oberen Bodenprofils, besonders auf den randlichen und siedlungsnahen Dünenkämmen, um, im Extremfall 2–3 m erodiert, zu einer nahezu vollständigen Freilegung der kalkangereicherten Bodenabschnitte zu führen.[35] Die kalkangereicherten Horizonte liegen in der Regel 20–70 dm unter Flur. In Verbindung mit den gewaltigen Mengen an erodiertem Material aus dem gebirgsnahen Lößbereich und vor allem aus dem Kraichgau werden neue Bodenprofile geschaffen, die zum Teil von mächtigen Decken von verschwemmtem Dünensand überdeckt werden. Wo die Überdeckung und die Ablagerung des fluvial transportierten Materials nicht in einem Zug erfolgt, kommt es infolge zeitlicher Phasenverschiebung zu Verzahnungen der unterschiedlichen Bodenmaterialien, zum Teil über große Flächen, insbesondere unterhalb der steilen Lee-Hänge der Dünen.

Der Beginn der nachhaltigen Einflussnahme des Menschen auf den Naturhaushalt der Flugsandfelder und Dünen in Schwetzingen und der Umgebung können sicherlich nicht mit dem Auftreten des ersten Menschen in diesem Raum gleichgesetzt werden. Das Auftreten des »homo erectus reilingensis asparagensis« wird nach ersten Untersuchungen in die Hollstein-Warmzeit (385 000–250 000 Jahre vor heute) gelegt und damit als »prä-Neandertaler« eingestuft. Nach rein geologischen Fakten und nach den Auffindungsumständen beurteilt, muss jedoch ein Alter von 125 000–115 000 Jahren vor heute angesetzt werden. Unabhängig von der endgültigen zeitlichen Einordnung der Teile der Schädelkalotte gehören sie einem sehr frühen Humanoiden, der als Sammler und Jäger mit einem sicherlich recht begrenzten Aktionsraum als Verursacher äußerst beschränkter Eingriffe in der Umwelt anzusehen ist.[36] Archäologische Funde belegen, dass wohl bis in die Jungsteinzeit[37] nicht von festen Siedlungen auf der Gemarkung Schwetzingen gesprochen werden kann. Mit dem Auffinden des linearbandkeramischen Gräberfeldes[38] im »Schälzig« 1988 mit über 200 erhaltenen Grabstätten, ist jedoch sicher mit einer mehrere hundert Individuen zählenden Bevölkerung zu rechnen. Obwohl bislang keines der für den Zeitraum von ca. 5200–5000 v. Chr. typischen Langhäuser gefunden werden konnte, dürfte die Lage der Nekropole wiederum in der unmittelbaren Nähe des Lebensbereiches der damaligen Siedler vermutet werden. Wie für die Bandkeramik üblich, wäre damit die fruchtbare Niederung südlich des auslaufenden Neckarschwemmfächers und zum feuchten Restbestand der Kinzig-Murg-Rinne hin optimal. Dazu kommt das südlich anschließende Sand- und Dünenareal mit trockenen Standorten und der Möglichkeit zur Jagd und Holzgewinnung. Mit den Bandkeramikern erreicht die »neolithische Revolution« nach Jahrtausenden von Jahren des Übergangs vom reinen Sammler und Jäger zum sesshaften, landbaubetreibenden und innovativen Bauern ihren Höhepunkt.

Parallel dazu erfährt die Landschaft einen ersten, aber auch intensiven Schritt der Inbe-

Gemarkung Oftersheim: Friedenshöhe mit aufgelockertem Baumbestand (alle Fotos: Wilfried Schweinfurth)

sitznahme und umfassenden Nutzung. Diese hält, mit bemerkenswerten Stadien der unterschiedlichen Intensität, bis in das Mittelalter an. Jetzt erfahren die Wälder und insbesondere die empfindlichen Systeme auf Extremstandorten ihre grundlegende und massivste Inanspruchnahme – oder Inwertsetzung. Diese höchst intensive Ausbeute durch rücksichtslose Entnahme von Holz und Streu führte nicht nur zur Verarmung der Wälder, sondern auch (ca. um 1800) zu ihrem nahezu vollständigen Verschwinden. Jetzt sahen sich, durch den erschreckenden Zustand der Wälder angeregt, die Landesherren nach Jahrhunderten veranlasst, mit Aufforstungen und einer zukunftsweisenden Forstwirtschaft, die Bestände wieder aufzubauen. In der Kurpfalz wurden durch Kurfürst Carl Theodor auf Grund der Waldzustandskartierung von 1782 und der daraus abgeleiteten Hardtordnung von 1785 erste Festsetzungen für eine schonende Nutzung der Wälder initiiert.[39] Im Schwarzwald ist es die Fichte, auf den armen, sandigen Böden der Kurpfalz die Kiefer, die mit ihren geringen Standortansprüchen die Wälder – jetzt eigentlich die Forste – ab jetzt auch um Schwetzingen prägen.

Als im Jahr 1867, nachdem es bereits von 1805–1850 Standort eines der drei badischen Regimenter war, zwei Eskadrone des 1. Badischen Leibdragoner-Regiments Nr. 20 – die Roten Dragoner – in die Gebäude des Marstalls (Carl-Theodor-Straße/Friedrichstraße) einziehen[40], beginnt in Schwetzingen die intensive militärische Nutzung der Sandflächen nördlich und südlich der Stadt. Im Süden, teilweise auf Oftersheimer Gemarkung gelegen, werden die Bereiche »Am alten Exerzierplatz« (westlich der Hardtwaldsiedlung) und »Exerzierplatz« (westlich der Hardtlache) angelegt und als Übungsplatz für die Dragonereinheiten unterhalten. Ganz an-

ders gelagert wird die Nutzung der Sand- und Dünengebiete im Norden der Stadt mit dem Einzug der 1. Abteilung des Panzerregiments 23 im Dezember 1938 in die 1937/38 erbaute Kaserne (Panzerkaserne) an der Friedrichsfelder Landstraße. Erstmals werden ausgedehnte Bereiche des Hirschackers Truppenübungsplatz der Panzereinheit. Als dann im März 1945 amerikanische Truppen Schwetzingen und das Kasernengelände besetzten, änderte sich nochmals die Einflußnahme auf den »Hirschacker«. Pioniereinheiten mit all ihrem Gerät fanden jetzt dort Unterkunft und Übungsgelände in der Nachbarschaft der durch die amerikanischen Streitkräfte neu errichteten Kilbourne Barracks. Damit war der gesamte südliche Bereich des Dossenwaldes militärisches Sperrgebiet. Nach dem Wegzug der Truppen schien das Gelände nicht nur für den Bau eines neuen Stadtteils geeignet – es war auch für Belange des Naturschutzes von allerhöchster Bedeutung. Die endgültige Nutzung der gesamten Konversionsfläche wird sich nach der Verabschiedung eines zu erstellenden Bebauungsplanes – sicherlich mit Schwerpunkt Naturschutz – zeigen.

Teile der Waldfläche wurde vorab dem NABU zur Pflege und Entwicklung innerhalb des überregionalen »Bundesprogrammes Biologische Vielfalt: Biodiversität – Hotspot Nördliche Oberrheinebene mit Hardtplatten« übergeben. Gleichzeitig wird das Projekt »Lebendiger Oberrhein – von nass bis trocken« durchgeführt. Durch die gezielte Auflichtung des Waldes soll die Vegetation mehr Licht und die Möglichkeit erhalten, sich zu regenerieren und alte Strukturen wieder aufleben zu lassen.[41] Die beabsichtigte Freilegung des Sandes durch Entfernen der organischen Auflage und der Stubben der gefällten Bäume erhielt jedoch eine Einschränkung: bei ersten eingeleiteten Untersuchungen wurden Blindgänger des 2. Weltkrieges gefunden, was in der Nähe einer Kaserne keine allzu große Überraschung sein dürfte. Auf jeden Fall sahen sich die Initiatoren des NABU, letztlich der Sicherheit geschuldet, veranlasst, in diesem Waldgebiet auf Arbeiten mit schwerem Gerät zu verzichten und die Stubben zu belassen.[42]

Dass die eingeleiteten Maßnahmen den richtigen Weg einschlagen, ist einer Pressemeldung[43] in der Schwetzinger Zeitung vom 16.12.2015 zu entnehmen. Der NABU teilt hierzu mit, dass sich die seit einem Jahr durchgeführten Arbeiten bereits positiv auswirken, indem sich einige Pflanzen, wie z. B. der Sand-Thymian oder die »Wohlriechende Skabiose« wieder verstärkt zeigen. Das bedeutet, dass der Sandboden, obwohl er durch diverse Aktivitäten des Menschen in Mitleidenschaft gezogen wurde und sich eine Streuschicht entwickelt hat, noch extrem hohe Anteile an alter genetischer Vielfalt aufweist.

Natürlich lassen sich direkt auf den Flugsanddecken, aber auch den Dünen selbst (natürlich auch auf den Flächen des Neckarschwemmkegels oder der fluviatil geschaffenen Gemarkungsteile) weitere Spuren anthropogenetischer Einflussnahmen, z. B. Sand- und Kiesabbau, belegen. Diese Spuren der nachzuweisenden Humaninfluenz in die Struktur der Landschaft sind heute meist nicht mehr sofort offenkundig.

Heute durch die B 535 von der offenen Feldflur bzw. der dortigen Düne getrennt, befand sich um 1802 im damals noch bewaldeten Gewann »Mannheimer Straße rechts« (westlich der Straße) eine Sandgrube und dahinter der herrschaftliche Eiskeller.[44] Von Wald, Sandgrube oder Eiskeller können heute keine Spuren mehr festgestellt werden, einzig die Flur- und Gewannnamen erinnern dort noch an die alten Strukturen.

Im Extremfall wurden mittels neuer Ackerflächen oder Wald über ehemaligen Sand- oder Kiesgruben die später dort angelegten Hausmülldeponien abgedeckt, aber auch Sportflächen, wie z. B. der Sportplatz des Fußballclubs Badenia 1959 e. V. auf dem Hirschacker, als Folgenutzung angelegt.

Mit der schlaglichtartigen Charakterisierung der Schwetzinger Gemarkung, überwiegend mit Mitteln der Physischen Geographie, wurde eine Kleinkammerung aufgezeigt, die noch in den größeren Rahmen der naturräumlichen Gliederung gestellt werden muss. Die Gemarkung Schwetzingen hat Anteil an der Obereinheit 22, Nördliches Oberrheintiefland mit den naturräumlichen Einheiten 223, Hardtebenen und 224, Neckar-Rheinebene. Die Untereinheiten 223.9 Hockenheimer Hardt im Süden und 224.1 Schwetzinger Sand im Norden der Gemarkung sind durch die beschriebenen Flugsandfelder und Dünen gekennzeichnet. Zwischen ihnen liegt mit der Kennziffer 224.2 der Neckarschwemmkegel.[45] Nach Süden werden diese Einheiten durch die Einheit 223.7 Kraichniederung abgegrenzt. Hier liegt auch die südliche Grenze der Schwetzinger Hardt, die im Norden durch die Leimbachniederung abgeschlossen wird, im Osten an die Randniederung und im Westen an die Stufe des Rhein-Hochgestades grenzt. An diese Flächen, die auch als Hardtplatten bezeichnet werden, grenzen im Norden der Käfertal-Viernheimer Sand und im Süden die Lußhardt an.

Die Schwetzinger Gemarkung, die zu mehr als zwei Drittel mit Flugsand oder Dünen bedeckt ist, bietet gerade einer trockenheitsliebenden Vegetation ausgedehnte Flächen an, die zum Teil mit Pflanzen bestanden sind, die nur hier zu finden sind. Die Naturschutzbehörden haben auf vier Bereichen insgesamt neun verschiedene Schutzstadien ausgewiesen. Manche Bereiche sind, wie der Dossenwald im Norden, mit mehreren Unterschutzstellungen (FFH, NSG, LSG) versehen. In der Zukunft wird es von ganz besonderer Bedeutung sein, die ausgewiesenen Areale weiter gezielt zu pflegen und zu entwickeln. Wie die neuen Projektflächen des NABU und der Forstverwaltung (Bannwald und Schonwald im Unteren Saubusch) deutlich machen, können zum Teil geringfügige Veränderungen im Bestand des Forstes große Veränderungen im Pflanzenbestand hervorrufen. Die durchgeführten Auflichtungen, in Verbindung mit der Bekämpfung von Neophyten lassen der ursprünglichen Vegetation wieder Platz zur Entwicklung. Insgesamt wird der verantwortungsvolle Umgang mit der Ressource Boden von wesentlicher Bedeutung sein. Dazu gehört auch, den »Verbrauch« von Boden und Landschaft nicht uneingeschränkt und rücksichtslos voranzutreiben. Der verantwortliche Umgang mit dem endlichen Angebot Boden – Fläche – hat, wie auch der Schutz von Klima, Wasser und Tierwelt, also den Faktoren, die sich auch gegenseitig bedingen, im Fokus jeden Handelns zu stehen.

Anmerkungen

1 Westermann Lexikon der Geographie, WLG Band III, L-R, Weinheim 1973, S. 34 li.

2 Vgl. hierzu: O. F. Geyer und M. P. Gwinner: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg, Stuttgart 1968; Henning Illies: Gestalt und Fundament des Oberrheingrabens im Modell – ein Beitrag zur Taphrogenese. Oberrheinische geologische Abhandlungen, 16. Jg. Heft 1/2, Stuttgart 1967, S. 1–10 Ders: Ein Grabenbruch im Herzen Mitteleuropas. Erdgeschichte und Relief der Landschaft am Oberrhein. Geographische Rundschau Heft 8, Braunschweig 1967, S. 281–293.

3 O. F. Geyer und M. P. Gwinner: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg. Stuttgart 1968, S. 105.

4 Peter Rothe: Die Geologie Deutschlands: 48 Landschaften im Portrait, Darmstadt 2006, S. 157–161.
5 H. Prinz: Durch Nivellements festgestellte Bodenbewegungen in Hessen. In: W. Kertz (Hg.): Das Unternehmen Erdmantel. Zwischenbilanz einer Interdisziplinären Zusammenarbeit, Stuttgart 1972, S. 224.
6 Gerd Eisvogel: Makrofossilien aus dem Aufschluss »Trift« bei Weinheim/Rh. Der Aufschluss, 24, Heidelberg 1973, S. 194–195; 29, 1977, S. 19–20.
7 Ingmar Holzhauer: Landschaftsgeschichte und menschlicher Einfluss im Umfeld der Schwetzinger Hardt seit dem Würm-Hochglazial. Heidelberg 2013, S. 32.
8 Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg u. a.: Bericht der Arbeitsgruppe: Hydrogeologische Kartierung und Grundwasserbewirtschaftung Rhein-Neckar-Raum. Analyse des Ist-Zustandes. Stuttgart, Wiesbaden, Mainz 1980, S. 15 ff.
9 Manfred Löscher, Bernhard Becker, Michael Bruns, Ulrike Hieronymus, Roland Mäusbacher, Marianne Münnich, Klaus Münzing und Jürgen Schedler: Neue Erkenntnisse über das Jungquartär im Neckarschwemmfächer bei Heidelberg. Eiszeitalter und Gegenwart, 30, Hannover 1980, S. 92 f.; Manfred Löscher: Die Geschichte des Neckarlaufes. In: Gerhard Römer (Hrsg.): Der Neckar in alten Landkarten. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek. Karlsruhe 1988, S. 59 ff.
10 Ingmar Holzhauer: a. a. O. S. 196; Kurt Metzger: Der nördliche Oberrheingraben und seine östliche Randsenke. In: Dieter Hassler, Michael Hassler und Karl-Heinz Glaser: Wässerwiesen. Geschichte, Technik und Ökologie der bewässerten Wiesen, Bäche und Gräben in Kraichgau, Hardt und Bruhrain. Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, 87, Karlsruhe 1995, S. 101.
11 Leider erfolgte keine Auswertung oder Sicherung des Befundes.
12 Korngrößenklassen Sand: Feinsand 0,063 mm–0,2 mm; Mittelsand 0,2 mm–0,63 mm; Grobsand 0,63 mm–2,0 mm. Sortierungsgrad bei Dünensand: 1,4 bis 1,8; Maximum bei Mittelsand. Vgl. auch Dietrich Barsch und Roland Mäusbacher: Erläuterungen zur Geomorphologischen Karte 1:25 000 der Bundesrepublik Deutschland, GMK 25, Blatt 3, 6417 Mannheim-Nordost, Berlin 1979, S. 33.
13 Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 31 f.
14 A. Sauer: Erläuterungen zur geologischen Karte 1:25000 Blatt 6617 Schwetzingen, Heidelberg 1896/Stuttgart 1986, S. 12 ff.
15 Es entsteht der »European sand belt» von Ostengland über Nord-Belgien, südliche Niederlande, Nord- und Ostdeutschland, Südwest- und Ostpolen, Teile des Baltikums bis zur Nord- und Südukraine; Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 205.
16 Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 205 f.
17 vgl. Dietrich Barsch: a. a. O., S. 33 und Manfred Gwinner: a. a. O., S. 113.
18 Stefan Kozarski: Das Alter der Binnendünen in Mittelwestpolen: Beiträge zur Quartär- und Landschaftsforschung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Julius Fink, Wien 1978, S. 294 f.
19 Herbert Wilhelmy: Geomorphologie in Stichworten, II. Exogene Morphodynamik, Tübingen 1972, S. II, 83; Kenneth Pye, und Haim Tsoar: Aeolian Sand and Sand Dunes. Berlin, Heidelberg 2009, S. 229 ff.
20 Wolfgang Fleck: Erläuterungen der Bodenkarte von Baden-Württemberg 1:25000 Blatt 6617 Schwetzingen, Freiburg i. B. 2003, S. 12 ff.
21 Ders.: S. 54 f., 60 f., 62 f., 66 f.; Die lfd. Nr. entsprechen den Bezeichnungen in der Karte.
22 Ders: S. 48 ff.
23 Karl Wörn: Schwetzingen – lebendige Stadt. Schwetzingen 1980, S. 140.
24 Hans Dussel: Die Flurnamen von Schwetzingen. Schwetzingen 1935, S. 118 f.
25 Ebd., S. 97 f.
26 Thomas Breunig und Gabriele Thielmann: Binnendünen und Sandrasen. Biotope in Baden-Württemberg Heft 1, Karlsruhe 1992, S. 11.
27 A. a. O., S. 12 ff.
28 A. a. O., S. 20.
29 Eugen Seyfried: Heimatgeschichte des Bezirks Schwetzingen. Ein Beitrag zur Geschichte der badischen Pfalz. Ketsch am Rhein, 1925, S. 11.
30 Ders. S. 141; vgl. auch Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 19 f.
31 Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 19.
32 Eugen Seyfried: a. a. O., S. 141; 1 Morgen Ackerfläche entspricht 36 Ar.
33 Jan Peter Bakker: The Significance of Physikal Geography and Pedology for Historical Geography in the Netherlands. Physisch-Geographisch Publicaaties van de Universitat van Amsterdam, Nr. 60, Amsterdam 1957.
34 Hanna Bremer: Quasinatürliche Oberflächenformen. Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttin-

gen. Bd. 1, Methodisches Handbuch für Heimatforschung in Niedersachsen, hrsg. von H. Jäger, Göttingen 1985, S. 196–204.
35 Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 187.
36 http//www.reilingen.de/old/ReilingenNews/www.reilingen.de/seiten_bs/geschich-te/der-mensch.html, Aufruf 29.12.15, 19.18 Uhr.
37 Joseph Maran: Die Jungsteinzeit. In: R. Baumeister (Hg.): Heidelberg, Mannheim und der Rhein-Neckar-Raum. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, 36, S. 35–44.
38 Rolf-Heiner Behrends: Das bandkeramische Gräberfeld von Schwetzingen. In: R. Baumeister (Hrsg.): Heidelberg, Mannheim und der Rhein-Neckar-Raum. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, 36, S. 221–223; Claudia Gerling und Michael Francken: Das linearbandkeramische Gräberfeld von Schwetzingen. Archäologische Informationen, 30/1, 2007, S. 43–50. http://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/arch-inf/article/view/11153/5004.
39 Ingmar Holzhauer: a. a. O., S. 20.
40 Albert Benary: Geschichte des 2. Badischen Dragoner-Regiments Nr. 21. 2. Band von 1893 bis 1918. Berlin 1941, S. 65; Karl Wörn: a. a. O., S. 140.
41 Pressemitteilung des NABU Baden-Württemberg vom 27.11.2014.
42 Pressemitteilung des NABU Baden-Württemberg vom 13.2.2015.
43 Schwetzinger Zeitung, Jg. 122, Nr. 291 vom 16.12.2015, S. 9.
44 Hans Dussel: a. a. O., S. 38.
45 Josef Schmithüsen: Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 161 Karlsruhe. Stuttgart 1952, S. 21 ff.

Anschrift des Autors:
Dr. Wilfried Schweinfurth
Luisenstraße 20
68723 Schwetzingen
wilfried.schweinfurth@gmx.de

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen

Die Bemühungen um die Aufnahme in das Welterbe der Menschheit

Hartmut Troll

Das langjährige Engagement des Landes Baden-Württemberg und der Stadt Schwetzingen für die Anerkennung als Weltkulturerbe fand 2012 auf der Sitzung des UNESCO-Welterbekomitees in St. Petersburg trotz der formalen Vorläufigkeit kein gutes Ende. Der Beitrag beleuchtet die inhaltliche Positionierung, den turbulenten Verlauf mit Rücknahme und Neuantrag, die sich wandelnden Rahmenbedingungen des Welterbeumfeldes und die umstrittene Rolle von ICOMOS, dem Internationalen Rat für Denkmalpflege.

In St. Petersburg fanden vor gut drei Jahren die Bemühungen Schwetzingens um die Anerkennung als Weltkulturerbe kein gutes Ende. In der 36. Sitzung des UNESCO-Welterbekomitees wurde der Antrag zur Kurfürstlichen Sommerresidenz[1] zur Überarbeitung zurückgegeben und somit keine abschließende Entscheidung getroffen. Davor wurde er außergewöhnlich lange und ebenso außergewöhnlich kontrovers beraten. Es gab in der ganzen Sitzungswoche überhaupt nur zwei Anträge, die eine Auseinandersetzung dieser Intensität und Dauer auszulösen imstande waren; neben dem Kurpfälzer Antrag war es jener der Palästinenser zur Geburtskirche Jesu. Dabei ging es ganz offenkundig vordringlich um die politischen Implikationen.

Am Ende stand für die deutsche Delegation – ein Antrag zur Ablehnung fand in der Abstimmung keine Mehrheit, was einer Anerkennung der prinzipiellen Denkmalwürdigkeit des Schwetzinger Ensembles gleichkommt – eine Überarbeitungsempfehlung in Richtung einzelner Merkmale wie der Moschee, also genau jener Merkmale, die im bestehenden Antrag bereits eine herausragende Rolle spielten, aber im Gutachten von ICOMOS, dem Internationalen Rat für Denkmalpflege, konsequent ignoriert wurden – womit dann doch auch hier eine fachpolitische Dimension in den Blick gerät.

Die UNESCO verleiht den Titel Welterbe an Stätten, die aufgrund ihrer Einzigartigkeit, Authentizität und Integrität, die letzteren Begriffe meinen die Echtheit und die Unversehrtheit des Denkmals als unabdingbare Voraussetzung, weltbedeutend sind. Für den außergewöhnlichen, universellen Wert muss bei Kulturgütern mindesten eines von sechs möglichen Kriterien erfüllt sein, die vom Meisterwerk über die wirkungsgeschichtliche Bedeutung des Objektes bis hin zu seinem Zeugniswert für eine (untergegangene) Kulturtradition reichen. Der Titel beruht auf der von 190 Staaten und Gebieten ratifizierten Welterbe-Konvention von 1972 und wurde erstmals 1978 vergeben.

In jener Zeit der Denkmalneuverortung wurde vom Europarat 1975 das Europäische Denkmalschutzjahr ausgerufen[2], in dem

wichtige Impulse gesetzt und u. a. ein großes internationales Symposion »Historische Gärten und Anlagen« initiiert wurde, ein Meilenstein für die jüngere Geschichte der Gartendenkmalpflege in Deutschland und Europa. Diese vom Land Baden-Württemberg organisierte und durch das Deutsche Nationalkomitee von ICOMOS geförderte Veranstaltung fand in Schwetzingen ihren idealen Tagungsort. Die Wahl kam nicht von ungefähr und würdigte jene mit dem Parkpflegewerk 1970 begonnenen, ebenso umfangreichen wie behutsamen Restaurierungsarbeiten im Schwetzinger Schlossgarten, die sich bis in die heutigen Tage hinziehen, und dabei insbesondere die mustergültige Teilrekonstruktion des Schwetzinger Mittelparterres in den Jahren 1973/74, die wegen der strengen Wissenschaftlichkeit in ihrer Ausführung als neuer denkmalpflegerischer Maßstab rezipiert und in dem 1985 von Prof. Hennebo herausgegebenen Standardwerk zur Gartendenkmalpflege mit einem eigenen Kapitel bedacht wurde.[3] Fortan boten Brühl[4] und Schwetzingen für die Fachwelt »das authentischste Bild eines spätbarocken Gartens französischer Prägung in Deutschland«.[5]

Schloss und Garten Schwetzingen

Mit dem inhaltlich noch sehr allgemeinen Titel "Schloss und Garten" nahm die deutsche Kultusministerkonferenz 1998 per Beschluss Schwetzingen in die Welterbe-Vorschlagsliste (Tentativliste) auf.

Schloss und Garten Schwetzingen, Broderie im teilrekonstruierten Parterre, im Hintergrund links das Obere Wasserwerk (Foto: Arnim Weischer, LMZ493818)

Merkurtempel. Friedrich Ludwig von Sckell lobte in seinen Beiträgen 1818 die »geschmackvollen und unter allen Gärten in Europa sich vorzüglich auszeichnenden kostbaren Tempeln« in Schwetzingen (Foto: Meike Kirscht)

In Schwetzingen schufen unter Kurfürst Carl Theodor (1724–1799) namhafte Architekten und Gartenkünstler einen spätbarocken Garten. Maßgeblicher Architekt war Nicolas de Pigage, der 1749 in den Dienst des Kurfürsten trat. Als Intendant der Gärten und Oberbaudirektor verfeinerte er das vom Hofgärtner Johann Ludwig Petri 1753 angelegte, heute sogenannte Kreisparterre und plante die Erweiterungen der nächsten Jahre. Er entwarf sowohl kunstvolle Gartenräume wie das Naturtheater als auch beachtliche Bauwerke, etwa das Rangtheater, die neue Orangerie für den wachsenden Bestand an Citrusgewächsen oder das Badhaus. Die qualitätsvolle Ausstattung des Gartens mit Parkbauten, die als sogenannte Fabriques vornehmlich eine Bildfunktion erfüllten, etwa das römische Wasserkastell, die Moschee oder der Merkurtempel, ist in Deutschland nur mit derjenigen der Wörlitzer Anlagen zu vergleichen. Friedrich Ludwig von Sckell war ab 1777 – gerade zurückgekommen von ausgedehnten Studienreisen nach Frankreich und England – mit verantwortlich für die Gestaltung der nun im Stil des »natürlichen« Landschaftsgartens entworfenen Partien. Diese bilden einen Kontrast zu den klaren Symmetrien des barocken Schlossgartens. Modellierte Wiesenflächen, stille Wasser, scheinbar natürlich gewachsene

Baumgruppen und geschlängelte Wege schufen »Reizende Mahlerische bilder und ansichten.«[6] Der kunstfreudige Carl Theodor verwirklichte mit seinen Baumeistern und Gartenarchitekten eine Gartenanlage, in der die zwei großen Garten- und Naturauffassungen des 18. Jahrhunderts ineinander greifen und sich zu einem Idealtypus eines fürstlichen Residenzgartens dieser Zeit verbinden.

Tentativliste

In dieser von der deutschen Kultusministerkonferenz verabschiedeten Liste, in die Schwetzingen 1998 aufgenommen wurde, sind diejenigen Denkmäler aufgeführt, für welche in den kommenden Jahren Anträge auf Aufnahme in die Welterbeliste der UNESCO gestellt werden sollen. Die thematische Nennung auf der Tentativliste bedeutet nicht mehr als die Anerkennung eines Denkmalpotentials, sie ist weder eine Vorwegnahme noch eine inhaltliche Ausrichtung der Bewerbung. Im Schwetzinger Fall liest sich »Schloss und Garten« ja geradezu wie eine Überschrift. Erst im Rahmen der konkreten Antragsbearbeitung soll eine glaubwürdige und erfolgversprechende inhaltliche Positionierung bestimmt werden. So kam Kassel mit den landgräflichen Gärten auf die Tentativliste und ging mit dem Bergpark Wilhelmshöhe und seiner Wasserkunst in das Antragsverfahren, Bayreuth plante ursprünglich mit der Residenz und beschränkte sich am Ende auf das markgräfliche Opernhaus.

Zum Zeitpunkt der Aufnahme Schwetzingens in die Tentativliste waren in der thematischen Gattung Schloss und Garten bereits Weltkulturerbe: Versailles (1979), Falkenlust-Brühl (1984), Blenheim Castle und Park (1987), Peterhof (1990), Schloss Sanssoucci (1990), Drottningholm (1991), Schönbrunn (1996), Lednice (1996) und Caserta (1997). Diese Kategorie war damals offenbar *en vogue,* was die Aufnahme Schwetzingens in die Tentativliste sicherlich beförderte.

Dominierten in den Anfängen noch Baudenkmäler wie der Aachener Dom die Welterbeliste, verschob sich der Schwerpunkt in den 1990er Jahren hin zu Denkmalensembles – einerseits Städte wie Lübeck und andererseits eben Schloss- und Gartenanlagen. Parallel dazu erweiterte sich die thematische Ausrichtung um andere Denkmalgattungen wie die Industrie- und Technikdenkmäler sowie um andere Epochen wie die der Moderne (Bauhaus). Mit der Aufnahme des Ensemble Klassisches Weimar (1998), des Gartenreichs Wörlitz (2000), Aranjuez und Villa d'Este (2001) sowie des Muskauer Parks (2004) drehte sich der Wind für die Schwetzinger Bemühungen stetig und insofern nachteilig, als mögliche Themen innerhalb der relevanten Denkmalgattung zunehmend abgedeckt waren. Außerdem wandelte sich die Haltung des Welterbekomitees. Welterbe will die menschliche Kulturgeschichte exemplarisch abbilden, nicht vollständig, und vor allem in ihrer Vielfalt und Unterschiedlichkeit.[7] Die Überrepräsentanz Europas auf der Welterbeliste und innerhalb Europas von Ländern wie Deutschland, Frankreich und Italien wurde nun kritisch gesehen. Schwetzingen bewarb sich darüber hinaus in einer gerade hierzulande überrepräsentierten Gattung und Epoche (Barock).

Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen

Das Land Baden-Württemberg mit Vertretern des Landesamts für Denkmalpflege, von Vermögen und Bau, Amt Mannheim und

Ensemble aus Stadt (noch vor der Umgestaltung des Schlossplatzes), Schloss und Garten Schwetzingen mit den axialen Bezügen zur Landschaft (Foto: Bauamt Schwetzingen)

der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg sowie die Stadt Schwetzingen gründeten 2005 eine gemeinsame Projektgruppe, um die komplexe und umfängliche Arbeit für den Schwetzinger UNESCO-Antrag zu leisten. Als externer Berater konnte Prof. Robert de Jong, langjähriger Präsident des Internationalen Komitees für historische Gärten von ICOMOS, gewonnen werden.

Es wurde eine umfangreiche Dokumentation erarbeitet, die eine ausführliche Beschreibung des Ensembles und eine vergleichende Analyse des zur Eintragung vorgeschlagenen Objektes enthielt. Kern des Antrags war die Begründung des außergewöhnlichen universellen Wertes, für den sich Schwetzingen in vier der sechs möglichen Kriterien bewarb. Mit dem neuen Titel »Schwetzingen: Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen« wurde der herausragenden Stellung Schwetzingens als authentisch erhaltenes Beispiel einer Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts ebenso Rechnung getragen (IV)[8] wie dem einmaligen Gesamtkunstwerk aus Stadt, Schloss und Garten (I)[9] mit so bedeutenden Objekten wie dem ältesten Rangtheater, der einzigen erhaltenen Gartenmoschee des 18. Jahrhunderts und dem Badhaus. Darüber hinaus sollten die Entdeckungen freimaurerischer Symbolik die thematische Positionierung Schwetzingens unterstützen (III, VI).[10]

Ein Managementplan stellte die zukünftige Erhaltung, Pflege, denkmalpflegerische Entwicklung und Vermittlung von Schloss und Garten sicher. In der Evaluierungsphase gaben Vorträge und »Schaustellen« Einblicke in die Arbeit der Fachleute von Stadt und Land und erfreuten sich großer Resonanz.

Badhaus. Innovative Eingangsgestaltung als Intrada mit Blick zum Perspektiv des Privatgartens, europaweit erster rein privater Bau im Kontext eines höfischen Schlossbezirks (Foto: Arnim Weischer, LMZ497083)

Einen wichtigen Beitrag leistete die kontinuierliche wissenschaftliche Erforschung verschiedener Aspekte der Schloss-, Garten- und Stadtgeschichte, die, typisch für ein Ensemble, auch heterogen sein können. Sie wurden in einem den Antrag ergänzenden Textband geordnet und gewissermaßen als Hintergrundinformation publiziert. In der Bewerbungsphase rückten Fragen der Ikonographie in den Fokus. In einem internationalen Symposium zur *Symbolik in Gärten des 18. Jahrhunderts,* das im September 2006 in Schwetzingen stattfand, legten Prof. Jan A. M. Snoek und Monika Scholl ihre Forschungsergebnisse dar.[11] Das Gesamtensemble – so ihre zentrale These – sei durch ein Netz freimaurerischer Ideen geprägt. Die Gestaltung und Ausstattung des Gartens belege die singuläre Stellung Schwetzingens innerhalb der freimaurerisch inspirierten Anlagen Europas und mache zugleich die Notwendigkeit weiterer Forschungen deutlich.[12] Letztere Einschätzung sollte sich am Ende bewahrheiten, jedoch anders, als sie damals gemeint war. Gleichwohl bestätigte sich in den letzten Jahren wiederholt die hochkomplexe Ikonographie des Schlossgartens, die in der Tat noch nicht zu Ende ausgedeutet ist.[13] Der britische Forscher Prof. James Stevens Curl verfasste für den Antrag ein Gutachten zur Symbolik.

Evaluation und Gutachten

Ende Januar 2007 wurde der Welterbeantrag in Paris bei der UNESCO eingereicht. Die Evaluation vor Ort durch Prof. Géza Hajós

Arionbrunnen. Arion symbolisiert als Sänger das Musenprogramm einer Sommerresidenz und verweist in diesem Sinne auf Apoll. Der erste Welterbeantrag sah eine zusätzliche, auf die Freimaurersymbolik abzielende christlich-mythische Bedeutungsschicht (Foto: Arnim Weischer, LMZ493817)

aus Wien kam 2008 zu dem Ergebnis, dass nach gewissen Änderungen die universale Weltbedeutung Schwetzingens als eine Einheit von Gartenkunst, Städtebau und Kulturlandschaft im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus eindeutig belegt werden kann. Das Gesamtensemble mit – wie im Antrag ausgeführten – einmaligen Einzeldenkmalen (Rangtheater, Moschee) und schöpferischen Leistungen (Kreisparterre) rechtfertige ebenso wie die einzigartige und vollkommenste Synthese von zwei Gartenstilen, welche die bedeutendste Entwicklung der Natur-Kunst-Philosophie im 18. Jahrhundert in einem weltweit singulären Zusammenspiel dokumentiere, die Schwetzinger Bemühungen. Den im Antrag dargelegten Argumenten, das Ensemble als ein außergewöhnlich dichtes und qualitätsvolles Zeugnis freimaurerischer Symbolik zu verstehen, wollte der in diesem Feld tätige Forscher und international anerkannte Experte für Gärten der Aufklärungszeit dagegen nicht folgen.[14] Er plädierte stattdessen für eine Erweiterung des Ansatzes unter Einbeziehung landschaftlicher Bezüge (Jagdstern) – historische Gärten werden ja in der Nomenklatur der UNESCO zu den Kulturlandschaften gerechnet – und für eine Betonung der Verortung Schwetzingens an der Schnittstelle zwischen zwei Epochen am Ende des Ancien Régime, mit Blick auf die Aufklärung im System des Absolutismus.

Das offizielle ICOMOS-Gutachten war im Unterschied zu dieser Evaluation aber negativ. Die Kritik richtete sich gegen das im Titel angekündigte, aber nur schwach belegte Leitmo-

Kreisparterre als europaweit einmalige Raumschöpfung (Foto: Bauamt Schwetzingen)

tiv des freimaurerischen Einflusses. Darüber hinaus wurde die angeblich unzureichende Berücksichtigung der botanisch inspirierten Modernisierung des Gartens im 19. Jahrhundert bemängelt und vor diesem Hintergrund seine Authentizität teilweise in Frage gestellt. Beides war mit Fakten eindeutig nicht belegt und nicht belegbar.

Gestalterische Impulse in der badischen Zeit standen ganz und in jeder Hinsicht (Botanik) in der Tradition des ursprünglichen Gartenentwurfs und ließen dessen Grundstruktur unberührt. Zeitgenossen sprachen vom »sinnreichen Bewahren des großen Ganzen«[15], und das Bestreben, die »Schöpfung eines früheren Jahrhunderts, die in Deutschland nur vereinzelt dasteht, zu erhalten«, war aktenkundig.[16] Und so bestand zu Beginn des 20. Jahrhunderts – entgegen der Vermutung im ICOMOS-Votum – die Fachmeinung, dass es gelungen sei, »das Große vom bleibenden Wert« zu erhalten.[17]

Das künstlerische Niveau der Ausstattung und Gestaltung des Schlossgartens wurde im Gutachten mit einem Generalvorbehalt als typische Wiederholung anderswo entwickelter Modelle versehen. In der Beurteilung wurden aber die wesentlichen Begründungen zur außergewöhnlichen Bedeutung Schwetzingens als kurfürstlicher Sommerresidenz nicht im Ansatz gewürdigt.

Die Antragspartner legten folglich dar, dass ihrer Meinung nach die Gültigkeit von zwei der vier im Antrag genannten Aufnahmekriterien nicht widerlegt worden sei.

In einem offiziellen Schreiben wurde auf all diese Punkte hingewiesen, und insbesondere wurden die wahrlich haarsträubenden Fehler

richtig gestellt. So ging das ICOMOS-Gutachten in seiner Beurteilung von erheblichen Zerstörungen im 2. Weltkrieg und grundlegenden Umgestaltungen des Schlossgartens in den 1930er und 1950er Jahren aus. Das große Gewicht dieser nachweislich falschen Behauptungen zeigte sich in den Schlussfolgerungen des Gutachtens, wo sie den Hauptbestandteil der Schwächeanalyse ausmachten.

Rückzug und Neuantrag

Die Gegendarstellung war eingereicht, und die Tickets nach Sevilla waren gebucht – in der spanischen Stadt hielt das Welterbekomitee damals seine Konferenz ab. Doch dann kam alles anders. Es war das Jahr, in dem der Entzug des Welterbetitels für das Dresdner Elbtal auf der Tagesordnung stand und die deutsche Delegation vollumfänglich in Beschlag nahm. Aus diesem Grund empfahl der deutsche UNESCO-Botschafter, den Antrag zurückzunehmen. Das Land Baden-Württemberg und die Stadt Schwetzingen folgten der Empfehlung und zogen Mitte Juni 2009 den Antrag fristgerecht zurück. Nach intensiven Diskussionen innerhalb der am Antrag beteiligten Institutionen und mit der ständigen Vertretung der Kultusministerkonferenz bei der deutschen UNESCO fiel bereits im September die Entscheidung, den Antrag noch im selben Jahr zu überarbeiten und im Januar 2010 erneut einzureichen.

Ein kleines Team unter Federführung des Autors dieses Beitrags übernahm diese Aufgabe. Leitlinie war die Studie von ICOMOS zum »Outstanding universal value«[18], in der die Aufnahmekriterien hinsichtlich ihrer Auslegungspraxis durch ebendiesen Denkmalrat der UNESCO und deren Wandel analysiert wurden. Der Neuantrag beabsichtigte im Kern, sich mit zwei statt bisher vier Kriterien zu positionieren, die sozusagen im Kontext der jüngeren Auslegungspraxis von ICOMOS darstellbar und vor allem wissenschaftlich eindeutig belegbar waren. Eine politische Entscheidung und Willensbildung ist davon aber unberührt. Es ging um eine wissenschaftliche Qualifizierung des Antrags unter Implementierung wissenschaftspolitischer Rezeption, gemeint ist die gutachterliche Tätigkeit von ICOMOS, die aber, wie sich später zeigte, ihre politische Ambition nicht ablegen konnte und wollte. Die Neupositionierung nahm die Kritik im ICOMOS-Gutachten an der Tragweite der Deutung und Ausweisung von mit freimaurerischem Ideengehalt belegten Gartenelementen ernst und wollte offenkundigen Missverständnissen offensiv und argumentativ entgegengetreten. Der Gedanke entlang der zwei gewählten Kriterien war wie folgt:

Kriterium (III)

Die kulturelle Tradition einer Sommerresidenz fand in Schwetzingen insbesondere im Bereich der Musik zu einem außergewöhnlichen und europaweit einmaligen Ausdruck, der die weitere Entwicklung der Orchestermusik, des Opernrepertoires und der Musikerausbildung im Sinne der Aufklärung maßgeblich prägte. Schwetzingen stand unter der Regierung Carl Theodors exemplarisch für die kulturelle Tradition einer von der Aufklärung geprägten Sommerresidenz, die sich im Garten genauso ausdrückte wie in der Förderung und Öffnung der Wissenschaften, und die insbesondere im Bereich der Musik zu einem außergewöhnlichen und einmaligen Ausdruck gefunden hatte.

Die typologische Unterscheidung im Opernrepertoire zwischen Haupt- und Sommerresidenz ermöglichte die Quantität neuer Aufführ-

Naturtheater, im Hintergrund der Apollotempel (Foto: Arnim Weischer, LMZ493838)

rungen und die Modernität des Orchesters in Schwetzingen mit wirkungsgeschichtlich bedeutsamen Komponenten der Orchesterkultur. Das Musikprogramm korrespondierte mit dem Gartenprogramm: Aufführungsorte in Schloss und Garten wurden auf spezifische Musikgattungen zugeschnitten (Hoftheater, Naturtheater, Badhaus, Salle de jeu). Damit fungiert die Gestaltung und Ausstattung des Gartens als ein Zeugnis dieser untergegangenen Kulturtradition und repräsentiert diese in ihrer ganzen Breite und Dichte.

Kriterium (IV)

Schwetzingen ist die am besten erhaltene, funktional und topographisch vollständige und mit zahlreichen künstlerisch einzigartigen Leistungen ausgezeichnete fürstliche Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts, die als herausragendes Beispiel eines architektonischen Ensembles und einer Kulturlandschaft zeitgleich mit ihrer Vollendung als Erinnerungsmonument intentional – unter Vorwegnahme moderner Denkmalpflegeansätze – bewahrt wurde. Sie zeigt die vollkommenste Synthese der beiden großen Gartenstile Barockgarten und Landschaftsgarten in Europa.

Beide Gartenbereiche sind mit einer enormen Dichte an – für ihre Zeit außergewöhnlichen – schöpferischen Leistungen ausgezeichnet: dem Kreisparterre mit den für den Spätbarock einmaligen Zirkelgebäuden als Raumfassung; dem Rokokotheater als dem weltweit ältesten erhaltenen Rangtheater und ein Idealtypus eines akustischen Raumes; dem Badhaus als einem der letzten erhalte-

Rokokotheater. Ältestes erhaltenes Rangtheater in Europa, prägend für die Entwicklung der modernen Theaterarchitektur (Foto: Arnim Weischer, LMZ329480)

nen privaten barocken Badeanlagen und europaweit erstem tatsächlich privaten Bau im höfischen Kontext, der im ursprünglichen räumlichen Zusammenhang eines raffiniert inszenierten Mikrokosmos erlebbar ist. Der Entwurf für die Schwetzinger Moschee verarbeitete formale Anleihen aus Kew Gardens von William Chambers ebenso wie aus dem Werk Johann Bernhard Fischer von Erlachs zu einer neuartigen und eigenständigen Synthese. Als einziger Bau vertritt heute nur noch die Schwetzinger Moschee diese im europäischen Landschaftsgarten verbreitete Bauaufgabe.

Das *Arborium theodoricum* ist das Erstlingswerk von Friedrich Ludwig von Sckell, der damit hier in Schwetzingen gemeinsam mit Nicolas de Pigage nicht nur einen der ersten Landschaftsgärten in Süddeutschland schuf, sondern darüber hinaus das Hauptmotiv seines langen Schaffens, das Wiesental, erstmals ausführte. Des Weiteren ist damit das erste gestaltete Arboretum zu pädagogischen Zwecken nachgewiesen. Besonders erwähnenswert ist auch der einmalige Bestand an technischen Denkmälern: die beiden Wasserwerke, die mit den Pumpwerken zu den ältesten noch erhaltenen Wasserversorgungsanlagen der Neuzeit in Europa gehören, die Knochenpoche und die ebenso einzigartig erhaltenen historischen Blitzableiter.

Die Sommerresidenz Schwetzingen stellt ein einmaliges Gesamtkunstwerk dar, das bereits im 18. Jahrhundert als Erinnerungsmo-

Moschee. Nicolas de Pigage verarbeitete Anleihen u. a. aus Johann Bernhard Fischer von Erlachs *Entwurff Einer Historischen Architectur* (Mekkaprojekt, Karlskirche) und dem Stichwerk von William Chambers zu Kew Gardens (England) zu einer eigenständigen und monumentalen Lösung (Foto: Bauamt Schwetzingen)

nument eines herrschaftlichen Territoriums, der Kurpfalz, interpretiert wurde, wie es so in Europa für diese Zeit singulär ist und insbesondere in den daraus abgeleiteten Erhaltungskonzepten aus heutiger Sicht modernen Denkmalschutz praktiziert.

In den drei Monaten zwischen September und Dezember 2009 wurden rund 200 Seiten neu verfasst und insbesondere der wissenschaftliche Vergleich der im Antrag herausgestellten Merkmale von ursprünglich gut sieben Seiten auf über 70 Seiten erweitert, die Zahl der Vergleichsobjekte von zehn auf 26 erhöht. In der Frage der symbolischen Bedeutung konnte ein externer Gutachter der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gewonnen werden, der für das belastete Feld die notwendige objektive Distanz und Unvoreingenommenheit schon geographisch mitbrachte.

Kurfürstliche Sommerresidenz

Unter dem Titel »Schwetzingen – Kurfürstliche Sommerresidenz« wurde der überarbeitete Antrag im Januar 2010 erneut bei der UNESCO eingereicht. Die vorgeschlagene Aussage zum außergewöhnlichen universellen Wert soll vollständig wiedergegeben werden:

Arborium Theodoricum. Einer der ersten Landschaftsgärten Süddeutschlands als gestaltetes Wiesentälchen, inspiriert von Stowe in England (Grecian Valley) und verbunden mit einem pädagogisch-physiokratischen Zweck (Foto: Uschi Wetzel)

»Mit dem Ensemble aus Stadt, Schloss und Garten ist Schwetzingen das am authentischsten erhaltene Beispiel einer europäischen Sommerresidenz in der Tradition des 18. Jahrhunderts. Im Vergleich mit anderen Anlagen ist der Erhalt aller zum Verständnis wichtigen Bauten und Einrichtungen eine große Seltenheit. Der spezifische Charakter des höfischen Lebens fand in Schwetzingen im Bereich der Musik eine einzigartige Form. Die programmatische Bindung des dort aufgeführten Opernrepertoires an eine aufklärerische Ausrichtung der Sommerresidenz war europaweit einmalig. Die höfische Musikkultur in Schwetzingen war unter anderem Wegbereiter der deutschen Reformoper und ist in den zahlreichen Aufführungsorten im Schlossgartenensemble repräsentiert.

Das vielfältige Zusammenspiel von Gartenkunst, Architektur und Skulptur macht den Schwetzinger Schlossgarten zu einer der außergewöhnlichsten Gartenschöpfungen in Europa und der geringe Überformungsgrad führte zu der vollkommensten Synthese der beiden großen Gartenstile des 18. Jahrhunderts.

Einzigartig ist der Erhalt des gesamten Bestandes an Bauwerken und Skulpturen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dazu gehören einmalige Objekte wie das früheste erhaltene Rangtheater, die letzte erhaltene Gartenmoschee des 18. Jahrhunderts und die kleinteilige Anlage des Badhauses. Mit dem Kreisparterre und dem Wiesentälchen sind besondere künstlerische Leistungen des Barock- und des Landschaftsgartens erhalten.

Die Lebenswelt des 18. Jahrhunderts wird mit technischen Denkmälern wie den beiden Wasserwerken und mit Relikten der Alltagskultur im Schlossgarten anschaulich.

Neben dieser ungewöhnlich hohen Dichte originaler Elemente wird dem Besucher in Schwetzingen durch eine fachlich fundierte Pflege das aktuelle Bemühen augenscheinlich, den Garten in seiner geschichtlichen Gestalt glaubwürdig weiterzutragen und damit Einblicke in die Gartengestaltung des 18. Jahrhunderts zu öffnen. Den Grundstein dafür legte bereits der Bauherr selbst, indem er mit dem deklarierten Verständnis des Ensembles als ›kurpfälzisches Monument‹ Bewahrungsstrategien initiierte, die moderne Denkmalschutzansätze vorwegnahmen, wie er bereits zuvor mit der systematischen Erfassung und Erforschung von Kleindenkmalen einen Präzedenzfall in der deutschen Denkmalpflege schuf.«

Technisches Denkmal Oberes Wasserwerk mit der originalen Einrichtung von Thomas und Johann Breuer aus dem 18. Jahrhundert (Foto: Steffen Hauswirth, LMZ302508)

Im Februar 2011 wurde der Schwetzinger Antrag von der Kultusministerkonferenz der Bundesrepublik Deutschland als offizieller Kandidat für das Welterbe nominiert.

Tagung, Evaluation und Gutachten

Im Frühjahr 2011 fand in Schwetzingen im inhaltlichen Zusammenhang mit der Antragstellung das vielbeachtete Symposion »Monumente im Garten – der Garten als Monument« statt. Das Monument wurde als ein Phänomen diskutiert, dem in der europäischen Gartenkunst ab der frühen Neuzeit bis ins 19. Jahrhundert eine ebenso wichtige wie auch sich wandelnde Bedeutung zukommt. Der Spannungsbogen reichte vom Medium politisch-dynastischer Programme bis zu denkmalgeschichtlich relevanten Aspekten. 21 Referenten aus insgesamt acht europäischen Ländern widmeten sich mit mehr oder weniger direktem Bezug zu Schwetzingen diesem Thema, das über einige Aspekte des Antrags aktuellen Forschungsbezug hatte und in der Reihe des Landesamtes für Denkmalpflege als Tagungsband publiziert werden konnte.[19]

Die Evaluation des Nominierungsantrages fand im August 2011 statt. Herr Adshead vom National Trust war sehr an den Vor-

Römisches Wasserkastell mit Obelisk im rechten Vordergrund. Das Monument wurde 1777 zur Erinnerung an während der Bauarbeiten entdeckte, antik interpretierte merowingische Grabfunde errichtet (Foto: Andrea Rachele, LMZ493855)

gängen rund um den ersten Antrag interessiert. Er wurde über die Umstände der Rücknahme ausführlich informiert und konnte das entsprechende Gutachten und die Stellungnahme dazu einsehen. Er sah in der ursprünglichen Themenfindung gerade aufgrund des engen Spezialgebietes die Defizite in der externen Beratung und wollte in seinem Bericht deutlich auf die Fehler des negativen Gutachtens von ICOMOS hinweisen. Zum OUV (Outstanding universal value) gab er keine abschließende Beurteilung ab.

Das ICOMOS-Gutachten bedeutete dann leider ein großes Déjà-vu. Die Antragsteller verfassten daraufhin wieder einen sogenannten »letter of factual errors«, das auf die darin erneut enthaltenen Fehler einging, und reichten diesen fristgerecht vierzehn Tage vor der Sitzung in St. Petersburg ein. Die Stellungnahme wurde wohl, wie sich später herausstellte, nicht akzeptiert, wobei die Kriterien und das Verfahren dafür im Dunkeln blieben. Das völlige Fehlen von Transparenz in so entscheidenden Verfahrensfragen wurde von der deutschen Delegation entsprechend kritisiert. Eine Stellungnahme während der Sitzung selbst ist aber nicht mehr möglich.[20]

Die fachlich unzutreffende und teilweise widersprüchliche Betrachtung im ICOMOS-Votum, die zahlreichen Unstimmigkeiten in der Argumentation, in der stilistischen Zuordnung und fachlichen Interpretation können in diesem Rahmen nicht im Einzelnen ausgeführt werden, sollen aber in ihrer Di-

mension anhand der zwei offensichtlichsten und atemberaubendsten Fehler angedeutet werden. Das Votum widerlegte – dies sei noch vorausgeschickt – kein einziges Merkmal des Antrags konkret anhand eines Vergleichs mit einem anderen Objekt.

Die Gartenmoschee als das einzige in Europa erhaltene Beispiel dieser Bauaufgabe aus dem 18. Jahrhundert, bauzeitlich am monumentalsten – »The magnificence of this monument is such that Europe cannot offer the like«[21] – und am reichsten ausgestattet[22], wurde trotz ihrer großen Bedeutung im Antrag im Votum von ICOMOS komplett ignoriert und unterschlagen.

Das Hoftheater, das zweite Beispiel, wurde entgegen der im Antrag eindeutigen Bezeichnung als *balcony theatre* im Gutachten mehrmals *Italian type, Italian theatre* oder *Rococo Italian theatre* genannt – und damit in das typologische Gegenteil verkehrt. Das Votum verdrehte die außergewöhnlich innovative Leistung, nämlich die Begründung eines neuen Theatertypus in Schwetzingen, welcher der modernen französischen Theorie eines idealen akustischen Raumes entsprach und sich explizit und konzeptionell **gegen** das italienische Logentheater stellte. Das Schwetzinger sogenannte Rokokotheater ist das typologische Gegenstück zum Italienischen Theater! Es war das erste Rangtheater in Europa, entscheidend für die Prämissen des modernen Theaterbaus, und ist bis heute authentisch erhalten.

Reinhard Zimmermann kommentierte vor Jahren Richard Pattersons Beschreibung des großen Gewölbes im Hortus Palatinus in Heidelberg dahingehend, dass sie »so schwerwiegende Fehler enthalte, dass man schon von einer Manipulation des Materials reden könne.«[23] Man ist angesichts der angeführten Belege geneigt, diese Einschätzung auch für das ICOMOS Gutachten zum Schwetzinger Welterbe-Antrag zu teilen.

Rezeption

Eine wie es scheint vordringlich politisch und weniger fachlich motivierte Entscheidung entfaltet kraft ihrer Faktizität so etwas wie faktenpositivistische Evidenz, soll heißen sie behält im Nachhinein gewissermaßen Recht. Dies wirft ein Licht auf ein spezifisches Problem der gartenhistoriographischen Forschung, die Rezeption, die ja gerade in Schwetzingen beginnend mit Christian Cay Lorenz Hirschfeld[24] ein ganz eigenes Kapitel schreibt, in das sich das ICOMOS Gutachten vermutlich unfreiwillig einreiht, wenn darin unter anderem angeblich klassisch barocke Muster in Schwetzingen angesichts der Fülle barocker Welterbestätten kritisch beanstandet werden. Eigentlich ein Fall für die Videokolumne der Süddeutschen Zeitung: Frag ein Klischee.

Die Forschung erkennt in Schwetzingen nämlich zunehmend, worauf Prof. Hajós bereits hingewiesen hatte, wie sehr am Ende des *Ancien Regime* das noch Neue bestimmend wird und seinen Ausdruck erst sucht[25], aber wie wenig barock im Sinne des Klischees dies ist. ICOMOS scheint zumindest in den zwei Gutachten zum Schwetzinger Antrag in den vereinfachenden, von außen herangetragenen Wahrnehmungsmustern gefangen zu bleiben, auch wenn das den differenzierenden, aus dem Denkmal selbst generierten Ansätzen etwa des Nara-Dokumentes widerspricht.[26]

Ein schöner Kommentar zu diesem einseitigen Verständnis ist die Entscheidung in St. Petersburg, wo das markgräfliche Opernhaus in Bayreuth ohne Aussprache einstimmig dem positivem Votum von ICOMOS folgend eingeschrieben und das Schwetzinger Hofthe-

ater als unbedeutend zurückgewiesen wurde. »Die erstaunliche Modernität des Schwetzinger Theaters zeigt ein Blick auf das nur wenige Jahre vorher, nämlich 1744 geplante Markgräfliche Opernhaus in Bayreuth von Giuseppe Galli da Bibiena. Hier gibt es noch das traditionelle Logenhaus mit den ehemals hohen Trennwänden zwischen den Logen. Das Bayreuther Neben- und Übereinander der kleinteiligen Logen – ›Hühnerkäfige‹ in der Kritik der Reformer – ist in Schwetzingen durch eine ungeachtet der nur mittleren Dimensionen monumentale, weiträumig gegliederte Auditoriumsarchitektur ersetzt.«[27] Frag ein Klischee – barock, aber erkenne die sichtbar aufkeimenden Unterschiede dazu.

Es tröstet, aber ändert die Situation nicht, dass so renommierte Fachkollegen wie Prof. Dr. Seiler, Vorsitzender der Pückler-Gesellschaft und langjähriger Gartendirektor der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, in einer Reaktion zur St. Petersburger Entscheidung in der Berliner Zeitung ausdrücklich festhielt, dass »das Gesamtkunstwerk aus Schloss, Garten und Gartenarchitekturen der kurfürstlichen Sommerresidenz […] weltweit keinen Vergleich zu scheuen braucht.[…] Schade, dass die Gutachter der Denkmalvereinigung Icomos [...] die außerordentlichen Forschungsergebnisse ignoriert haben. Schwetzingen wird aber auch ohne den Welterbetitel seine herausragende Stellung behalten.«[28]

Frau Dr. Sabine Leutheußer-Holz hat als stellvertretende Leiterin des Referates Denkmalpflege im Wirtschaftsministerium lange die Geschicke der Lenkungsgruppe souverän und mit Übersicht geleitet. Sie verstarb plötzlich und unerwartet am 13. Januar 2012. In dankbarer Erinnerung ist ihr dieser Beitrag gewidmet.

Anmerkungen

1 Wirtschaftsministerium und Finanzministerium Baden-Württemberg, Stadt Schwetzingen (Hg.): Schwetzingen Kurfürstliche Sommerresidenz. Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste. Antragsband, Stuttgart 2009.

2 Michael Falser, Wilfrid Lipp (Hg.): Eine Zukunft für unsere Vergangenheit. Zum 40. Jubiläum des Europäischen Denkmalschutzjahres (1975–2015). Berlin 2015.

3 Hubert Wolfgang Wertz: Wiederherstellung und Unterhaltung von Parterreanlagen. Dargestellt am Beispiel des Schwetzinger Parterres. In: Dieter Hennebo (Hg.): Gartendenkmalpflege. Grundlagen der Erhaltung historischer Gärten und Grünanlagen, Stuttgart 1985.

4 Das dortige Parterre wurde in den 1930er Jahren von Georg Potente nach Plänen von Dominique Girard rekonstruiert.

5 Wilfried Hansmann: Gartenkunst der Renaissance und des Barock. Köln 183, S. 250.

6 Friedrich Ludwig von Sckell im sog. Protocollum Commissionale, GLA 221/46.

7 ICOMOS (ed.): The World Heritage List. Filling the Gaps – an Action Plan for the Future, München 2005.

8 Kriterium IV: Schwetzingen ist ein herausragendes Beispiel eines architektonischen Ensembles, das einen bedeutsamen Abschnitt in der menschlichen Geschichte illustriert. *Im Vergleich mit anderen Anlagen ist der Erhalt aller zum Verständnis der Sommerresidenz wichtigen Bauten und Anlagen eine große Seltenheit.*

9 Kriterium I: Schwetzingen ist eine einzigartige künstlerische Leistung, ein Meisterwerk des schöpferischen Geistes. *Es ist die einzigartige künstlerische Leistung Nicolas de Pigages, in Zusammenarbeit mit Friedrich Ludwig von Sckell, diese einander diametral entgegen gesetzten Auffassungen von Natur und Kunst im Schwetzinger Schlossgarten zu einer kontrastreichen Einheit geführt zu haben.*

10 Kriterien III und VI: Schwetzingen stellt ein einzigartiges oder zumindest außergewöhnliches Zeugnis einer Kulturtradition dar. *In Schwetzingen verdichten sich materielle Relikte der freimaurerischen Bewegung. Die Anlage ist elementar wichtig zum Verständnis dieser Kulturtradition, die keine eigene Typologie kultischer Bauten entwickelt hat;* Schwetzingen ist also in unmit-

telbarer und erkennbarer Weise mit Ideen und Glaubensbekenntnissen von außergewöhnlicher, universeller Bedeutung verknüpft.

11 Jan A. M. Snoek, Monika Scholl und Andréa A. Kroon (Hg.): Symbolik in Gärten des 18. Jahrhunderts, den Haag 2006.

12 Kritisch zu den Ergebnissen der Tagung: http://www.pueckler-gesellschaft.de/Jan-am-snoek-monika-scholl-und-andrea-a-kroon-symbolism-in-18th-century-gardens.html.

13 Michael Niedermeier: Semantik. Ikonographische Gartenprogramme, in: Stefan Schweizer, Sascha Winter (Hg.): Gartenkunst in Deutschland, Regensburg 2012, S. 327–352; Hartmut Troll: Arkadien. Bedeutungsebenen dieses Motivs im Schlossgarten Schwetzingen. In: Franz, Joachim et al (Hg.): Ein Wald von Statuen. Kolloquium zum zwanzigjährigen Bestehen der Antikensaal-Galerie und zur Begründung der Kurpfälzer Abguss-Sammlung vor 300 Jahren. Mainz 2014, S. 77–90; Astrid Zenkert: Im Labyrinth der Aufklärung: Der Schwetzinger Badhausgarten als Spielraum der Reflexion. In: Peter Wagner et al. (Hg.): The Garden in the Long Eighteenth Century. Trier 2015.

14 Géza Hajós: Romantische Gärten der Aufklärung, Wien, Köln 1989.

15 Alfried Leger: Führer durch den Schwetzinger Garten. Mannheim 1928, S. 28

16 GLA 56/661, Bericht vom 1.6.1882

17 Gottlieb Schoch: Klassische Stätten der Gartenkunst Der Schlossgarten zu Schwetzingen und Ludwig von Sckell. In: Die Gartenkunst 2, 1900, S. 21–28

18 ICOMOS (ed.): The World Heritage List. What is OUV? Defining the Outstanding Universal Value of Cultural World Heritage Properties. Berlin 2008.

19 Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Monumente im Garten – der Garten als Monument. Stuttgart 2012.

20 Vielleicht hätte man in der Konferenz, dies sei als persönliche Anmerkung erlaubt, als man zu einer Frage pro forma das Wort erteilt bekam, entgegen der Strategie der deutschen Delegation die Gelegenheit gleichsam wie ein Held im Aristoteles'schen Sinne nutzen sollen, also handeln und die Stellungnahme deklarieren müssen. Ein Held im antiken Verständnis bringt die Klage an die Götter und das Schicksal wieder auf einen Weg, der aus der Handlung selbst resultiert, aber solche Helden blieben ja wie Achill auf den Feldern vor Troja liegen.

21 Jean Charles Krafft: Plans des plus beaux jardins pittoresques de France, d'Angleterre et de l'Allemagne, Paris 1809/10.

22 Arabische Inschriften, u. a. auch Suren aus dem Koran, dokumentieren eindrucksvoll das Bemühen um eine durch Toleranz geprägte Auseinandersetzung mit der islamischen Kultur und der orientalischen Weisheitslehre.

23 Reinhard Zimmermann: Hortus Palatinus. Die Entwürfe zum Heidelberger Schloßgarten von Salomon de Caus 1620. Kommentar, Worms 1986, S. 31.

24 Hirschfeld betrachtete Schwetzingen aus der Perspektive / Theorie des sentimentalen Landschaftsgartens und missdeutete damit wesentliche Phänomene.

25 Hartmut Troll: »Tout ce qui fait le beauté et l'agrément d'un Jardin«. Nicolas de Pigage als Gartenarchitekt. In: Stefan Schweizer, Eva-Maria Gruben (Hg.): SehensWert. Die Planungs- und Baugeschichte der Benrather Schlösser, Düsseldorf 2015, S. 85–94.

26 Das Nara-Dokument formulierte 1994 neue Standards in der Beurteilung der Authentizität eines Denkmals. Alle Kulturen und Gesellschaften wurzeln in den besonderen Formen und Mitteln des materiellen und immateriellen Ausdrucks, die ihr Erbe darstellen, und diese sollten geachtet werden. Kulturgüter sind zwingend innerhalb des kulturellen Kontextes zu betrachten und zu beurteilen, zu dem sie gehören.

27 Michael Hesse: Gutachten über die kunst- und architekturgeschichtliche Bedeutung der ehemaligen kurpfälzischen Sommerresidenz Schwetzingen. In: Schwetzingen. Kurfürstliche Sommerresidenz. Nominierung zur Eintragung in die UNESCO-Welterbeliste. Antragsband, Schwetzingen 2009, S. 173–183, hier S. 177.

28 Michael Seiler: Sehr sehenswert auch ohne Welterbetitel, in: Berliner Zeitung, 14.7.2012.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hartmut Troll
Staatliche Schlösser und
Gärten Baden-Württemberg
Schlossraum 22a
76646 Bruchsal
hartmut.troll@ssg.bwl.de

Schwetzinger Postkarten – Ansichten und Einsichten

Wolfgang Schröck-Schmidt

Postkarten dokumentieren als datiertes Foto die neuere Geschichte des Schwetzinger Schlossgartens und die seiner Besucher. Es sind oft kleine eigenständige Kunstwerke, die im Geschmack der Zeiten entstehen. Von dem zaghaften Beginn in den 1880er Jahren entwickeln eine ganze Reihe von Verlegern noch vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Motive.

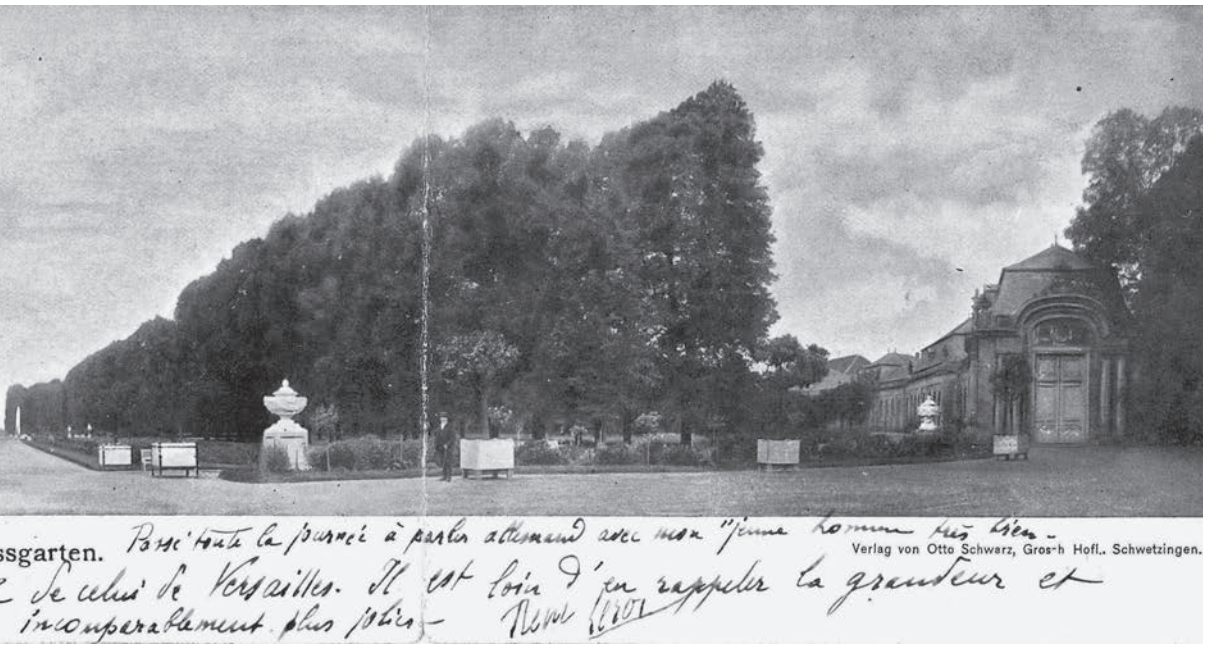
Die Schlossverwaltung Schwetzingen besitzt einen Fundus von etwa 600 historischen Postkarten mit Ansichten von Schloss und Garten. Diese wichtigen Bilddokumente zeigen die Veränderungen der Anlage im jeweiligen Zeitgeschmack und nebenbei die beindruckende über 100-jährige Verlegergeschichte der Stadt. Heute sind die historischen Bildpostkarten wichtige Dokumente an denen die Architekten, Historiker und Landschaftsarchitekten den Garten als historischen Ort rekonstruieren können. An Hand der Verlegeradresse und des Poststempels lassen sich fast alle Karten bis aufs Jahr genau datieren.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte eine allgemeine Reisewelle im aufkommenden Bürgertum ein, die auch Schwetzingen mit seinem berühmten Schloss und Garten bald erreichte. Um die Scharen von Touristen zu bedienen wurden zahlreiche Schlossgartenführer verlegt und mit vielen Kupferstichen versehen. Die bekanntesten sind von Zeyher und Leger. Nach 1850 verlegte dann der Schwetzinger Otto Schwarz zahlreiche Gartenführer.

Bereits seit 1863 konnte man sich laut Anzeige in der Schwetzinger Zeitung von Otto Hassler und Otto Schwarz fotografieren lassen. Etwa zur gleichen Zeit brachte die Reichspost die sogenannte Correspondenzkarte auf den Weg, die zunächst ohne Bilder nur für kurze Mitteilungen gedacht war. Es sollten noch gut

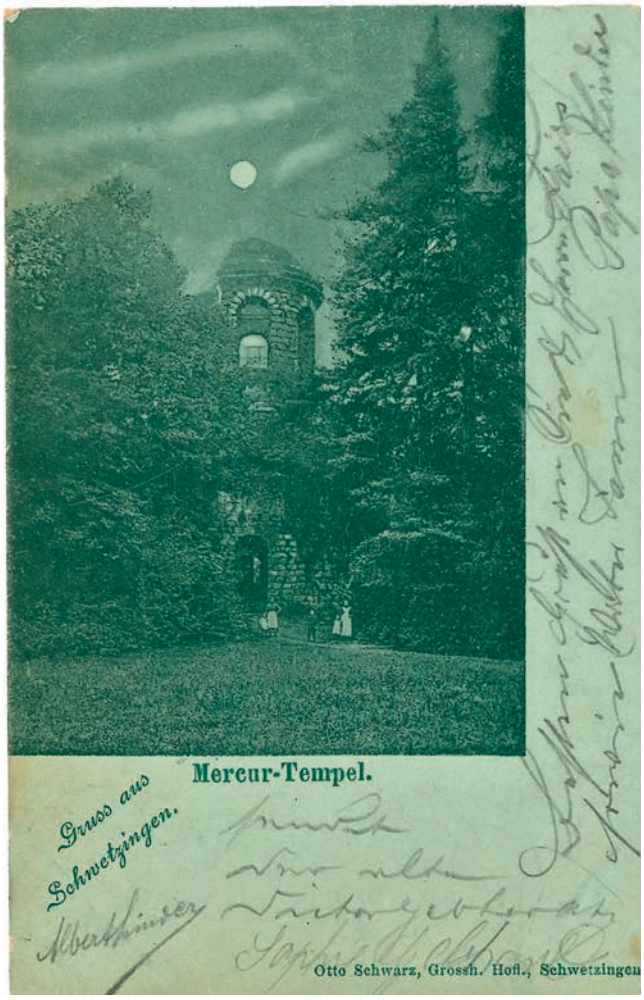
Ältestes Foto vom Schloss 1897

Jugendstilmotiv gelaufen 1903



Parterre Weitwinkel aus mehreren Fotos zusammengesetzt 1903

Apollotempel gelaufen 1913



Merkurtempel als Mondscheinkarte 1898

20 Jahre vergehen bis die ersten Bildpostkarten vom Postministerium in Berlin erlaubt wurden und millionenfach verschickt werden sollten.

Die rasche Verbreitung der Fotografie ist nicht zuletzt der Bildpostkarten zu verdanken, die seit den 1890er Jahren in großen Auflagen für fast alle Orte in Deutschland erschienen sind. Wieder war es der Schwetzinger Verleger Otto Schwarz der hier die ersten Karten herausbrachte. Eine erste Serie erschien um 1892 (datiert mit Poststempel) mit mehreren Motiven auf einer Karte. Die Ansichten sind die Ältesten bis jetzt bekannten Fotografien der Moschee, des Schlosses und der Galatea. Sie wurden grafisch im Zeitgeschmack umrankt von Kirschblüten und Rautenmustern. Betrachtet man sich die Fotografie des Schlosses genauer, so sieht man einige der Fensterläden geschlossen, andere halboffen oder offen. Unser Schloss ist bewohnt, vielleicht verbringt die Markgräfliche Familie gerade die Sommerfrische in Schwetzingen.

Otto Schwarz hatte wohl großen Erfolg mit seinen Ansichtskarten, seit den 1895er Jahren trägt er sogar den Titel Hoflieferant. Die Konkurrenz folgt auf dem Fuß. Bis zur Jahrhundertwende verlegen die Schwetzinger Friedrich von Bianchi (ab 1899 bis 1907), Max Pichler (ab 1898 bis 1916), der Wirt des goldenen Hechts Schemenauer (um 1899) und die Auswärtigen: Kunstverlag Edm. von König aus Heidelberg (ab 1897), die Gebr. Metz aus Tübigen (ab 1900), und Franz Pieper (ab 1898) zahlreiche Postkarten.

Zeigen die ersten Karten noch mehrere kleine Bildmotive benötigt man bereits um 1900 die gesamte Ansichtsseite. Zur Beschriftung bleibt nur ein schmaler Streifen am unteren Bildrand. Erst ab 1905 wird es von Seiten der Post erlaubt die Adressenseite zur Hälfte mit Text zu versehen. Die Fotografien der Karten werden jetzt aufwendig mit Jugendstilmotiven handkoloriert oder mit bis zu drei Farben überdruckt. Seit 1903 kombiniert wieder Otto Schwarz mehrere Fotos zu einer Panoramaansicht im Weitwinkel. Eine dieser spektakulären, immerhin zweimal aufklappbaren Karten zeigt das Mittel-

Kriegsversehrte vor dem Südzirkel 1914

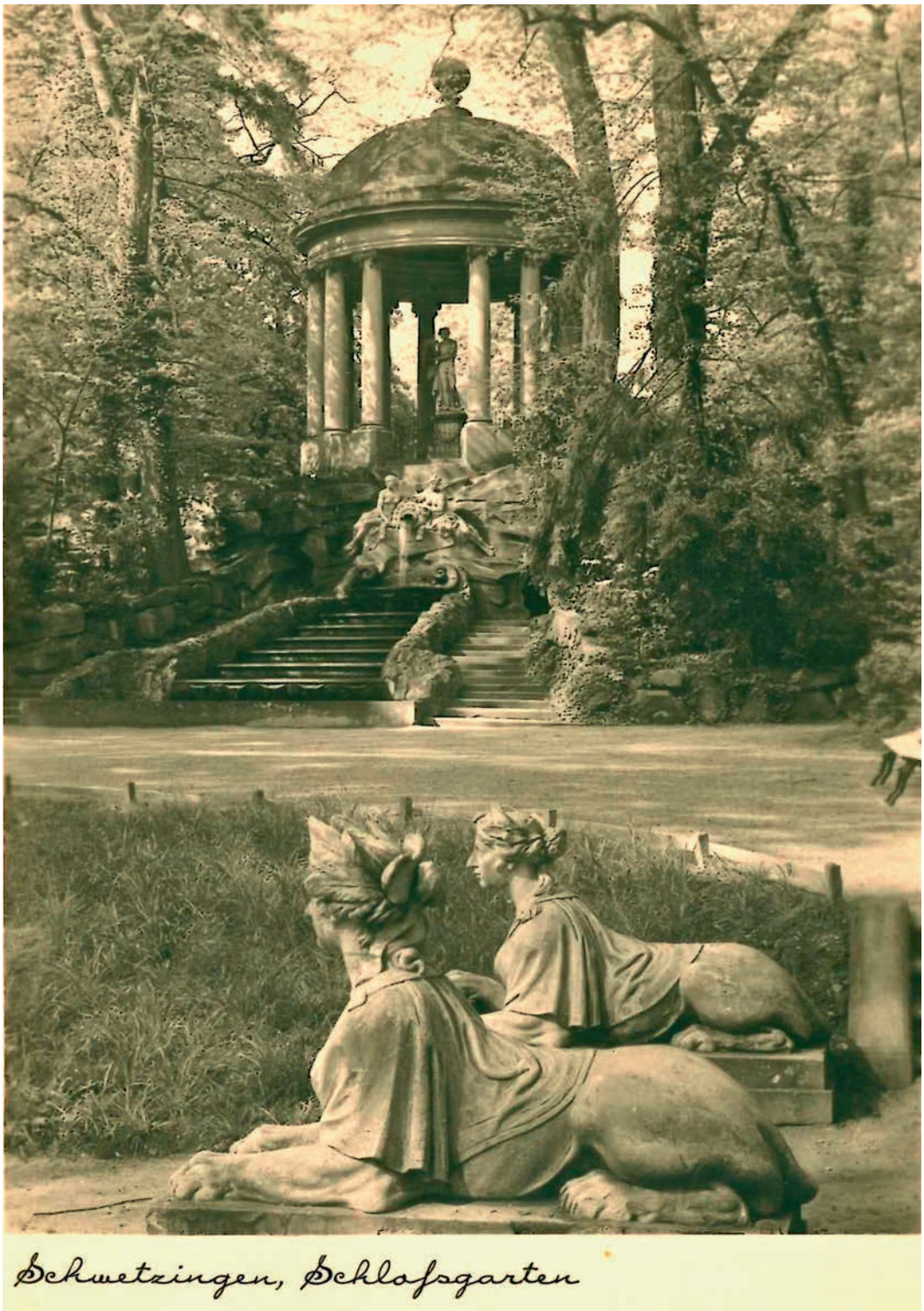
parterre mit den beiden Zirkelhäusern. Auch hier erkennt man wieder Gartengeschichte. Die vier Weltzeitalter leuchten damals auch schon weiß und die hölzernen, quadratischen Pflanzkübel gab es um 1900 auch schon. Die Klassiker der Gartenbänke stehen genauso wie heute im Mittelparterre. Wie man auf der Karte von 1903 lesen kann verwechselt der vielgereiste Tourist beim Grüßeschreiben schon einmal Schwetzingen mit Heidelberg.

In der ersten Phase der Geschichte der Bildpostkarten entwickelt sich das Bildmotiv zum eigenen kleinen Kunstwerk. Im Stil des Impressionismus werden die Motive in weichen, pastellenen Tönen gezeichnet.

Eine der großen Vorlieben der Zeit gilt der romantischen Mondscheinpostkarte. Eingetaucht in das tiefe Blau der Nacht zeichnet sich das Motiv des Merkurtempels schemenhaft vom Hintergrund ab.

Einen ersten Einschnitt in die Verbreitung der Postkarten bringt der Erste Weltkrieg mit sich. Die Schwetzinger Zirkelsäle wurden zum Lazarett vor dem es sich als Verwundeter gut postieren lässt. Von Seiten des Militärs werden dann Stadtansichten, auf denen der Feind eventuell Ziele ausmachen könnte, verboten. Es soll bis in die 20er Jahre hinein dauern bis wieder Postkarten verlegt und verkauft werden. Offenbar verreist kaum jemand in den schlechten Zeiten nach 1918.

Seit 1920 produzieren die Verleger Karl Gerweck und Otto Schwarz Nachfolge wieder Karten in Schwetzingen. Marktbeherrschend ist aber der Verlag Dr. Sommer aus Zuzenhausen der mehrere Serien zu Schloss und Garten herausbringt. Die Verbesserung des Fotopapiers mit einer höheren Auflösung lassen jetzt bildscharfe Dokumentationen der Gartenarchitekturen entstehen, was auch dem Zeitgeschmack entspricht. Der Impressionismus war endgültig überwunden. Die gegenständliche Kunst der 20er Jahre neigt gerade zur realistischen Darstellung, die der Zeitgenosse in der Mann-



Apollotempel im »sachlichen Stil« der 20er Jahre

Minervatempel, Zackenkarte 50er Jahre (alle Fotos: Archiv des Schwetzinger Schlosses)

heim Ausstellung »Neu Sachlichkeit« sehen konnte. Ende der 20er Jahre übernimmt den Schwetzinger Markt mehr und mehr der Fotograf Wilhelm Thome, der seit 1927 Postkarten im eigenen Fotoatelier herstellt. Nach 1930 produziert er im Selbstverlag und beherrscht den Markt bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Als leidenschaftlicher Fotograf verlegt er zahlreiche Kleinstauflagen für jeden Geschmack.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde auch wieder die Postkartenproduktion eingestellt. Erst in den 50er Jahren verlegt die Kunstanstalt Cramers aus Dortmund und der Verlag Schönig & Co neue Postkarten mit Motiven aus dem Schlossgarten. Eine künstlerische Weiterentwicklung der Karten ist erst in den 60er und 70er Jahre zu erkennen. Die Motive werden jetzt wie zu Beginn mit grafischen Verzierungen und Einrahmungen versehen. Der »Zackenrand« wird zum Wahrzeichen der Karten dieser Zeit. Mehr und mehr setzen sich farbig gedruckte Postkarten durch.

Seit den 1970er Jahren setzt ein Flut an Postkarten mit Schwetzinger Motiven ein, derzeit sind alleine im Schloss-Shop in Schwetzingen etwa 100 mit verschiedenen Motiven erhältlich.

Anschrift des Autors:
Wolfgang Schröck-Schmidt
Gebrüder Grimm Weg 14
68804 Altlußheim
Schroeck-Schmidt@gmx.de

»Friede ernährt, Unfriede verzehrt«

Ulrike Müller

Vortrag der evangelischen Theologin Ulrike Müller, gehalten im Rahmen der »Hebeltrunk«-Veranstaltung im Palais Hirsch am Samstag, den 27.9.2014, nach vorangegangener Kranzniederlegung am Hebelgrab mit Gedenkworten.

Die beiden Veranstaltungen »Hebelgedenken« und »Hebeltrunk« sind seit der Gründung der Badischen Heimat in Schwetzingen anfangs der 1920er Jahre fester Bestandteil der örtlichen Veranstaltungen. Seit Wiedergründung des Vereins 1979 finden sie alle zwei Jahre am Hebelgrab und im Palais Hirsch in Schwetzingen statt, verbunden mit einer Ehrung von (ehemaligen) Schülern und Schülerinnen der örtlichen Schulen für außergewöhnliches soziales Engagement. Zeitlich ist die Veranstaltung um den Todestag von Johann Peter Hebel angesiedelt, der am 22. September 1826 in Schwetzingen verstarb.

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Hebelfreunde,

geht es Ihnen nicht auch so: Sie halten manchmal ein Buch von Hebel in der Hand, sein Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes oder gar eine Gesamtausgabe; sie blättern darin, sie bleiben immer wieder hängen bei den bekannten Kalendergeschichten, beim seltsamen Spazierritt, beim Kannitverstan, bei den alemannischen Gedichten vom Spinnlein, vom Kirschbaum …

Dabei beschäftigt sich Hebel besonders als Kalendermacher mit allem, was zur Information und Unterhaltung beitragen kann: mit dem Vermischten, mit Feuilleton und Rätselspielen, mit geologischen und astronomischen Betrachtungen, mit Lebensberatung, Horoskop; aber auch mit Katastrophen, Unglücksfällen und Gerichtssachen, und nicht zuletzt mit Nachrichten aus Politik und Wirtschaft, der kleinen und der großen Welt.

Die Hebelfeier 1966 am Grab in Schwetzingen

Oberbürgermeister von Schwetzingen
René Pöltl und Bürgermeister von Hausen
Martin Bühler an Hebels Grab
bei der Hebelfeier zum 188. Todestag

Kein Wunder, war doch seine Lebenszeit geprägt von gewaltigen gesellschaftlichen Umbrüchen, von Krieg und Völkerschlachten, Friedensschlüssen und territorialer Neuordnung; von Befreiung und Restauration – nicht nur auf dem Wiener Kongress. Sein Vater hatte vor der Eheschließung als Offiziersbursche auch Waffendienste zu leisten, etwa im österreichischen Erbfolgekrieg 1740–1748. Johann Peter Hebels Geburtsjahr 1760 fällt mitten in den 7-jährigen Krieg (1756–1763). Als Hebel 29 Jahre alt war, wurde das Nachbarland Frankreich durch die Französische Revolution um und um gedreht. Als Hebel 52 Jahre alt war, startete Napoleon seinen Russlandfeldzug.

Viele Zeitgenossen Hebels standen diesen Entwicklungen ratlos und fragend gegenüber und ich möchte heute aus diesem zwiespältigen Zusammenhang vier weniger bekannte Berichte und Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel vorlesen und ansatzweise fragen, wie er diese Geschehnisse einordnet und versteht. Der erste Text ist ein Kalenderbeitrag aus dem Jahr 1814.

Der Brand von Moskau

Als im Jahre 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Russland ausbrach, standen in Europa die Verhältnisse so: Auf der Seite des Kaisers von Frankreich waren Haus Östreich mit einem Hilfscorps, alle rheinischen Bundesfürsten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, fast ganz Europa. Auf der Seite von Russland war allein der Engländer, später auch der Winter. Neutral waren: der Däne, der Schwed, der Türk. – Spanien und Portugal hatten ihr Apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des französischen Kaisers nach manchem harten, aber siegreichen Kampf die russische Hauptstadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Tore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder herausgetrieben.

So etwas ist nun geschwind gesagt: »Moskau ist verbrannt.« Aber der geneigte Leser wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich von dieser Stadt einen Begriff machen läßt. Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, bestand aus vier großen, aneinandergebau-

ten Städten. Die erste und innerste, der Kreml, welcher fest war und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weiße Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch), um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier solche Städte aneinandergebaut wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch dreißig Vorstädte, in allem aber 20 000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirtshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort 400 000 Einwohner, und zwölf Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, soweit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen, als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flammen schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seitdem vorüberging, sah nichts mehr als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röte am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht, wenn in einem Umkreis von zwölf Stunden 20 000 Häuser teils in Flammen, teils in Gefahr stehen und soviel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen, und 400 000 Menschen, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Gebrechliche, Kranke, Fürsten, Bettler, fliehen oder verbrennen müssen, und niemand retten, niemand mehr löschen kann. Alle Feuerspritzen waren weggeschafft mit Fleiß. Tagreisen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Gesunde, Kranke, Sterbende, hochschwangere Frauen, säugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tisch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort segneten die Söhne ihren sterbenden Vater ein, dort begruben andere den Ihrigen, alles nur so unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hilfe in Kindesnöten und gebar ihren Benoni, ihren Schmerzenssohn, auch nur so unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zusammengerafften Reisern ein ärmliches Mittagsmahl und seufzte dazu: »Ach, wie unglücklich bin ich.« Eine andere mit ihrem armen Kindlein sah ihr zu und weinte, als ob sie sagen wollte: »Ach, wie glücklich bist du, dass du etwas zu kochen hast.« Wie viel umgekommen sind, will der Hausfreund nicht zählen.

Der Schwetzinger Hebelpreis

> Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Ist ein anderer Mensch, als er schuld daran, daß die siegreiche Armee des französischen Kaisers sich mitten im Winter und in der fürchterlichsten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verlust zurückziehen musste, zuerst aus Russland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutschland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke musste zurückgelassen und den nachschwärmenden Kosaken preisgegeben werden. Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonett und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmut. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Dieser 200 Jahre alte Bericht von Johann Peter Hebel steht dem, was uns an gegenwärtiger Berichterstattung zugemutet wird, in nichts nach. Der Autor nimmt zwar vorsichtig Partei für Napoleon, das könnte aber zum Teil der allgegenwärtigen Zensur geschuldet sein.

Er stellt fest, dass auch bei diesem Kriegszug wenigstens einmal die Gelegenheit bestanden hätte, innezuhalten und bedauert, dass es ausgeschlagen wurde, ein Wort des Friedens zu sprechen. Er fragt sich, wie kann man nur seine eigene Stadt anzünden, um die Eindringlinge buchstäblich vor verbrannte Erde zu stellen.

In seinen Schilderungen beklagt er schonungslos den unersetzlichen Verlust an Werten und Kulturgütern in dem betroffenen Land. Und ausführlich schildert er die Leiden der Zivilbevölkerung. Er stellt sich ganz auf die Seite der unschuldigen Opfer, der 400 000 Flüchtlinge. Und dann aber auch auf die Seite der Soldaten, die ins Leere gelaufen sind. Sie mussten sich mitten im russischen Winter schutzlos zurückziehen und sind fast alle umgekommen.

Was Hebel nicht ausdrücklich sagt, was aber alle Leser wissen, ist: Allein aus Baden sind 7000 Mann mit Napoleon aufgebrochen und nur 300 sollen zurückgekehrt sein.

Das steht so kurz nach der Katastrophe vielleicht noch nicht in allen Einzelschicksalen fest, ist viel zu heikel, aber viele Familien der Leser müssen ohnehin das Schlimmste befürchten.

Zweideutig klingt der abschließende Satz: Aber der letzte hat noch nicht geschossen. Es könnte heißen, dass Hebel am Friedenswillen jedes einzelnen zweifelt. Es könnte heißen: Was dieser Feldzug bei den Verfeindeten letztendlich

OB Pöltl und der Stellvertretende Vizepräsident der Badischen Heimat Volker Kronemayer verleihen den Hebelpreis an die sozial engagierten Schüler Emilia di Maria und Jan Kappenstein

bewirkt, ist noch nicht festgestellt. Wer hat eigentlich das letzte Wort? Liegt das letzte Wort jetzt in den geplanten Verhandlungen in Wien oder liegt das letzte Wort bei einem ganz anderen?

In der zweiten Beispielgeschichte wird auf diese letzte Frage eingegangen. Sie bezieht sich auf ein Einzelschicksal: Diesmal geht es um die Aufarbeitung eines länger zurückliegenden Kriegsverbrechens, das ein Preuße auf eigene Faust an einer französischen Familie begangen hatte.

Der Husar in Neiße

Als vor achtzehn Jahren die Preussen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, dass sich das Blättlein wenden könnte, und dass der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wettmachen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht.

Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, so viel war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug und misshandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn kniend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wiedergeben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen.

Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Türe auf und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände ineinander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah nicht, dass jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: »Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?« Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Tränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles und sein Herz sei voll Tränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne und kannte die Überzüge noch, und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, dass sie dieses Bettzeug von einem brau-

Die Hebelfeier 1964 am Grab in Schwetzingen (alle Fotos: Andreas Moosbrugger, Schwetzingen)

nen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür.

Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und kannte ihn wieder. »Denkt Ihr noch daran«, sagte er zu dem Husaren, »wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte, und an meine Schwester?« Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Kriege nicht alles, wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer, und Lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, dass der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und misshandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Knie nieder und konnte nichts mehr herausbringen als: »Pardon!«, dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leser denkt vielleicht auch: »Jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen«, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag

der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: »Dass du mich misshandelt hast, das verzeihe ich dir. Dass du meine Eltern misshandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Dass du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davongekommen, das verzeihe dir Gott!« – Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zuleide zu tun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zumut, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muss in der Fremde nichts tun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen. Merke: Es gibt Untaten, über welche kein Gras wächst.

In dieser Geschichte sehen wir die Erfahrung und Überzeugung Hebels, dass keine Partei ihr Kriegsglück aus eigener Kraft und auf Dauer sichern kann. Es ist mal auf der einen, mal auf der anderen Seite. Und besonders bedrückend ist, wenn zusätzliches Elend verursacht wird von raffgierigem und grausamen Handeln Einzelner.

Bei dem hier geschilderten Franzosen zeigt sich seine Religion noch als beherrschende Lebensmacht. Johann Peter Hebel konnte als lutherischer Theologe des späten 18. Jahrhunderts noch ein geschlossenes Weltbild vertreten, in dem die Providentia Dei die Vorhersehung des allmächtigen Gottes wirkt. Für Hebel war von der Aufklärung her so viel klar: Gott hat die Welt vernünftig geordnet, und deshalb kann der Mensch in ihr zumindest zufrieden werden, wenn er vernünftig handelt.

Und als Lehrer wird Hebel oft mit seinen Schülern über die schon immer als schwer zu haltenden Friedensworte aus der Bergpredigt gesprochen haben oder über die Sätze aus dem Römerbrief: Vergeltet niemand Böses mit Bösem oder Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr. (Römer 12, 17 ff.).

In diesem Zusammenhang spielt auch eine Geschichte, die sich vor dem Hintergrund der Seeschlacht von Trafalgar von 1806 ereignete. Hier kämpfte Lord Nelson gegen die verbündete französisch-spanische Streitmacht um Gibraltar und die Vorherrschaft auf dem Meer. Ein kleiner unbedeutende Matrose erlebt hier:

Dankbarkeit

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biss, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab und liess ein armes Tierlein das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff.

Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, dass er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf und setzte es wieder auf den Kopf. »Weil du mir das Leben gerettet

> hast«, sagte er; »aber lass dich nicht zum zweiten Mal attrapieren, denn ich kenne dich nimmer.«

Obwohl hier vordergründig kein biblischer Bezug sichtbar wird, kann so eine Geschichte weiterwirken und Gedanken des Friedens wachsen lassen. In einer Arbeitshilfe über Johann Peter Hebel für den Schulunterricht verweist Uwe Hauser auf folgenden Bezug: Jan Philipp Reemtsma, ein reicher Hamburger Industrieller, wurde 1996 entführt und längere Zeit in einem Kellerloch gefangen gehalten. Die Geschichte »Dankbarkeit« wurde ihm in dieser Zeit zur entscheidenden Hilfe, seine Gefangenschaft innerlich zu überleben.

Nachdem das Lösegeld für ihn gezahlt und er frei gekommen war, schrieb er seinen Bericht über seine Gefangenschaft. Er redet dabei von sich selbst in der dritten Person:

»Es war Grund zum Jubeln, nur war ihm nicht danach. […] Aber er war dankbar. Wohin mit diesem Gefühl, wenn man keinen Gott zur Verfügung hat, bei dem man es lassen kann? Es waren Spinnen in seinem Keller, die dort der trockenen Luft wegen gut gediehen.

In all den Tagen hatte er sicher an die zwanzig von ihnen getötet, denn er mochte Spinnen nicht, jedenfalls dann nicht, wenn er sich vorstellte, das sie nachts auf ihm herumliefen.

Nachdem er die Nachricht gelesen hatte, war da wieder eine Spinne, die mitten über den Teppich taperte. Er dachte an die Geschichte aus Johann Peter Hebels ›Hausfreund‹, wo ein Matrose sich mitten in der Seeschlacht bückt, um sich ein Ungeziefer aus dem Haar zu streifen, und dadurch der tödlichen Kanonenkugel entgeht. Also tötete er die Spinne nicht. Auch keine andere mehr in diesen Tagen. Wenn man mich fragte, was ich ›Blasphemie‹ nennen würde, wäre meine Antwort: In diesem Keller eine Spinne töten.«

So viel zur friedensstiftenden Wirkung zum Vorteil einer Spinne im Jahr 1996 durch eine Kalendergeschichte aus dem Jahr 1814.

Dass sogar ein Hörfehler in einer eingefahrenen Situation Entspannung und Deeskalation bewirken kann, zeigt folgende kleine Skizze:

Missverstand

> Im neunziger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von französischen Schildwachen, auf dieser Seite von schwäbischen Kreissoldaten besetzt war, rief ein Franzose zum Zeitvertreib zu der deutschen Schildwache herüber: »Filu! Filu!« Das heisst auf gut deutsch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts so Arges, sondern meinte, der Franzose frage: Wieviel Uhr? und gab gutmütig zur Antwort: »Halber vieri.«

Die letzte Kalendergeschichte, die ich heute vorlesen möchte, spielt im zivilen Leben. Aber dort gelten dieselben Regel und Gegebenheiten wie unterwegs auf den Schauplätzen des Weltgeschehens.

Mit seinen Geschichten fängt Hebel die große Welt in der kleinen ein. In einem Jahresbericht über die Weltbegebenheiten schreibt er: »In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß, was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut, dabei Gevatter zu stehen. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei sein, wenn die langen Messer dreinhauen.« Sich also um den

Frieden zu bemühen, ist im Großen wie im Kleinen eine nicht ganz leichte Aufgabe, wie folgende Szene aus einem Gasthaus zeigt:

Das wohlfeile Mittagessen

Es ist ein altes Sprichwort: »Wer andern eine Grube gräbt, fällt selber darein.« – Aber der Löwenwirt in einem gewissen Städtlein war schon vorher darin. Zu diesem kam ein wohlgekleideter Gast. Kurz und trotzig forderte er ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse – für sein Geld. Der Wirt fragte ganz höflich ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? »O freilich ja!«, erwiderte der Gast, »wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld.«

Nachdem er sich alles hatte wohl schmecken lassen, zog er einen abgeschliffenen Sechser aus der Tasche und sagte: »Hier, Herr Wirt, ist mein Geld.« Der Wirt sagte: »Was soll das heißen? Seid Ihr mir nicht einen Taler schuldig?« Der Gast erwiderte: »Ich habe für keinen Taler Speise von Euch verlangt, sondern für – mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's Eure Schuld.«

Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. »Ihr seid ein durchtriebener Schalk«, erwiderte der Wirt, »und hättet wohl etwas anderes verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzigkreuzer-Stück dazu. Nur seid stille zur Sache und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirt, und macht es ihm ebenso.« Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirt, aus Brotneid in Unfrieden lebte und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne antat und erwiderte.

Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Türe, wünschte dem Wirt einen guten Abend und sagte: »Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen. Und eben der hat mich zu euch geschickt und kein anderer.«

So waren im Grunde Beide hintergangen – und der Dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von Beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich miteinander ausgesöhnt hätten.

Denn Frieden ernährt, aber Unfrieden verzehrt.

Literatur:

Johann Peter Hebel, Zitate nach www.gutenberg.spiegel.de.

Bernhard Viel: Johann Peter Hebel oder das Glück der Vergänglichkeit, München 2010.

Uwe Hauser: Johann Peter Hebel, Vom Lesen und Verstehen des Lebens, Karlsruhe 2009.

Anschrift der Autorin:
Ulrike Müller, Theologin
Gemeinde an der Christuskirche
Westliche Karl-Friedrich-Str. 237
75172 Pforzheim
u-t-mueller@web.de

Karl Drais und Schwetzingens Schlossgarten

Ein Schlüsselereignis der Mobilitätsgeschichte

Hans-Erhard Lessing

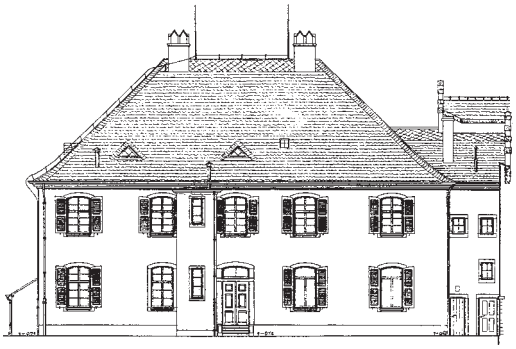
Wenn man nach Alleinstellungsmerkmalen sucht, die einen neuerlichen Weltkulturerbeantrag für den Schwetzinger Schlossgarten motivieren könnten, stößt man auf Technik und Naturwissenschaft im Schloss unter Kurfürst Carl Theodor, der sich nachts für Physikbücher, Wetterstation und Sternwarte im Schloss interessierte. Weniger bekannt ist sein Gartenphaeton, in heutiger Diktion ein von einem Lakaien angetriebenes Tretauto. Der folgende Beitrag soll aufzeigen, wie dieser erstmals das Interesse des Zweiraderfinders Drais am Landverkehr weckte, und wie der derzeitige Forschungsstand hierüber ist. Der Gartenphaeton – derzeit im Depot – sollte wieder als Leihgabe oder als Nachbau im Schlossgarten zu sehen sein.

Ein Hauch von Verkehrsgeschichte kommt periodisch nach Schwetzingen, wenn die Classic-Gala wieder mal ihre Oldtimer im Schlossgarten aufstellen darf. Ob den Teilnehmern wohl bewusst ist, welch entscheidende Rolle der Schlossgarten für den Urknall des Individualverkehrs und damit auch für den eigenen Oldtimer spielte? Dafür muss man allerdings den amerikanischen Technikhistorikern vertrauen, die seit Jahrzehnten verkünden, dass das Auto der Erbe der Fahrradtechnologie ist. Dieses Wissen war im Dritten Reich von der NS-Propaganda vertuscht worden, um die Automobilerfindung als hierzulande quasi aus dem Nichts hierzulande entstanden und somit als rein germanisch zu stilisieren. Der Automobil-Historiker James J. Flink erklärt beispielsweise[1]: »Keine vorherige technische Innovation – nicht einmal der Verbrennungsmotor – war für die Entwicklung des Automobils so wichtig wie das Fahrrad.«

Durch bloßen Augenschein ist dies zu erkennen, wenn man das Motoren-Veloziped alias Patentmotorwagen des Karl Benz mit einem noch älteren dreirädrigen Pedalveloziped vergleicht[2], wovon etwa Queen Victoria drei Exemplare fuhr, aber auch manch deutsche zahlungskräftige Dame oder älterer Herr. Allerdings gab es nur wenig deutsche Fotos davon, weil damals die Freilichtfotografie in Deutschland noch nicht so verbreitet war wie in England. Man kennt die Atelierfotos der stolzen jungen Männer mit ihrem Hochrad, aber Pedaldreiräder passten einfach nicht durch die Ateliertüren. Wenn also die Technik der Fahrräder und Pedaldreiräder ans Automobil vererbt wurde, dann ist das Ur-Fahrrad des Karl Drais der Anfang von alledem. Und noch etwas früher kommt der Schwetzinger Schlossgarten ins Bild.

Einzigartig: das Drais'sche Lehrinstitut im Forsthaus 1803–1807

Am südöstlichen Eck des Schlossgartens steht es noch, das großherzogliche Forstamt, heute



Das 1760 erbaute Forsthaus war von 1803–07 Forstlehrinstitut (Forstamt Schwetzingen)

Drais-Tochter Auguste von Kalitsch hat einen Enkel auf Wikipedia, A. Zeller, Ölbild 1808 (Privatbesitz)

Forsthausstraße 11, das im Jahre 1760 für den Oberjägermeister des pfälzischen Schlossherrn Carl-Theodor erbaut worden war. Eine Tafel erinnert daran, dass hier seit 1803 der Onkel Friedrich Heinrich Georg von Drais (1758–1833) als Oberforstmeister wirkte und zugleich seine Privat-Forstlehranstalt betrieb mit dem Neffen als Forstlehrer, bis dato die einzige Möglichkeit im Großherzogtum Baden eine Meisterausbildung im Forstwesen zu erhalten. Leider ist kein Porträt des Oberforstmeisters bekannt. Er hatte wie sein Bruder, jetzt Oberhofrichter, in Altdorf Jura studiert, war dann aber in militärische Dienste Nassau-Usingens, dann Badens und schließlich in eine Forstlehre bei Karlsruhe gegangen. Erst als 1784 Badens Forstverwaltung umorganisiert wurde, hatte er die erstrebte Anstellung als Hofbeamter erhalten, und zwar gleich als Oberforstmeister in Gernsbach im Murgtal.[3] Da ging es ihm wesentlich besser als seinem Bruder, anfangs Hofrat in Karlsruhe, der 1777 zunächst ein Jahr zur Probe und ohne Gehalt eingestellt worden war – ohne militärische Meriten musste man sich wohl erst noch beweisen. Die 14 Jahre in Gernsbach widmete Onkel Drais dem planvollen Wiederaufforsten der durch Raubbau für Brennholz und Holzkohle gelichteten Wälder. Hierzu legte er 25 neue Baumschulen an, entwässerte Moore, führte auch neue Baumarten ein, darunter den besonders geeigneten Lärchenbaum, über den er schließlich eine Abhandlung[4] veröffentlichte.

Der fortschrittliche Mann erkannte dann das Fehlen einer Meisterausbildung und richtete kurzerhand eine private Forstlehranstalt in seinem Dienstsitz ein – die Forstpraktikanten mussten in Privatzimmern im Ort unterkommen.

Schließlich baute er in Rotenfels neben der großherzoglichen Sägemühle ein Bau- und Nutzholzmagazin auf, wo die Handwerker ihr Material aussuchen konnten.

1798 ließ er sich ins Pforzheimer Forstamt versetzen, die Lehranstalt lief dort weiter und erhielt in seinem Neffen Karl Drais einen neuen Forstpraktikanten, dem das Latein am

Karlsruher Lyzeum nicht behagt hatte, umso mehr aber die Naturgeschichte (wie man damals Physik, Chemie, Geologie, Biologie nannte). Der berühmt gewordene Lehrer Johann Peter Hebel (1760–1826) unterrichtete diese dort vertretungsweise.

Die hübschen Töchter des Oberforstmeisters – von ihnen sind Porträts erhalten – fanden beide ihre Ehemänner unter den Forstpraktikanten. Das Poesiealbum der jüngeren Auguste ist erhalten, und ihr hatte Cousin Karl damals noch in Pforzheim einen gängigen Sinnspruch hinein geschrieben: »Des Lebens Frühling eilt dahin, beglückt wer ihn genießt!« Ein paar Seiten später trägt sich schon ein Freiherr von Kalitsch ein, der sie heiraten und auf sein Hofgut nach Dobritz, heute Sachsen-Anhalt, führen wird. Von ihr gibt es Nachfahren[5], während die Draisens im Mannesstamm ausgestorben sind.

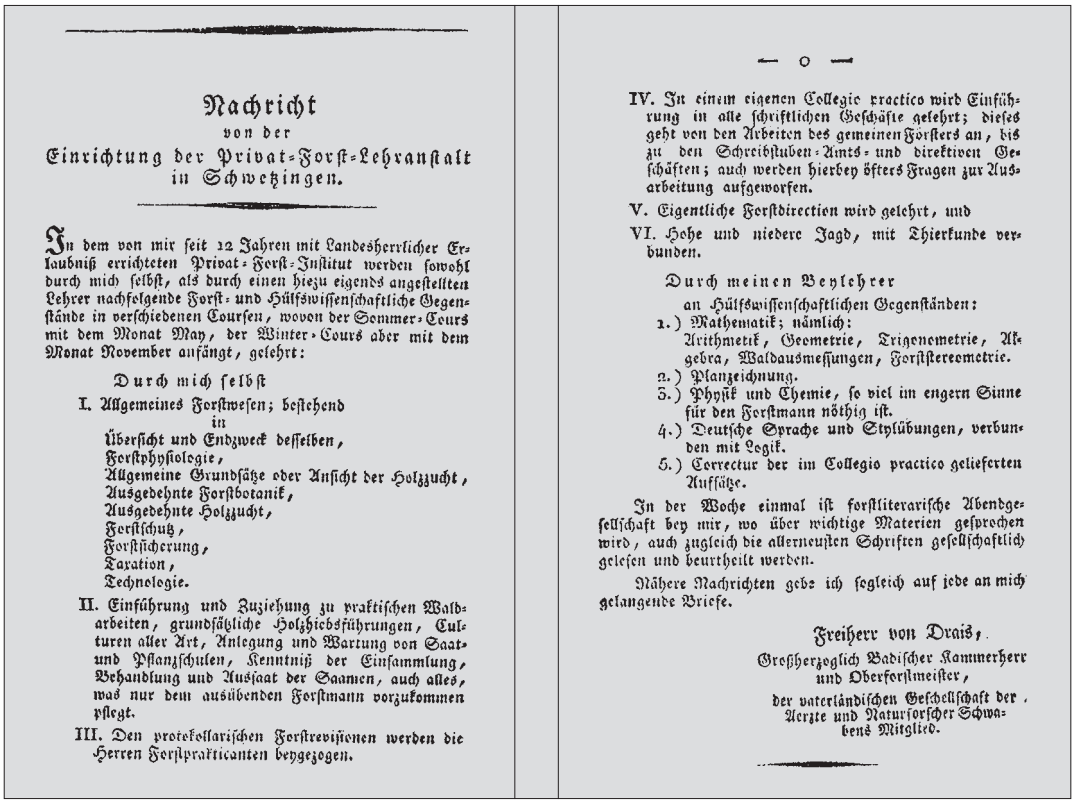
Drais-Tochter Karoline von Riedesel dichtete Balladen, Franz Stirnbrand, Ölbild 1823 (Hessisches Staatsarchiv)

Der 18-jährige Karl Drais, damals noch Freiherr, strebte ein Studium an der Universität Heidelberg an, das man auch als Parkstudium ansehen kann, weil keine Stelle im Forstdienst frei war. Deshalb wurde auch keine Forstprüfung angesetzt.

Mit dem Besitzübergang der Kurpfalz an Baden war 1803 auch das Forstamt in Schwetzingen zu besetzen, und Onkel Drais ließ sich dorthin versetzen. Es gab viel Zusätzliches im Schlossgarten zu tun. Auf Wunsch des nun badischen Schlossherrn Großherzog Karl-Friedrich (1728–1811) sollte ein Arboretum für ausländische Baumsorten angelegt werden. Denn der Großherzog saß in Karlsruhe sehr gerne an seiner fußbetriebenen Drechselbank in der Eremitage[6], um aus exotischen Hölzern runde Objekte zu drechseln.

Die große Hoffnung des Onkels hinter dieser Versetzung war aber die Aussicht, an der Universität Heidelberg mithilfe des befreundeten Professors Christoph Wilhelm Gatterer die Forstwissenschaft als Studiengang einzurichten. Gatterer hatte bereits in Moskau studierwillige Russen ausgemacht. Derweil schrieb sich Neffe Karl an der Universität Heidelberg ein und studierte bei den Technologie-Professoren[7], die nach Auflösung der Kameralhochschule in (Kaisers)Lautern hergezogen waren, Staatswirtschaft, Mathematik, Physik und Baukunst. Diese Professoren hielten erstmals ihre Vorlesungen auf Deutsch statt wie üblich auf Latein.

Doch 1805 sollte es plötzlich die Forstprüfung geben, und der junge Drais verließ mit positiven Beurteilungen seiner Professoren die Universität und wurde dem Forstamt Rastatt zugewiesen, wo Vater und Stiefmutter mittlerweile wohnten. Aber ebenso plötzlich wurde die Prüfung wieder verschoben. Deshalb fuhr er gar nicht hin, sondern ließ sich zum Onkel nach Schwetzingen versetzen.



Nachricht
von der
Einrichtung der Privat-Forst-Lehranstalt
in Schwetzingen.

In dem von mir seit 12 Jahren mit Landesherrlicher Erlaubniß errichteten Privat-Forst-Institut werden sowohl durch mich selbst, als durch einen hiezu eigends angestellten Lehrer nachfolgende Forst- und Hülfswissenschaftliche Gegenstände in verschiedenen Coursen, wovon der Sommer-Cours mit dem Monat May, der Winter-Cours aber mit dem Monat November anfängt, gelehrt:

Durch mich selbst

I. Allgemeines Forstwesen; bestehend in
Übersicht und Endzweck desselben,
Forstphysiologie,
Allgemeine Grundsätze oder Ansicht der Holzzucht,
Ausgedehnte Forstbotanik,
Ausgedehnte Holzzucht,
Forstschutz,
Forstsicherung,
Taxation,
Technologie.

II. Einführung und Zuziehung zu praktischen Waldarbeiten, grundsätzliche Holzhiebsführungen, Culturen aller Art, Anlegung und Wartung von Saat- und Pflanzschulen, Kenntniß der Einsammlung, Behandlung und Aussaat der Saamen, auch alles, was nur dem ausübenden Forstmann vorzukommen pflegt.

III. Den protokollarischen Forstrevisionen werden die Herren Forstpraktikanten beygezogen.

— o —

IV. In einem eigenen Collegio practico wird Einführung in alle schriftlichen Geschäfte gelehrt; dieses geht von den Arbeiten des gemeinen Försters an, bis zu den Schreibstuben-Amts- und direktiven Geschäften; auch werden hierbey öfters Fragen zur Ausarbeitung aufgeworfen.

V. Eigentliche Forstdirection wird gelehrt, und

VI. Hohe und niedere Jagd, mit Thierkunde verbunden.

Durch meinen Beylehrer
an Hülfswissenschaftlichen Gegenständen:
1.) Mathematik; nämlich:
Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Waldausmessungen, Forststereometrie.
2.) Planzeichnung.
3.) Physik und Chemie, so viel im engern Sinne für den Forstmann nöthig ist.
4.) Deutsche Sprache und Stylübungen, verbunden mit Logik.
5.) Correctur der im Collegio practico gelieferten Aufsätze.

In der Woche einmal ist forstliterarische Abendgesellschaft bey mir, wo über wichtige Materien gesprochen wird, auch zugleich die allerneusten Schriften gesellschaftlich gelesen und beurtheilt werden.

Nähere Nachrichten gebe ich sogleich auf jede an mich gelangende Briefe.

Freiherr von Drais,
Großherzoglich Badischer Kammerherr und Oberforstmeister,
der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens Mitglied.

Anzeige für das Forstlehrinstitut in Drais' Forstlehrbuch (Ref. 8)

Reichlich überqualifiziert zieht der Studienabgänger also zum Onkel nach Schwetzingen und korrigiert die Aufsätze der Forstpraktikanten des Forstlehrinstituts. Der Onkel hat inzwischen sein Forstlehrbuch[8] verfasst, und zwar den ersten Band. An dessen Ende wirbt er für sein Institut und erwähnt einen Beilehrer. Dieser ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Karl Drais, denn dessen Fächer decken sich mit Drais' Studieninteressen. Womöglich hatte er gehofft, bei der bevorstehenden Berufung des Onkels an die Universität sich weiter nützlich machen zu können, obwohl für Professoren damals Assistenten unüblich waren. Doch in diese Idylle landet Minister Sigismund von Reitzenstein einen Coup – auch sonst kein Freund der Draisens. Der Herrscher beruft den württembergischen Freiherrn von Sponeck, einen Verwandten seiner zweiten Frau, der Gräfin von Hochberg, auf den Forstlehrstuhl der Universität. Dessen Studenten kommen nun ins Schwetzinger Arboretum, um sich Setzlinge abzuholen. Da ist es verständlich, dass dem Onkel Drais der Kragen platzt und er um Versetzung bittet. Diese wird 1807 gewährt, nach Freiburg. Er braucht sein Lehrbuch nicht mit einem zweiten Band fortzusetzen, denn einen zweien Forstlehrstuhl wird es in Baden nicht geben.

Karl Drais bleibt in Schwetzingen zurück und fragt nach weiterer Verwendung an. Inzwischen geprüft wird er besoldeter Forstin-

Der Gartenphaeton war in den Jahren 1775–1803 wohl im Schwetzinger Schlossgarten im Einsatz (Deutsches Museum München)

spektor beim Oberforstamt Schuttern. Dafür hätte er besser Jura studiert, denn die Gemeinde liegt in einem Rechtsstreit mit dem Hof um den Gemeindewald. Sein Vorgesetzter behandelt ihn wie einen Praktikanten und lässt ihn nichts selbst entscheiden. Vater Drais erkennt dies und beantragt die Beurlaubung des Sohns, damit dieser bei Hofe in Karlsruhe auf sich aufmerksam machen kann.

Obwohl noch zum Forstmeister ohne Amt ernannt, hat Karl Drais diese Funktion kaum ausgeübt, dafür aber zwei Jahre als Forstlehrer gewirkt. Auch seine Reise zum Fellenbergschen Mustergut Hofwil bei Bern mit den zwei Schulen zielte wohl auf eine Anstellung als Lehrer. Stattdessen betätigt sich der Leibniz-Jünger in Karlsruhe mit Binärmathematik, wozu er später in Mannheim ein Büchlein[9] veröffentlicht und sich mit Erfindungen hervortut, als Weißer-Kragen-Erfinder ohne eigene Werkstatt, wovon man in vorindustriellen Zeiten nicht leben konnte. Aber noch liefen sein Gehalt und die Fourrage für sein Dienstpferd weiter.

Der Schwetzinger Gartenphaeton 1775–1803

In der firmengesponserten Halbjahreszeitschrift »Achse, Rad und Wagen« für Kutschengeschichte erschien 2001 ein Aufruf

des Münchener Kunsthistorikers Dr. Rudolf Wackernagel, am Projekt der anstehenden Katalogisierung der Staats- und Galawagen der Wittelsbacher[10] mitzuarbeiten. Die einzige Rückmeldung erfolgte durch den Verfasser mit dem Hinweis, dass der seit 80 Jahren im Deutschen Museum ausgestellte Gartenphaeton wohl ursprünglich im Schwetzinger Schlossgarten benutzt worden war.

Denn die Karlsruher Gutachter hatten zu einem Privileggesuch des dann 28-jährigen Karl Drais – mehr dazu weiter unten – geschrieben: »dem Vernehmen nach soll auch zu des seligen Carl-Theodors Zeiten im Schlossgarten zu Schwetzingen eine solche Fahrmaschine existiert haben, welche durch eine Person [Lakai] von hinten getreten und durch das Treten mit einer vornen in derselben sitzenden zweiten Person [Kurfürst Carl-Theodor] fortgefahren werden konnte.«

Dies verdichtete sich zur Gewissheit, denn Carl Theodor, bald Erbe Bayerns, hatte im Gegensatz zu den anderen Wittelsbachern rege Beziehungen zum englischen Königreich gehabt. Hofarchitekt Nicolas de Pigage hatte das elegante Gartenwägerl, wie es im Inventar des Münchener Marstalls genannt wird, bei einem Besuch in London 1775 fertig gekauft, vermutlich aus einem nicht ausgelieferten Auftrag. Dafür wurde der Schwetzinger Schlossgarten topfeben angelegt, damit der Lakai seine 6 km/h erreichen konnte, wozu sogar vorzeitliche Grabhügel angeschnitten wurden.

Aus dem guten Erhaltungsgrad ist zu schließen, dass der Gartenphaeton nicht oft benutzt wurde, was sich dadurch erklärt, dass Carl-Theodor schon 1778 nach München wegzog, nachdem er Bayern geerbt hatte. Dort gab es um das königliche Schloss herum keinen geeigneten Garten, also blieb der Gartenphaeton weiterhin in Schwetzingen, bis man die bewegliche Habe nach München abtransportierte. Wann genau dies erfolgte, ist im Generallandesarchiv zu Karlsruhe, das einige Schwetzinger Akten besitzt, nicht dokumentiert, ebenso Fehlanzeige im Bayerischen Staatsarchiv zu München. Andererseits hat Karl Drais, der sich im Oktober 1803 an der Universität Heidelberg einschrieb, mit Sicherheit seinen im selben Jahr nach Schwetzingen versetzten Onkel im Forsthaus am Schloss aufgesucht.

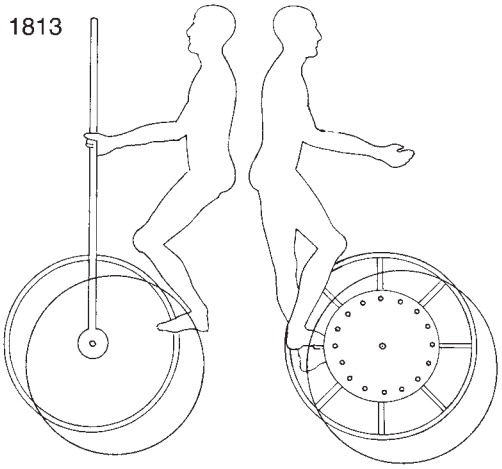
Hat Drais den Gartenphaeton gesehen?

Nach mehr als 200 Jahren ist man mangels einer Dokumentation der Umzüge nach München auf Indizienbeweise angewiesen. Da Schloss Schwetzingen dem nunmehr bayerischen König Carl Theodor auch nach seinem Weggang 1778 weiterhin gehörte, gab es keinen Grund, den Gartenphaeton nach München zu bringen, zumal laut dortigen Verzeichnissen der königlichen Wagenburg, also des Marstalls, ein mit drei Winden angetriebenes Wägerl vorhanden war. Dies änderte sich natürlich, als 1803 Schwetzingen ans Großherzogtum Baden fiel, und um diese Zeit dürfte der Abtransport der beweglichen Habe stattgefunden haben. Ein neueres Verzeichnis (BSV. Inv0195) kann nur einen zeitlichen Rahmen liefern. Ein loses Titelblatt besagt: »Wagenburg-Inventarium von 1799 bis 1811«, aber die Einträge sind nicht chronologisch, sondern nach Sachgruppen angeordnet. Der König war 1799 gestorben, und sein Nachfolger veranlasste offenbar das neue Inventar, worin Neuzugänge nicht erkennbar oder datiert sind.

Das stärkste Indiz ist jedoch, dass Drais seinem Prototyp einer Fahrmaschine genau dieselbe Anordnung von Fahrzeuglenker vor

Fußarbeiter gab und nur den Antriebsmechanismus radikal vereinfachte – darüber weiter unten mehr. Der Gartenphaeton in der Schlossremise war ein Spitzenprodukt englischen Kutschenbaus und der erste einigermaßen erfolgreiche Muskelkraftwagen, den es außer in England wohl nirgends sonst in Deutschland gab. Das vierbändige Standardwerk[11] des damaligen Kutschenbaus vom königlich-baierischen Wagenbau-Inspektor Ginzrot widmet dem Wunderwerk ganze zwei Seiten und eine eigene Kupferstichtafel. Grund- und Aufriss des »mechanischen Werks in dem hintern schwarzen Kistlein« werden gezeigt und die Funktionen beschrieben: Der Aufriss »stellt die zwey Tretthebel vor, worauf der Bediente hinter dem Chaisenkasten steigt, um ihn voran zu treiben, die zwey breiten Teller, worauf die Füsse ruhen, sind mit den grossen hölzernen Scheiben mittelst eines in der Furche laufenden Stricks oder ledernen Riemens verbunden, so dass der Diener trachten muss, den einen Fuss immer an sich zu ziehen, so wie er den anderen ausdehnt; sobald als der Diener auf den hintern flachen Theilen des Wägels steht, so lauft dieses Fahrwerk schon voran, und wie er mit dem anderen Fuss auftritt, so dreht sich auch die zweyte Scheibe mit der nämlichen Wirkung.«

Klingt kompliziert, hat aber funktioniert. Drais dürfte ebenso fasziniert gewesen sein, obwohl er nach seinem Studium bei den Heidelberger Technologen , wo das Wunderwerk nebenan in Schwetzingen ebenso thematisiert worden sein dürfte, sich eine differenzierte Meinung gebildet haben wird. Wie sich 14 Jahre später herausstellte, war dieses sein erstes Interesse am Landverkehr, ein Schlüsselereignis für den Urknall des mechanisierten Individualverkehrs ohne Pferd, der seit Karl Benz motorisiert den Erdball flächendeckend erobert hat.

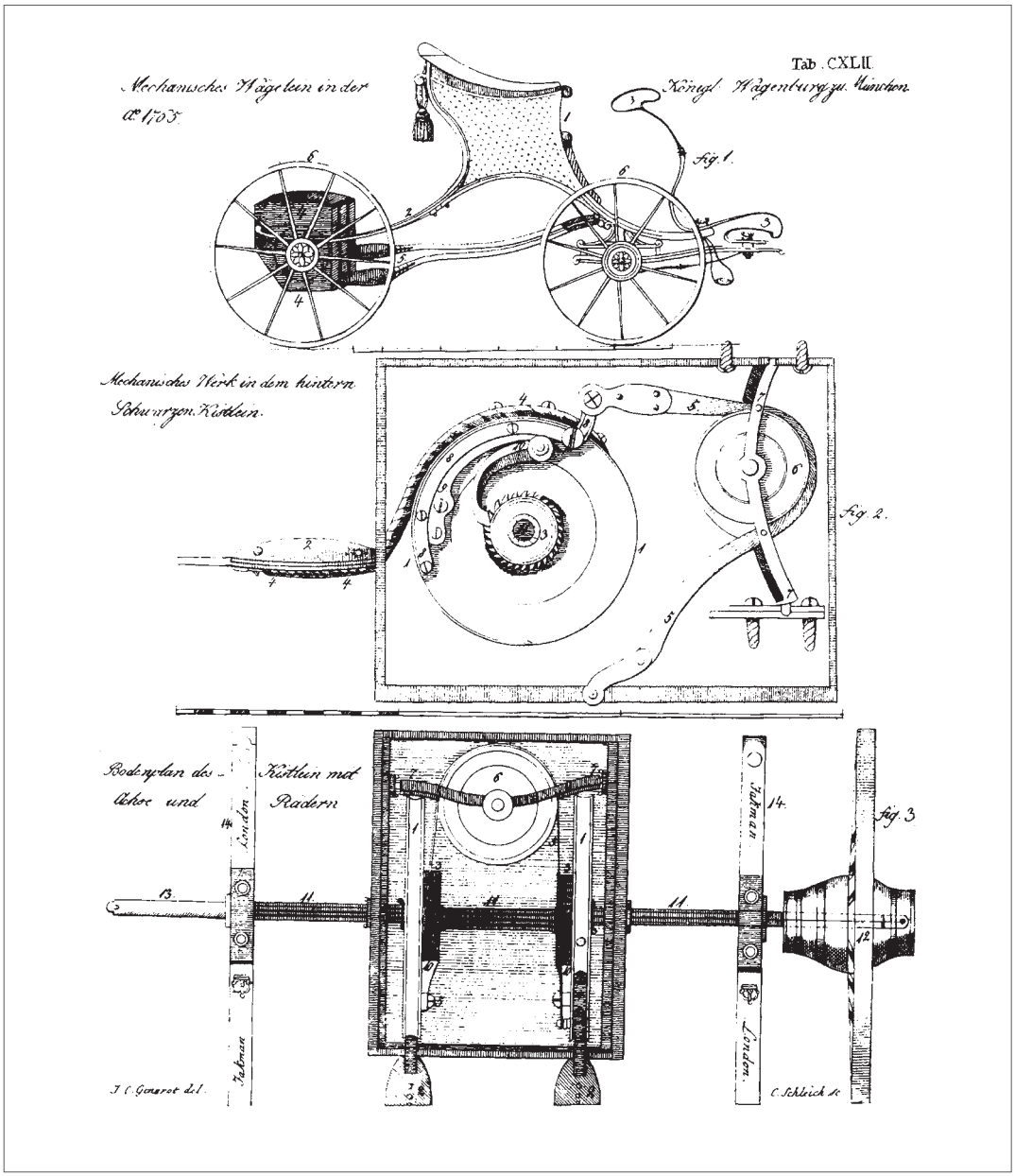


Vierrädrige Fahrmaschine des Erfinders (Rekonstruktion: Lessing)

Erste schlechte Ernte 1812 – der Haferpreis steigt

Wie heute der Benzinpreis den Autoverkehr, so bestimmte damals der Hafer- und Heupreis den Pferdeverkehr. Und wie man nach der Ölkrise über Alternativen zum Verbrennungsmotor nachdachte, so brütete angesichts der schlechten Ernte der 27-jährige Drais in Mannheim, der bis dahin zum Landverkehr nichts erfunden hatte, über einer Lösung für den gestiegenen Haferpreis.

Die früheste Nachricht über die Drais'sche Fahrmaschine ist dem »Badischen Magazin« vom 22. Dezember 1813 zu entnehmen, wonach Zar Alexander beim Besuch der Schwiegermutter Amalie von Baden diesen vierrädrigen Muskelkraftwagen vorgeführt bekommen hat und zu Drais äußerte: »Das ist ja genial!« sowie ihm einen Brillantring schenkte. Da war Drais' Gesuch um ein Privileg schon eingereicht, doch ein Beamter konnte unmöglich ein Monopol auf den Verkauf im Großherzogtum erhalten, denn es galt für Beamte das Nebentätigkeitsverbot, wie heute noch.



Im Ginzrot (Ref. 11) der Gartenphaeton von 1775 (nicht 1765)

Vater Drais, mittlerweile Oberhofgerichtspräsident, hatte deshalb zu einer Lizenz statt des Verkaufs geraten, aber die Gutachter urteilten dennoch negativ und wiesen auf das Schwetzinger Vorbild hin. Bezeichnenderweise ging Drais in seiner Replik mit keinem Wort darauf ein.

Tatsächlich folgt die Anordnung der Fahrmaschine weitgehend dem Schwetzinger Gartenphaeton: untätiger Fahrzeuglenker vorn

– tretender Fußarbeiter hinten. Bis zu zwei weitere Passagiere sollten mitfahren können. Doch den Antrieb hat der auch sonst ergonomisch denkende Drais radikal vereinfacht. Der Fußarbeiter tritt in ein Tretrad, das zwischen den Hinterrädern sitzt und mit der Hinterradwelle starr verbunden ist. Damit sind die vielerlei Reibungsverluste des Gartenphaetons vermieden. In seiner Veröffentlichung[12], die erst 1816 im Druck erschien, schreibt Drais, was ihm am Gartenphaeton missfiel: »Zwar gab es schon früher Versuche, ein Fuhrwerk durch Maschinerie vorwärts zu bewegen; aber diese Maschinerie war schwerfällig in Überwältigung der Friktion, kompliciert, und daher noch nie für einen merklichen praktischen Gebrauch tauglich.«

War schon der Prototypenbau beim örtlichen Wagner kostspielig, so erst recht die Reise zum Wiener Kongress 1814, um die Fahrmaschine den dort versammelten Fürsten vorzuführen. Vater Drais unterstütze den Sohn finanziell, geriet darüber aber selbst in Schwierigkeiten. Vorher ließ dieser den Antrieb noch auf eine Kurbelwelle zwischen den Hinterrädern umbauen, in die der Fußarbeiter direkt trat. Jetzt konnte letzterer ebenfalls in Fahrtrichtung blicken. Drais kannte den Kurbelantrieb also genau, konnte ihn aber dann beim Zweirad nicht einsetzen, da wegen der Balancierangst die Leute nie und nimmer auf den sicheren Bodenkontakt mit den Füßen verzichten wollten.

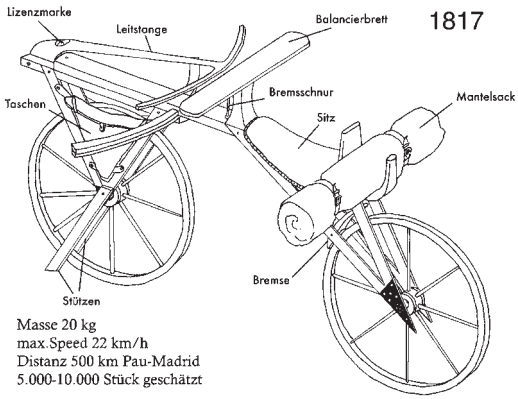
Die Fürsten in Wien waren dabei, nach Napoleon Deutschland neu aufzuteilen und sorgten sich nicht so sehr um den hohen Haferpreis, als dass sie über Alternativen hätte nachdenken müssen. Drais hatte für Muskelkraft argumentiert und damit sein Motiv bekannt gemacht: »In Kriegszeiten, wo die Pferde und ihr Futter oft selten werden, könnte ein solcher Wagen […] wichtig seyn.«

Jetzt herrschte zwar nicht mehr Krieg, aber Hafermangel wegen weiterer Missernten. Frustriert wandte sich Drais anderen Erfindungen zu – für Landmesser oder für Treidelschiffer.

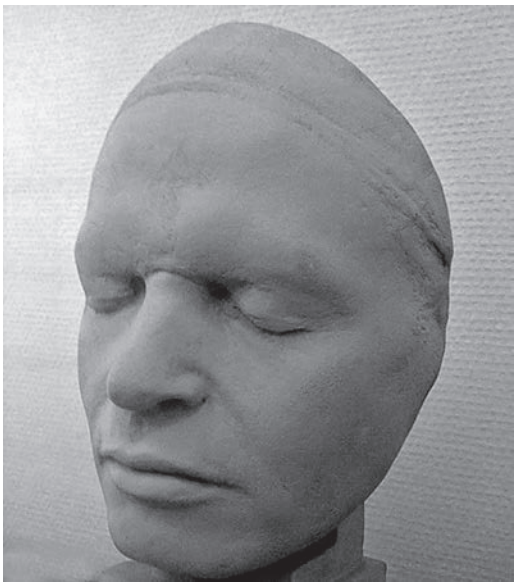
Das Jahr ohne Sommer 1816 – totaler Ernteausfall

Die weltweite Klima- und Hungerkatastrophe, auch als Tambora-Kälte bezeichnet, ist erst in den letzten Jahrzehnten wieder in den Blickpunkt gerückt, obwohl der Zusammenhang mit der superkolossalen Eruption 1815 des Tambora östlich von Java bereits vor hundert Jahren erkannt wurde. Dass der Klimasturz im »Jahr ohne Sommer« 1816 mit Schneefällen in den USA und Dauerregen, »die letzte große Überlebenskrise des Abendlands«, mit Ernteausfall, Hungersnot, Viehsterben und Auswanderung als Folgen so gründlich in Vergessenheit geriet, hat aber außer der Verdrängung unangenehmer Erinnerungen auch einen verborgenen Grund.

Forscher auf dem Gebiet stellen eine problematische Quellenlage fest, nämlich dass der



Zweirädrige Maß-Laufmaschine mit Optionen (Umzeichnung: Joachim Lessing †)



Wiederentdeckte Lebendmaske von Neffe Karl Drais (Musée de l›Homme, wohl 1818)

Berichterstattung der Presse kaum zu trauen ist, weil die Zeitungen wegen der üblichen Vorzensur und Nachzensur bis auf die Marktpreise nicht redaktionell über die Notsituation berichten durften. Im voreilenden Gehorsam wurden sogar oft beschönigende Berichte verfasst. Offenbar sollte besonders die Nachricht von Brotunruhen in Frankreich mit Plünderung von Mühlen und Bäckereien nicht weiter verbreitet werden, um nicht zur Nachahmung anzuregen. Über ähnliche Vorkommnisse im Deutschen Bund konnte man nur aus handschriftlichen oder retrospektiven Berichten und ausländischen Zeitungen etwas erfahren, wie etwa eine Kartoffelplünderung am Mittelrhein.

Eine globale Nennung des Pferdesterbens *(mortalité des chevaux)* findet sich im Finanzbericht der französischen Abgeordnetenkammer an den König (*Journal du Commerce* vom 23.12.1817), welcher der Klimakatastrophe einen Absatz widmet: »Aber zum Ende des nämlichen Jahres 1816, und in den letzten Monaten [1817] sind die unglücklichsten und bisher beispiellosen Ereignisse eingetreten: darunter der Ausnahmezustand einer ständig regnerischen Jahreszeit […], Mangel oder schlechte Qualität des Futters, das Pferdesterben etc.«

Näher aus Baden gibt es den Brief[13] der Schriftstellerin Rahel Varnhagen von Ense aus Karlsruhe: »Hungersnoth vor der Thür: Theurung, die jeden geniert; solche Noth, dass man gar nichts anders hört, und es ein jeder hört; man es von einem jeden hört; im Oberland [Süden Badens], einige Meilen von hier, ißt man Brot aus Baumrinde, und gräbt todte Pferde aus; Man sieht allen Gräueln entgegen.«

Der großherzoglich-badische Hoftierarzt in Karlsruhe berichtete[14] zwei Jahre danach von einem zumeist tödlichen Nervenfieber (d. h. Muskelfieber), das 1817 unter den unterernährten Pferden der Gegend grassierte.

Kein Zufall also, dass sich Drais wieder mit der Muskelkraft befasste und im Juni 1817 mit seinem zweirädrigen Reitpferd-Ersatz namens Laufmaschine[15] an die Öffentlichkeit ging. Als Beamter hielt er sich an die Zensur. Deshalb gab es diesmal kein gedrucktes Wort über Futtermangel und Pferdesterben von ihm, bloß »die Idee ist von dem Schlittschuhfahren genommen.« Drais hat also nach seiner Beschäftigung mit anderen Erfindungen dann 1816/17 auf die Hungerkatastrophe reagiert und sich wieder dem Landverkehr zugewendet. Auch die Zeitgenossen erkannten den Zweck der Erfindung. In Frankreich schrieb der schriftstellernde Comte de Ségur im »Journal de Paris« vom 14. April 1818, als der Hunger schon fast vergessen war: »Der Wunsch, diese merkwürdigen Fuhrwerke zu sehen, die den Luxus von Pferden abzuschaffen und den Hafer- und Heupreis zu senken gedacht sind, war das einzige Motiv meines langen Spaziergangs.« Die »Lessing-These«

Drais-Sohn Friedrich, Oberforstmeister, starb konvertiert als Pater Pius im Kloster Beuron (Foto: Lessing)

von der Zweirad-Erfindung als Ersatz bei drohendem Reitpferdemangel erscheint nunmehr als gesichert.

Fazit also: Eine kleine Eiszeit fürs Schlittschuhfahren, ein anglophiler Kurfürst, ein Gartenphaeton mit Lakaienantrieb, eine Vulkaneruption mit nachfolgender Klimakatastrophe und ein heller Kopf mussten zusammenkommen, um den alten Traum vom individuellen Fortkommen ohne Pferd zu realisieren. Und Schwetzingen war dabei. Unserem größten Erfinder der Goethezeit wird 2017 zum 200. Geburtstag des Fahrrads weltweit gehuldigt werden.[16]

Anmerkungen

1 James J. Flink: The Automobile Age. Cambridge, MA 1988.
2 Hans-Erhard Lessing: Automobilität – Karl Drais und die unglaublichen Anfänge, Leipzig 2003.
3 Max Scheifele, in: Peter Weidenbach (Hg.): Biographien bedeutender Forstleute aus Baden-Württemberg. Stuttgart 1980.
4 F. H. G. von Drais: »Über den Lerchenbaum«; Neues Forstarchiv 25 (1801) Seite 3 ff.
5 Zur SWR-Sendung »Ich trage einen großen Namen« über Karl Drais am 22.5.2011 kam ihre Ururenkelin Elke Hinrichsmeyer.
6 Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe. Karlsruhe 1815 (Reprint 1938) S. 90.
7 Hans-Erhard Lessing: Technologen an der Universität Heidelberg. In: Wilhelm Doerr (Hg.): Semper Apertus. Band II, Heidelberg 1986.
8 F. H. G. von Drais: Versuch eines Lehrbuches der Forstwissenschaft. Band 1, Gießen 1807
9 K. F. C. L. von Drais: Dyadik – Einleitung zum Rechensystem. Mannheim 1814.
10 Rudolf Wackernagel (Hg.): Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. Stuttgart 2002 (bei den Jahreszahlen sind einige Druckfehler stehen geblieben).
11 Johann Christian Ginzrot: Die Wagen und Fahrwerke … und der Kutschenbau usf., 4 Bände, München 1830 (Reprint Hildesheim 1979).
12 K. F. C. L. von Drais: Ein Wagen, der ohne Pferde läuft. In: Neues Magazin aller neuen Erfindungen usf., 3. Band, 3. Stück, Leipzig 1816.
13 Rahel Varnhagen von Ense: Ein Buch des Andenkens an ihre Freunde. Zweiter Theil, Berlin 1834 – zitiert nach Gesammelte Werke, Bd. 2. München 1983, S. 455.
14 Georg Friederich Tscheulin: Beschreibung und Heilung des Nervenfiebers, welches im Frühjahr und Sommer 1817 unter den Pferden und in der Gegend geherrscht hat. Karlsruhe 1819.
15 Hans-Erhard Lessing: Karl Drais – Erfinder, Beamter und Demokrat. In: Badische Heimat 4/2015 S. 539–545.
16 Tony Hadland und Hans-Erhard Lessing: Bicycle Design – An Illustrated History. Cambridge, MA 2014.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hans-Erhard Lessing
Rheinzollstraße 16
56068 Koblenz

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied

0,– Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BB Bank

So muss meine Bank sein.

Beheimatung: Die subjektive Dimension der Heimat

Heinrich Hauß

Individualisierung und Enträumlichung werden als die beiden grundlegenden gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen interpretiert, die notwendigerweise zu dem subjektiven Heimatbegriff »Beheimatung« führen, der von Beate Mitzscherlich in ihrer Publikation 1997 entwickelt und von Renate Zöller 2015 wieder aufgenommen wurde. Der »tätigkeitsorientierte« Begriff der Beheimatung zieht nach Jahrzehnten die Konsequenzen aus der Individualisierungstheorie für eine neue und zeitgerechte Deutung von Heimat. Der traditionelle Heimatbegriff (Status) wird durch einen psychologischen (Prozess) ersetzt. Neben der Individualisierung ist die Ablösung der Heimat von einem »festen Ort« die wichtigste Veränderung des Heimatbegriffs in den letzten Jahrzehnten. Es ist an der Zeit, dass sich Heimatvereine mit den Konsequenzen dieser Entwicklungen für ihre Struktur und ihre Zielsetzungen beschäftigen. Im Übrigen sind Integrationsangebote, die in der Zukunft den Flüchtlingen gemacht werden sollen, ohne subjektive Aneignung und Gestaltung überhaupt nicht denkbar.

I. Individualisierung und Enträumlichung des Heimatbegriffs

»Heimat ist kein Ort«

In den letzten 20 Jahren haben zwei grundlegende gesellschaftliche und kulturelle Veränderungen zu einer neuen Definition des Heimatbegriffes geführt. Grundlegend für den neuen Heimatbegriff sind zwei langfristige Entwicklungen: 1. die »Individualisierung« und 2. die »Enträumlichung« des Heimatbegriffes[1].

Die Individualisierung führt zu einer neuen Bewertung des Subjekts im Prozess der Beheimatung, die Enträumlichung zu einer Relativierung des Ortes und der Reduzierung auf temporäre Bindungen.

Individualisierung besagt, »dass individuelle Lebenslagen heute nicht mehr aus schicht- oder milieuspezifischen Mustern ableitbar sind, sondern aufgrund wachsender Optionsvielfalt […] individuell ausdifferenziert sind«[2]. Nachdem sich der Prozess »einer Befreiung von Bindungen aller Art«[3] beschleunigt hat, sind Subjekte so in der spätmodernen Gesellschaft gezwungen, »sich selbst fortwährend zum Thema zu machen.« Individualisierung findet dort statt, wo das kollektiv Gegebene

Aus dem Prospekt des ZKM zur Veranstaltung: »Dem Fremden mit Offenheit begegnen«

durch subjektive Aktivität ersetzt wird, Besitz durch Prozess. Ich halte die Individualisierung für zwingend und unumkehrbar. Sie betrifft alle gesellschaftlichen Bereiche. Sie verändert selbstverständlich auch das Verhältnis zur Heimat.

Die Individualisierung des Heimatbegriffes folgt nach Peter Sloterdijk deshalb einem »epochalen Trend hin zu individualisierten Lebensformen«[4]. Beate Mitzscherlich spricht in ihrer Studie von einer »zunehmenden Innerlichkeit« des Heimatbegriffs als »einem Ausdruck einer kulturellen Entwicklung, die mit der Aufklärung, Veränderung und Pluralisierung eindeutig abgrenzbarer, überschaubarer und unumgänglicher Lebensweise zu tut hat«[5]. »Je weniger selbstverständlich die darauf beruhenden sozialen Einbindungen und Zugehörigkeiten und je differenzierter die darin möglichen Lebensformen sind, um so mehr wird Heimat zum subjektiven Problem«[6]. Je nach Sicht verdankt sich die Individualisierung psychopolitischen Zwängen[7] oder einer bewussten »Abkoppelung« der Subjekte von der Gesellschaft[8].

Zu den lebenspraktischen Folgen der Individualisierung gehören die Befreiung von falschen Sicherheiten, Befreiung aus traditionellen Bindungen und Abhängigkeiten, Aufgabe der Vorstellung vom Subjekt als einer »fest gefügten Entität«, das Freiwerden einer Vielzahl eigenständiger Lebensformen, Denkweisen und Handlungsentwürfen, der Plural »kleiner« Erzählungen, Rückbindung der »Wahrheit« an das das Subjekt[9].

Beate Mitzscherlich nimmt in ihrem Buch »Heimat ist etwas, was ich mache« den allgemeinen Trend zur Individualisierung zum Anlass, nach der »subjektiven Dimension von Heimat« zu fragen: »Ich will wissen, was Heimat für einzelne Menschen ist und wie Heimat von einzelnen Menschen gemacht wird«[10]. Über Heimat kann man infolgedessen »nicht mehr anders reden als […] in einem hohen Maße subjektiv«[11]. Dazu werden reale, raum- bzw. ortsgebundene Erfahrungen, die früher für Heimat bestimmend waren, in die »Innerlichkeit« der Subjekte verlegt. Ein den Subjekten vorgeordnetes, selbstverständliches Heimatverständnis wird damit aufgegeben. An seine Stelle tritt »ein subjektiv bestimmtes Verhältnis zu einer Umgebung«[12]. Heiner Keupp hat in den Vorwort zu Mitzscherlichs

Buch das Anliegen so zusammengefasst: »Heimat verliert den Status des Selbstverständlichen und wird zum Gegenstand reflexiver Vergewisserungsversuche des Subjekts«[13].

Es handelt sich um die Verlegung der Heimat vom Draußen des Ortes in das Innen des Subjekts und die Verabschiedung eines stabilen Heimatbegriffs zugunsten der Aktivität des Subjekts. Anders gesagt, der topografische Ort verliert seine Bedeutung zu Gunsten des sozialen Ortes.

II. Nicht-Orte und »Orte ohne Selbst«

Die Enträumlichung von Orten bzw. von Heimat wurde von verschiedenen Autoren behandelt, von Marc Augé in seinem Buch »Nicht-Orte« von 1992 (dt. 1994), von Zygmut Bauman in »Flaneure, Spieler und Touristen« (1997); und von Peter Sloterdijk in den Aufsatz »Der gesprengte Behälter« (1999).

Marc Augé hat die Nicht-Orte als neues Objekt der Anthropologie beschrieben. Nicht-Orte werden im Gegensatz zu anthropologischen Orten, die »nachhaltig von sozialen Beziehungen geprägt sind«[14], »nur zeitlich vorübergehend oder als Durchgangsraum genutzt«[15]. Nicht-Orte sind Transiträume wie Einkaufszentren, Flughafenterminals, die weder eine Identifikation mit dem Ort selbst noch identitätsstiftende Bezugnahme aufeinander oder die Entwicklung einer gemeinsamen Geschichte zulassen. Nicht-Orte sind nach Marc Augé Ausdruck und Raum der »Übermoderne«. Die Übermoderne ist durch drei Figuren gekennzeichnet: der Überfülle des Ereignisses, des Raumes und der Individualisierung der Referenten. Die Hypothese Augés ist nun, dass die Übermoderne die Nicht-Orte hervorbringt.

Zygmunt Bauman hat das »Lebensspiel des postmodernen Menschen« unter der Metapher Tourist und Vagabund zu fassen versucht. Charakteristisch für beide ist, dass »sie sich nicht an den Ort binden lassen«[16]. Er spricht geradezu von einer »Furcht vor der Heimatgebundenheit, der Furcht, an einen Ort gebunden zu sein«.

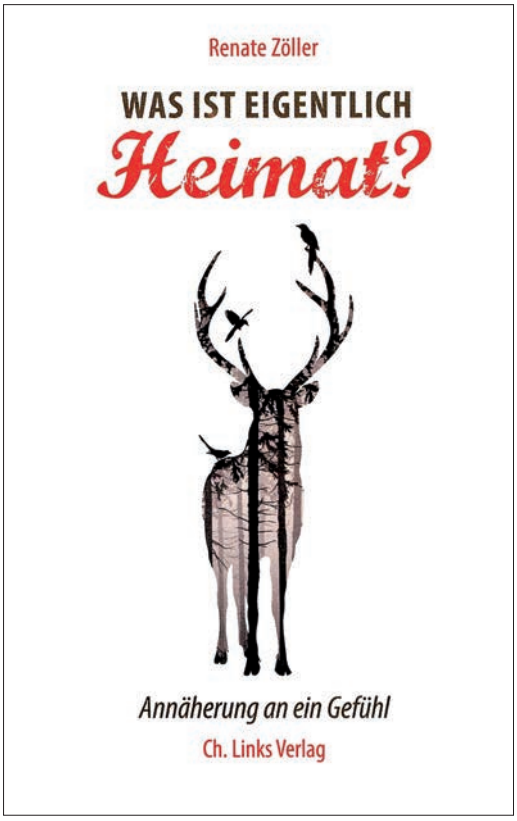
Nach Sloterdijks Essay »Der gesprengte Behälter« hat sich die bisher als selbstverständlich angenommene »Verflechtung von Orten und Selbsten« gelockert mit der Konsequenz, dass wir heute zwei Extreme antreffen: »Selbst ohne Ort und Ort ohne Selbst«. Der Ort ohne Selbst entspricht Marc Augés »Nicht-Ort«. Sloterdijk ordnet diesen Orten ähnlich wie Augé »Transiträume« zu wie »Bahnhöfe, Flughäfen, Straßen, Plätze, Einkaufszentren«. Menschen kommen an solchen Orten zusammen, »ohne jedoch ihre Identität an die Lokalität binden zu wollen«, denn sie sind für »limitierte Aufenthalte« entworfen. Die Verweigerung, sich an einen Ort zu binden, deutet Sloterdijk als »Schwächung der traditionellen ethnischen Containerimmunitäten«. Menschen koppeln sich von sie bisher schützenden »Gesellschaftskörpern« ab und suchen »private Versicherungsarrangements«. Interpretiert man Heimat als »Ort des guten Lebens«, dann wird der Ort sich immer weniger dort vorfinden, wo man durch Zufall der Geburt schon ist. Er muss […] »durch Lebenskünste und kluge Allianzen fortwährend neu erfunden werden«[17].

Wie auch immer, wir haben zumindest bei der jüngeren Generation mit »transitorischen, unruhigen und von vielen Orten geprägten Lebensverhältnissen« zu rechnen[18]. Der bisherige Ort der Heimat wird depotenziert, er verliert seine lebensprägende Bedeutung und Einmaligkeit (Heimat als Kindheitsumgebung).

III. »Heimat ist kein Ort« und Rückbindung an den Ort

Die Verweigerung, sich an einen Ort zu binden, findet seinen präzisen Ausdruck in dem Satz: »Heimat ist kein Ort«. Heimat ist kein Ort, wenn die Bindung an einen Ort nicht mehr selbstverständlich vorausgesetzt werden kann. Es ist aber durchaus auch eine Rückbindung an den Ort vorzustellen. Sie ist überall dort möglich, »wo ich partizipieren und Verantwortung übernehme.« »Wer sich wirklich beheimaten will, muss das Gefühl haben, er kann seine Integration am neuen Ort selbst beeinflussen«[19]. Orte werden entzaubert, depotenziert[20].

Orte werden nicht mehr als Heimat in einem »für allemal erreichten Status«[21] wahrgenommen, sind nicht mehr ein von Subjekt unabhängiges, kollektives Sinnangebot. Die Option Beheimatung erfordert ein Umdenken. Heimat ist zunächst nicht mehr von einem Ort her zu denken, sondern vom Subjekt her. Das Subjekt befindet sich zuerst und zunächst in einer »Umgebung«, die erst durch die sozialen Beziehungen zu einem Ort wird. Die bisherige Grundlage der Heimatkonzeption, dass nämlich Heimat »immer zunächst räumliche Heimat« sei, muss überdacht werden. Im Zusammenhang mit der Globalisierung und Digitalisierung stellt Wilhelm Schmid fest, dass sich »immer mehr Menschen von der Heimat als einem festen Ort« ablösen und »sich unterwegs zu Hause fühlen«[22].



Beate Mitzscherlich hat die Dimensionen der Beheimatung auf folgende Formel gebracht: Beheimatung ist ein »ständiger und möglicherweise lebenslanger Prozess, der mit der Aneignung und Gestaltung von Orten, sozialen Beziehungen, kulturellen Orientierungen und Herstellung von subjektivem Sinn zu tun hat«[23]. Das Neue ist, dass Beheimatung ein mehrdimensionales Geschehen der Sinngebung ist. Im Gegensatz zu dem traditionellen Heimatbegriff, der davon ausgeht, dass Heimat nur an »einem eindeutigen und einheitlichen Ort zu finden ist«[24], spielt Beheimatung in einer »Vielfalt von lebensweltlichen Bezügen« statt. Heimat ist von nun an »zu finden, zu bestimmen und zu gestalten«, und zwar in einem je individuellen Prozess »des Sich-Verbindens mit anderen Menschen, den eigenen Bedürfnissen und den Orten dieser Welt«.

IV. Die neue Herausforderung

Der den gesellschaftlichen und kulturellen Anforderungen angepasste Heimatbegriff der Beheimatung kann hinreichend mit dem »epochalen Trend zu individualisierten Lebensformen« begründet werden, er lässt sich aber auch begründen mit den neuen Herausforderungen, den die Flüchtlinge an uns stellen. Darauf hat Renate Zöller hingewiesen. Sie fordert zu Recht, dass »der moderne Heimatbegriff dieser Realität angeglichen werden muss«[25]. Klar ist, dass wir den neu Angekommenen nicht unsere »fertige« Heimat einfach zur Übernahme anbieten können. Vielmehr muss ihnen die Gelegenheit geben werden, »ihr neues Zuhause mitzugestalten«. Die Heimatvereine sind meiner Ansicht nach noch weit davon entfernt, das Problem in voller Tragweite erkannt und diskutiert zu haben. Josef Kreuzberger sieht zumindest in dem »Integrationsangebot« der Heimatvereine einen wichtigen Gestaltungsbeitrag im Rahmen »der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung«[26]. Dr. Frank Mentrup, Oberbürgermeister von Karlsruhe, hat in einer Veranstaltung zu den Heimattagen am 24.9.2015 drei Strategien genannt, mit denen Asylanten zu begegnen seien. Sie seien zunächst nach ihrem So-Sein zu befragen, man müsse vermeiden, sie ändern zu wollen und drittens, man müsse den Asylanten helfen, hier anzukommen.

Anmerkungen

1 Auf die beiden Tendenzen habe ich bereits in Heft 4/2015, Seite 624 hingewiesen. Mehrere Anlässe haben mich gezwungen, mich mit der Thematik näher zu befassen. Einmal die Publikation von Beate Mitzscherlich und Renate Zöller, die beiden Aufsätze von Vogel und Zöller in der SH 2015. Dann der Rückblick auf die Heimattage in Bruchsal 2015 und der Blick voraus auf die Heimattage 2017 in Karlsruhe.

2 A. Honneth in Hartmut Rosa, Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung, 2012, S. 230. Nach Rosa ist neben der Individualisierung die »Beschleunigung« der »zweite mächtige Entwicklungstrend«, S 239. Ulrich Beck hat in »Die Erfindung des Politischen« (1993) die Individualisierung charakterisiert als »eine andere Art der Lebensführung und Lebensgestaltung« – nicht mehr in traditionelle Vorgaben »eingebettet«, S. 151.

3 Wilhelm Schmid, Was ist Heimat? SWR2 Manuskript. Sendung vom 4.10.2015, S. 2.

4 Peter Sloterdijk, Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt, Spiegel Spezial Nr. 6, Juni 1999, S. 29.

5 Beate Mitzscherlich, S. 225.

6 Nach Sloterdijk lösen sich die Individuen »vielleicht zum ersten Mal in der Geschichte hominider und humaner Lebensformen« von den bis dahin schützenden Gesellschaftskörpern, S. 29.

7 Ulrich Beck hat ausdrücklich betont: »Individualisierung beruht nicht auf freien Entschluss der Individuen. Individualisierung ist ein Zwang«, S. 152.

8 Peter Sloterdijk, a. a. O., S. 29.

9 Zusammenstellungen bei Klaus-Jürgen Bruder, Subjektivität und Postmoderne. Der Diskurs der Psychologie, 1993.
10 A. a. O., S. 26.
11 A. a. O., S. 2.
12 A. a. O., S. 44.
13 A. a. O., S. 7.
14 Marc Augé, Nicht-Orte,1992 (deutsch 1994), S. 124.
15 A. a. O., S. 124.
16 Zygmunt Bauman, Flaneure, Spieler und Touristen, 1997, S 153 ff.
17 Peter Sloterdijk a. a. O., S. 29.
18 Wolfgang Vogel, Nimm, was du brauchst. SH 2015/1, S. 5.
19 A. a. O., S. 138.
20 Erhard Kästner hat in »Die Lerchenschule« davon gesprochen, dass Geist und Geister »einem Ort angebannt sind«, S. 25.
21 A. a. O., S. 138.
22 Wilhelm Schmid, Was ist Heimat? SWR2 Manuskript, Sendung am 4.10.2015.
23 A. a. O., S. 138, Die Heimattage Karlsruhe 2017 haben unter dem Projekttitel »Heimat in Bewegung« – »Temporäre Beheimatung und Heimatfindung« als Thema ins Programm aufgenommen. Unter den Projekttitel »Making Karlsruhe: Geschichten der Heimatfindung in Karlsruhe«.
24 A. a. O., S. 138.
25 Renate Zöller, Zeig, was du drauf hast! Zur Aktualität des Heimatbegriffs, SH 4/2015 S. 391. Wolfgang Vogel hat sich in den Aufsatz »Nimm, was du brauchst« mit den Phänomen der Beheimatung auseinandergesetzt. SH 2015/1, S. 5 ff.
26 Josef Kreuzberger, Zur Sache: Stabwechsel, SH 2015/3, S. 259.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Heinrich Hauß

BADEN – TAG FÜR TAG

Personen und Ereignisse vom Mittelalter bis zur Gegenwart

Was passierte am 1.12. vor 99 Jahren? Wann starb der Fürstenmaler Franz Xaver Winterhalter? Die Antwort gibt dieses Kalendarium. Als immerwährender Kalender und Geschichtsbuch zugleich ist das praktische Nachschlagewerk die ideale Ergänzung zu jedem Geschichtsbuch. Nach Daten geordnet beschreibt es Ereignisse und Institutionen badischer Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, bedeutende Persönlichkeiten Badens werden in Kurzbiografien vorgestellt. Ein Personenregister und ein Literaturverzeichnis machen es zu einem praktischen Nachschlagewerk.

407 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5107 7, € 29,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

125 Jahre Skilauf im Schwarzwälder Skimuseum

Alfred Faller

Im 300 Jahre alten Hugenhof ist die Geschichte des Skilaufens seit seinen Anfängen ausgestellt. Präsentiert werden erfolgreiche Schwarzwälder Wintersportler. Außerdem wird die Herstellung vom alten Holzski bis zum Snowboard gezeigt. Eine Abteilung widmet sich der Skimode. Der Skilauf wird im kommenden Winter im Schwarzwald 125 Jahre alt. Dies wird bei verschiedenen Veranstaltungen gefeiert und im »Haus der Natur« auf dem Feldberg gibt es dazu eine Ausstellung.

»Das Skilaufen ist nützlich; es erspart Zeit und Anstrengung und es ist gesund. In schneereichen Wintern leisten Skier auch große unschätzbare Dienste; darum schafft Euch Skier an, lernt Skilaufen und lasst es Eure Kinder lernen!« Mit diesen Worten forderte bereits 1905 Dr. Wilhelm Paulke, Gründer des Skiverbandes Schwarzwald, die Menschen auf, sich auf zwei Brettern in die weiße Winterlandschaft hinaus zu begeben. Der Schwarzwald gilt als die Wiege des Skisports in Deutschland. Dem Olympiasieger und Weltmeister Georg Thoma ist es letztlich zu verdanken, dass in Hinterzarten ein Skimuseum entstehen konnte. 1997 wurde nach 10-jähriger Bauzeit der denkmalgeschützte Schwarzwaldhof, der »Hugenhof« als Schwarzwälder Skimuseum eröffnet. Dort werden nach einer Erweiterung im Jahre 2007 die nun über 125-jährige Skigeschichte des Schwarzwaldes dargestellt und die größten Erfolge der Schwarzwälder Skisportler präsentiert.

Über zwei Geschosse sind in den alten Bauernstuben verschiedene Themen rund um den Skisport zu sehen. Unten gibt es die Abteilungen Hausgeschichte, Georg-Thoma-Stube, Anfänge des Skilaufens im Schwarzwald, Skiberg Feldberg, die ersten Skifilme, Winter-

Georg Thoma, Olympiasieger und dreimaliger Gewinner des Königspokals in Oslo

Der Hugenhof im Winter

Christl Cranz, Siegerin der Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen und 12-fache Weltmeisterin

sportausrüstung und Schwarzwaldwinter. Im ersten Obergeschoss sieht man Bobsport, Wintermaler, Skivereinsgeschichte, Skimode, nordische Kombination, Skisprung, alpiner Rennsport und Skigeschichte, dargestellt an einer Zeitleiste am Geländer der Galerie über dem Foyer des Schwarzwälder Skimuseums.

Die ersten Funde skiähnlicher Geräte sind über 6000 Jahre alt. Sie wurden im Moor in Skandinavien entdeckt. Solche »Schneeschuhe« erleichterten einst die Jagd in den schneereichen Gebieten Nordeuropas und Nordamerikas. Von Norwegen aus kamen sie in die Alpenländer und in die europäischen Mittelgebirge. Im Schwarzwald waren Schlitten und Schneebrettchen bis in das 20. Jahrhundert das gebräuchliche Fortbewegungsmittel im Winter. In Todtnau ließ sich der Arzt Dr. Tholus 1888 norwegische Schneeschuhe schicken und hoffte auf ein rascheres Fortkommen durch den Tiefschnee zu den entlegenen Bauernhöfen. Zu dieser Zeit ging bereits der Forstbeamte Heinrich Wendt aus St. Blasien auf selbstgebauten Skiern seinen Aufgaben im Wald nach. Ein spektakuläres Ereignis ist im Gästebuch des Bergwirtshauses »Feldberger Hof« dokumentiert: Der französische Konsulatssekretär Dr. Raymond Pilet hatte in Norwegen das Skilaufen kennen gelernt und bestieg am 8. Februar 1891 als erster den Feldberg mit Skiern. Dies gilt als die Geburtsstunde des Skilaufs im Schwarzwald. Er und einige Norweger begannen die neue Sportart zu unterrichten.

Der Feldberg wurde das Zentrum des Skisports im deutschen Südwesten. Den Zugang zum Feldberg gewährte die 1887 eröffnete Höllentalbahn. Als das Buch »Auf Schneeschuhen durch Grönland« in Deutschland erschien, wurde dessen Autor, Fridtjof Nansen, zum Ehrenmitglied des ersten deutschen Skiclubs ernannt, der 1891 in Todtnau gegründet wurde. Skikurse und Vereinsgrün-

dungen wie der aus dem SC Todtnau hervorgegangene Ski-Club Schwarzwald (SCS) 1895 trieben die Verbreitung des Skilaufens enorm voran, vor allem unter Freiburger Studenten und sportbegeisterten Touristen. 1896 fanden an den Hängen des Feldbergs skisportliche Lauf- und Sprungwettkämpfe statt, ein Jahr später der erste Damenwettlauf. Denn auch die Frauen entwickelten sich zu begeisterten Skifahrerinnen. Welterfolge erzielte etwa Christl Cranz in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. Bei den Olympischen Winterspielen 1936 in Garmisch-Partenkirchen holte sie die Goldmedaille in der alpinen Kombination, die dort zum ersten Mal ausgetragen wurde. Außerdem gewann sie zwölf Weltmeistertitel und ihr gesamter Nachlass mit der Goldmedaille ist im Schwarzwälder Skimuseum zu sehen.

Im Foyer des Skimuseums.
Im Hintergrund Skikeller vom Feldberger Hof im Jahre 2005

Anfang des 20. Jahrhunderts gab es kaum Skier zu kaufen. Nur in ausgewählten Geschäften konnte man die teuren norwegischen Skier erwerben. Doch etliche Holzhandwerker im Schwarzwald bauten die Escheskier nach. Die Sportbegeisterten, die ihre Ski nicht selbst zusägen und hobeln konnten, gingen zu Ernst Köpfer nach Bernau oder bestellten bei Josef Fischer in Freiburg, dessen Skier ein Markenzeichen mit einem eingebrannten Rentierkopf hatten. Die Skibindungen lieferten in der Regel andere Hersteller. Diese entwickelten sich in rascher Folge in Richtung zu mehr Halt und Sicherheit weiter, von der Meerrohrbindung bis zur Robert Lusser Sicherheitsbindung in den 60er Jahren. Der Schwarzwälder Gastwirt Robert Winterhalder vom Schneckenhof in Eisenbach/Schollach erfand eine bequemere Aufstiegshilfe für den Skilauf. 1908 versah er seine Hofmühle mit einem Triebwerk, das ein Stahlseil zum Hang bewegte: der erste Schlepplift. Der Erfinder bekam eine Goldmedaille auf der ersten Internationalen Wintersportausstellung 1910/11 in Triberg. Unter dem Protektorat des Badischen Großherzogs Friedrich II. (1857–1928) warb die Schau für die »Liebe zum gesunden herrlichen Wintersport«. Hersteller aus der ganzen Schwarzwaldregion beteiligten sich mit neuesten Ski- und Rodelmodellen.

Die neue Sportart fand schnell zahlreiche Anhänger. Sie entwickelte sich zum Wettkampf- und Modesport, der ein breites und auch mondänes Publikum in die Urlaubsorte zog. Schon vor dem Ersten Weltkrieg gab es Anfänge einer Ski-Industrie und von Ski-Tourismus.

Der Österreicher Matthias Zdarsky veröffentlichte 1896 mit der Anleitung für die »Alpine Skilauftechnik« seine Erfahrungen mit dem alpinen Skilaufen. Er hatte seine eigene Technik entwickelt, vor allem mit dem Befes-

Die Thoma Stube im Skimuseum

tigen der Ski am Schuh, also der Bindung. Der Begründer des wettkampfmäßigen Skisports war der Engländer Arnold Lunn. Seine Erfindung war der heutige Slalom, den man damals noch Torlauf nannte.

Die Faszination des Skilaufs, einer neuen Art die Winterlandschaft zu erleben, beeinflusste auch Malerei, Fotografie und Film. Sie inspirierte die Schwarzwälder Maler Hermann Dischler, Franz Eberlin und Karl Hauptmann. Der Film »Wunder des Schneeschuhs« von Dr. Arnold Fanck und Sepp Allgeier eroberte von Freiburg aus die ganze Welt. Ausschnitte dieses Filmstreifens sind ebenfalls im Schwarzwälder Skimuseum zu sehen. Er vermittelt dem Zuschauer ein gutes Bild von der damaligen Begeisterung fürs Skifahren.

Der Zweite Weltkrieg legte den gesamten Wintersportbetrieb lahm. Danach hatte Deutschland den Anschluss an den alpinen Skilauf verloren. Der nordische Skilauf löste in der Erfolgsskala in den folgenden Jahrzehnten den alpinen Skilauf im Schwarzwald ab.

Die historische Bauernstube im Hugenhof, dem Schwarzwälder Skimuseum, ist dem nordischen Kombinierer Georg Thoma gewidmet. Trophäen, Fotografien und originale Skier erzählen von der einzigarten Sportlaufbahn des Hinterzartener Ehrenbürgers. Die nordische Kombination, bestehend aus den Disziplinen Skispringen und Skilanglauf, gilt als »die Königin des nordischen Skisports«. Am 22. Februar 1960 gelang es Georg Thoma als erstem Mitteleuropäer die Goldmedaille bei den Olympischen Winterspielen in Squaw Valley/USA zu gewinnen. Es war ein sensationeller Sieg und herausragender Erfolg, nicht zuletzt weil er »so unvorbereitet und unerwartet« eintraf. Der Sportler des Jahres 1960 wurde Dritter bei den Olympischen Spielen 1964 in

Innsbruck und Gewinner des Königspokals der Skispiele am Holmenkollen in Oslo dreimal hintereinander. Mit dem Weltmeistertitel 1966 beendete Georg Thoma seine aktive Karriere. Dank seiner Initiative ist das Schwarzwälder Skimuseum eingerichtet worden. Er hält hier zum großen Interesse von Jung und Alt faszinierende Vorträge über die Skigeschichte.

Etwas anknüpfen an die großen Erfolge von Georg Thoma konnten die nordischen Kombinierer Urban Hettich und Hans-Peter Pohl aus Schonach, die bei späteren Olympischen Spielen die Silbermedaille im Einzelwettbewerb und die Goldmedaille im Teamwettkampf gewannen. Einen glänzenden Erfolg in dieser Disziplin erreichte auch der Schonacher Georg Hettich, der bei den Olympischen Spielen in Turin 2006 einen ganzen Medaillensatz gewann.

1994 ist Georg Thomas Neffe Dieter Thoma Mitglied im Goldteam von Lillehammer, zusammen mit Christof Duffner, Hansjörg Jäkle und Jens Weisflog. Vier Jahre später kommen die »Schwarzwaldadler«, wie sie inzwischen genannt werden, mit einer Silbermedaille nach Hause. Dieses Mal dabei: Dieter Thoma, Hansjörg Jäkle, Martin Schmitt und Sven Hannawald. Die beiden letztgenannten holen 2002 in Salt Lake City erneut die Goldmedaille zusammen mit Stefan Hocke und Michael Uhrmann. Filme über die Skispringer und natürlich auch die berühmte Adlerschanze in Hinterzarten runden die Ausstellung über die nordischen Skisportler im Schwarzwälder Skimuseum ab.

Die Tradition von Christl und Rudi Cranz setzten im alpinen Rennsport die Läufer Hansjörg Schlager, Heidi Wiesler und Egon Hirt fort, die in den 70er und 80er Jahren erfolgreich an den alpinen Wettbewerben der Olympischen Spiele teilnahmen.

Skikleidung von früher
(alle Fotos: Schwarzwälder Skimuseum)

Eine ganz besondere Augenweide: der Überblick über die Skimode. Den Anfang der Skikleidung bildet der »Nansenanzug«, ein dunkelblauer Anzug mit langer Hose und enger, kurzer Jacke. Bis jedoch die Damen ihre schneefangenden, langen Röcke durch Hosen ersetzen konnten, dauert es eine ganze Weile. Noch 1925 schrieb man: »Es tut schon in der Ehe selten gut, wenn die Frau die Hosen anhat; aber im unbarmherzigen hellen Licht eines Gebirgstages noch viel weniger.« Mit sogenannten variablen Skikostümen, einer Kombination aus Rock und Hose marschierten die Frauen in das Skigebiet ein. Bis in die 30er Jahre trug man beim Skifahren überwiegend Alltagskleidung: Wintersportkleidung war auf eine städtisch-elitäre Trägerschaft begrenzt. Aktuell waren Sportanzüge im englischen Stil mit Knickerbockern und »Spiralbeinen«, das waren lange Wollstrümpfe mit Gamaschen.

Die Keilhose machte diesen nassen Strümpfen ein Ende, als sie Teil der olympischen Ausrüstung wurde. Ihr Siegeszug begann 1948 als

Maria Bogner die enganliegende Keilhose aus elastischem Stretch entwarf. Diese Skihose beeinflusste sogar die Alltagsmode der 50er Jahre, was auf Bildern mit Marylin Monroe oder Ingrid Bergmann zu sehen ist.

Mit der Produktion synthetischer Mikrofasern ging die Wintersportmode ganz neue Wege. Die Sport- und Freizeitmode entwickelte sich bis heute in immer rasanterem Tempo.

Der Hugenhof – Heimat des Schwarzwälder Skimuseums

Der Ursprung des Hugenhofs lässt sich bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen. Der Name des Hofes geht zurück auf die Familie Hug, die von 1708 bis 1789 in vier Generationen das Anwesen bewohnte.

Das ursprüngliche Gebäude entsprach dem Typus des sogenannten älteren »Heidenhauses«, das es nur im Schwarzwald gab. Der Wohnteil drückte sich gegen den Berg, die Stallungen lagen talseitig. Nach einem Brand im 18. Jahrhundert wurde der Hof in umgekehrter Form mit talseitigem Wohntrakt wieder aufgebaut. Konstruktion und Grundriss folgten dem Haustyp des Dreisamtals – der Wohnbereich wurde gedreht, da dies eine bessere Belichtung und Durchlüftung ermöglichte. Damals gehörten noch ein Wald auf dem felsigen Bruderstieg, sowie eine Säge und die um 1718 erbaute Wohnmühle zum Hof, beide wurden 1948 abgebrochen.

Um 1905 ging der Hof in den Gemeindebesitz über. Im Zuge des expandierenden Fremdenverkehrs fand eine fast vollständige Überbauung des verkauften Feld- und Wiesengeländes statt. Umstrukturierungen gab es auch innerhalb des Gebäudes. Nach einer über 450 Jahre dauernden Geschichte als Bauernhof beherbergte der Hugenhof Wohnungen, bis er nach seiner Restaurierung 1997 zum Schwarzwälder Skimuseum umgestaltet wurde.

Der Skilauf kann im Schwarzwald im nächsten Winter auf 125 Jahre Skigeschichte zurückblicken und inzwischen ist der Wintertourismus zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig geworden. Deshalb wird dieses Ereignis in der kommenden Wintersportsaison bei verschiedenen Anlässen gefeiert. Zu diesem Jubiläum gibt es im »Haus der Natur« auf dem Feldberg eine Ausstellung.

Anschrift und Öffnungszeiten des Schwarzwälder Skimuseums:

Schwarzwälder Skimuseum, Hugenhof,
79856 Hinterzarten.
Telefon: 07652/982192 oder 919721
info@schwarzwaelder-skimuseum.de oder
www.schwarzwaelder-skimuseum.de

Dienstag, Mittwoch und Freitag
von 14.00 bis 17.00 Uhr

Samstag, Sonntag und Feiertag
12.00 bis 17.00 Uhr

Jeden 2. und 4. Samstag im Monat offene Führung um 15.00 Uhr (ohne Anmeldung)

Literatur:

Brigitte von Savigny: Schwarzwälder Skimuseum. Hinterzarten 2008, ISBN 978-3-00-025599-1

Anschrift des Autors:
Alfred Faller
Erlenbrucker Straße 9
79856 Hinterzarten
alfa.hinterzarten@t-online.de

Eduard Schopf – Ein Hockenheimer gründet in Bremen das Kaffee-Imperium Eduscho

Rolf W. Maier

Der Artikel ist die erste umfassende Vertextung des Lebens von Eduard Schopf[1], dem Begründer des Versandunternehmens Eduscho, dem zeitweiligen »Marktführer« der Konsumware Kaffee in Deutschland.[2] Vielen älteren Bürgerinnen und Bürgern sowie begeisterten Kaffeetrinkern wird der Name Eduscho heute noch geläufig sein; jedoch aktuell bleibt Eduscho beim Thema Kaffeetrinken nur noch im Zusammenhang mit dem Tchibo-Produkt »Eduscho-Gala« augenscheinlich und lebendig.[3] Der gelernte Bankkaufmann und Unternehmer baute Eduscho »durch modernen Versandhandel zu einem der größten Kaffeeröster Deutschlands aus.«[4] Über das Leben und Wirken dieses bedeutenden Kaufmanns erfahren wir bislang sehr wenig, weil das gesamte Firmenarchiv seiner Fabriken und Anlagen in Bremen im August 1944 aufgrund eines alliierten Luftangriffs zerstört wurde.[5]

Eduard Schopf, der in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts die jeweils ersten Buchstaben seines Vor- und Nachnamens, also ein Akronym, zum Firmennamen seines Unternehmens generierte, hat in Hockenheim seine Heimat, sein Geburtstag liegt uns vor: es ist der 8. Juli 1893.[6] Damals besaß Hockenheim noch den Status einer Gemeinde, die zwei Jahre später in den Rang einer Stadt erhoben wurde und heute als Formel-1-Rennstadt (Hockenheimring) weltweit in allen Medien bekannt ist.

Eduard Schopf 1893–1935
(Privatarchiv Rolf Maier, Sandhausen/Heidelberg)

Familie und Jugend in Hockenheim

Über seine Hockenheimer Vorfahren[7] erfahren wir bisher das Folgende:

Die Familie Schopf gehört zu den alteingesessenen Familien Hockenheims; es wird

berichtet, dass einer seiner Vorfahren Valentin Schopf gewesen war (ca. 1740), der bereits öffentliche Ämter in Hockenheim inne hatte, so z. B. Gerichtsherr, Verantwortlicher für die Instandsetzung von Wassergräben / Hardtbach / Kraichbach sowie der kurfürstlichen Fischgewässer. Eduards Vater war der Gastwirt Georg Schopf, katholisch, von Beruf Schneider und später zeitweiliger Gastwirt des Gasthofes Kaiserhof; er besaß eine große Familie mit »acht Kindern«[8]. Andere Quellen besagen, dass Georg Schopf Kohlenhändler, Landwirt und Gastwirt gewesen sein soll und von 27.3.1856–29. April 1919 lebte.[9] Schneider war wohl auch der Großvater des Eduscho-Gründers, dessen Lebensdaten mit 1821–1891 angegeben werden.[10]

In Hockenheim bisher nicht bekannt waren bis heute die Informationen über die Mutter von Eduard, deren Lebensdaten nun übermittelt sind: 12.6.1858–1.12.1909.[11] Damit weiß man auch Bescheid über das frühe Halbwaisentum Eduards und die prekäre familiäre Situation der Familie Schopf nach dem Tod der Mutter.

Bei der genealogischen Erforschung der Familiengeschichte Schopf halfen sowohl das Standesamt Hockenheim als auch das Privatarchiv Rolf Schopf[12]: Uns liegen nun auch alle Daten der Groß- und Urgroßeltern von Eduard Schopf vor, die hier aus Platzgründen nicht vollständig ausgewiesen werden können, und zwar väterlicherseits seit Heinrich Schopf (1777) und mütterlicherseits ab Joh. Peter Hartmann (1803); wobei hier von lokalem bzw. regionalem Interesse sein dürfte, welche weiteren Familiennamen zum Stammbaum von Eduard Schopf gehören. Zur väterlichen Stammlinie müssen die Namen Schenkenwald und Rapp aus Ketsch, ca. sechs km nördlich von Hockenheim gelegen, hinzugefügt werden; bei der Mutter, geb. Hartmann, sind dies die Familiennamen Dietrich, Eckert und Eustachi aus Hockenheim.[13]

Am 11. Januar 1883 heirateten in Hockenheim Georg Schopf und Elisabetha Hartmann (Hardmann), 12.6.1858–1.12.1909. Folgende Kinder erblickten in den nächsten Jahren das Licht der Hockenheimer Welt: Die erstgeborene Tochter hieß Anna und lebte vom 19.7.1883–?; die nächste Tochter Juliane lebte von 20.9.1884–1.1.1903. Der erste Sohn war Heinrich, der am 14.11.1885 geboren wurde, und unverheiratet blieb.[14] Weiblichen Geschlechts waren die folgenden drei Kinder: Eva 25.5.1887–17.7.1948 (verheiratet mit Karl Kühnle, drei Kinder), Elisabetha 7.9.1888–28.8.1947 (verheiratet mit Philipp Leiser, zwei Kinder) und Anna Katharina 25.1.1890–1966 (verheiratet mit Rudolf Scheurer, zwei Kinder). Der nächste Sohn hieß Eduard, der nur kurz lebte, nämlich vom 13.4.1892–27.1.1893. Völlig frei von Aberglauben und voller Gottesvertrauen nannte das Ehepaar Schopf den darauffolgenden Sohn ebenfalls Eduard, den künftigen Chef des Kaffee-Imperiums Eduscho. Nach Eduard wurden noch drei weitere Kinder geboren, und zwar Maria[15], 19.6.1895–28.7.1968 (verheiratet mit Franz Schwab, drei Kinder) sowie Ludwig (5.12.1896–19.7.1985), der zweimal kinderlos verheiratet war, zeitweilig eine kleine Tabakfabrik in Hockenheim leitete und später in Saarbrücken wohnte. Eine bislang unbekannte Nachzüglerin, Magdalena Schopf, erblickte das Licht der Welt am 13.10.1905, später verheiratete Bertsch, hatte sechs Kinder und starb am 3.1.1995.[16] Damit werden viele bisherigen Informationen über die Anzahl der Kinder der Familie Schopf hinfällig. Eduard Schopf entstammte damit einer katholischen Familie mit 10 Geschwistern, von denen zwei in ihrer Kindheit starben.[17]

Der Vater Georg Schopf war ein umtriebiger Mann, der die Zeiten des Umbruchs von einer zutiefst landwirtschaftlich orientierten Gemeinde hin zu einer industriell dominierten Gesellschaft zu nutzen wusste. Als Gemeinderechner der Gemeinde Hockenheim, die 1895 zudem zur Stadt ernannt wurde, taucht er erstmals in den Akten des Stadtarchivs auf. In seiner Jugend fiel er eher durch seinen impulsiven Charakter auf, denn er musste zweimal vor Gericht und wurde entsprechend wegen Beleidigung und »Tätlichkeiten« auch verurteilt.[18]

Georg Schopf verdiente als Kohlenhändler auch gutes Geld, da die Einwohnerzahl Hockenheims in der Zeit von 1895–1910 von 5000 auf über 7000 Einwohner stieg und demgemäß viele neue Häuser mit entsprechendem Heizungsbedarf anfielen.[19] Sein dabei erworbenes Vermögen bildete dann die Grundlage dafür, einen Gasthof zu erbauen, der nahe am Bahnhof der Rheintal-Linie Mannheim–Karlsruhe errichtet werden sollte, und der Stadt Hockenheim entgegen kam, die dem gewachsenen Ruf der Stadt als Handelszentrum für Tabak und Hopfen durch mehr Übernachtungsmöglichkeiten gerecht werden wollte. Dem Vorhaben, einen Gasthof zu erstellen, erteilten der Stadtrat bereits 1900 und das Großherzogliche Bezirksamt 1902 die Genehmigung.[20] Aber erst in den Jahren 1906–1908 konnte der Neubau des Gasthauses »Zum Kaiserhof« realisiert werden[21]; hierzu erhielt G. Schopf auch vom Stadtrat dann am 25.8.1908 die notwendige Konzession, die u. a. damit begründet wurde, dass Schopf und seine Ehefrau einen guten »Leumund« besäßen, bekannt sei »nichts Nachteiliges«.[22] Allerdings starb die Ehefrau Elisabeth bald darauf, sodass Georg Schopf sein Gasthaus nur drei Jahre, also bis 1911, leitete. In diesem Jahr verließ Eduard Schopf seine Vaterstadt, der Vater verpachtete dann von 1911 bis zu seinem Tod 1919 den »Kaiserhof« an verschiedene Gastwirte. Nach seinem Tod verkauften die Erben Schopfs das Gebäude, das heute ein italienisches Restaurant beherbergt.[23]

Georg Schopf wurde auch im Rahmen des im Kaiserreich üblichen kommunalen Klassenwahlrechts in Baden als Vertreter der Mittelbesteuerten in den Bürgerausschuss, den erweiterten Stadtrat Hockenheims, gewählt. Unter den 41 Vertretern des Bürgerausschusses gehörte er zu der Mittelschicht, die Höchstbesteuerten besaßen 15 der 41 Sitze; insgesamt wirkte er in den Jahren 1903–1912 in dieser Bürgerrepräsentation. Bei der ersten Wahl, die politisch ausgerichtet war, kandidierte er nicht mehr, wobei bei diesem Urnengang deutlich die Konfliktlinien der städtischen Gesellschaft hervortraten. Die katholische Zentrumspartei und die SPD sendeten jeweils vier, die Bürgerliste zwei Stadträte in dieses Gremium.[24]

In diesem Zusammenhang dürfte auch von Interesse sein, dass bei der ersten demokratischen Landtagswahl in Baden, das heißt ohne Klassenwahlrecht, am 19.10.1905 die Zentrumspartei als stärkste Partei reüssierte, gefolgt von den Nationalliberalen, den Sozialdemokraten und den Konservativen.[25] Baden war der Vorreiter des demokratischen Landtagswahlrechts.[26] Der aktive Bürger der Stadt, ehemaliger Gemeinderechner, Kohlenhändler, Landwirt und Gastwirt, Mitglied des Bürgerausschusses und Gewerbevereins Hockenheim starb am 29.4.1919. Im »Generalanzeiger der Stadt Hockenheim und Umgebung« vom 30.4.1919[27] erscheint die Todesanzeige der »tieftrauernd Hinterbliebenen«, ebenso eine Anzeige des Gewerbevereins. Aus einer Danksagung in der o. g. Zeitung entnehmen wir, dass das Leichenbegängnis von »Georg Schopf, Gastwirt«, eine zahlreiche Beteiligung

aufwies; zudem danken die Kinder, Enkelkinder, Bruder und Schwager den vielfältigen Ehrungen und Kranzniederlegungen.

Georg Schopf stellte auch die beruflichen Weichen für seinen Sohn Eduard. Dadurch dass der Vater ein Mitbegründer des Gewerbevereins Hockenheim war, der wiederum aufgrund des wachsenden städtischen Kapitalbedarfs erfolgreich die Gründung einer zweiten Bank, der Volksbank Hockenheim, ins Auge fasste, öffnete er dem Sohn den Weg zum Beruf des Kaufmanns.[28] In der 1904 gegründeten Volksbank Hockenheim, damals zunächst in angemieteten Räumen, dann im Mengerschen Haus, in dem später die Hockenheimer Tageszeitung (HTZ) sowie heute die AOK residiert, erlernte der junge Schopf 1908–1911 den Beruf des Kaufmanns.[29] Ab 1911, also noch im wilhelminischen Kaiserreich, arbeitete er als badischer Staatsbürger, damals gab es noch keinen deutschen Pass, in mehreren Städten des Deutschen Reiches, um sich in seinem Beruf weiter zu qualifizieren. Solche von Individuen vollzogenen »Grenzüberschreitungen« ihrer »biografischen Ursprünge« werden oftmals als »Entwicklungsschritte« beschrieben.[30] Dazu gehörte auch die Stadt Rastatt, die ebenfalls wie Hockenheim mit ihrer Gemarkung an den Rhein grenzt. 22 km südwestlich von Karlsruhe gelegen, blieb dieser wichtige biografische Ort für Schopf von großer Bedeutung, denn hier sollte er seine spätere Ehefrau und Mutter seiner drei Kinder kennenlernen. Nach Erzählungen der Familie soll er dort als Handelsgehilfe[31] in einer Baufirma tätig gewesen sein, wobei im heutigen Sprachgebrauch die Bezeichnung »kaufmännischer Angestellter« die treffendere wäre.

Wenn man diese ersten 20 Lebensjahre von Eduard Schopf Revue passieren lässt, so fallen bekannte bedeutende Prägungen der Vorkriegszeit auf; insofern konstatieren wir einerseits individuelle als auch typische generationelle Entwicklungslinien. Für Schopf jun. erfahrbar waren die räumliche Dimension Badens und der damaligen bayerischen Pfalz (z. B. Kaiserdom in Speyer), die sonnige und trockene Landschaft des Oberrheins, der Strukturwandel von der Landwirtschaft zur industriell geprägten Gesellschaft, die lokalen religiösen und sozialen Konfliktlinien (katholisch/evangelisch sowie Kapital/Arbeit), die verschiedenen Milieus der Kleinstadt aber auch das elterliche Vorleben bestimmter Werte, besonders das unternehmerische und bürgerschaftliche Agieren des Vaters.[32]

Eduard Schopf im Ersten Weltkrieg

In den Berichten über sein Leben finden wir den Hinweis, dass Eduard Schopf 1914–1918 Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkrieges war. Vor dem Krieg lebte Schopf definitiv in Rastatt und arbeitete dort in einer Baufirma; zu Kriegsbeginn wurde er nicht zum Kriegsdienst eingezogen. Wir wissen nichts über seinen Tauglichkeitsgrad und auch nichts darüber, warum er sich nicht bereits 1914 freiwillig zum Soldatendienst für sein Land meldete, sondern erst im Jahr 1916. Er empfing also 1914 keinen Gestellungsbefehl. Kriegsbegeisterung sieht anders aus.

Bedingt durch die langwierige nationalistische Propaganda herrscht ja in den Köpfen vieler Bürger die verbreitete Auffassung vor, dass unendliche Massen von jungen Männern freiwillig sich zum Dienst für das Deutsche Reich gemeldet hätten. Natürlich gab es eine unglaubliche Begeisterung in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft im August 1914, aber vor der russischen Mobilmachung ver-

zeichnet der öffentliche Befund, dass knapp 300 sozialdemokratische Veranstaltungen gegen die drohende Kriegsgefahr stattfanden. Die meisten Teilnehmer am Krieg, insgesamt 13 Millionen Männer, folgten einfach ihrer Einberufung.[33] »In Wahrheit war anfangs nur eine Minderheit der Deutschen wirklich begeistert vom Krieg«.[34] So auch Schopf, der eventuell durch familiären Druck – andere Angehörige der Familien Schopf beteiligten sich bereits am Krieg und fielen auch[35] – oder durch Schwierigkeiten seiner Firma dann doch den Entschluss traf, am 20.9.1916 freiwillig der badischen Armee beizutreten. Sein Militärpass, Karlsruhe in Baden, gibt nun folgende Informationen über seine Person und seinen Kriegseinsatz preis.[36]

Er wird in Durlach/Karlsruhe sofort der Train-Ersatz-Abteilung Nummer 14, 4. Eskadron zugewiesen, die für die zunächst erfolgende Ausbildung sorgt. Seine militärische Ausbildung wird folgendermaßen umschrieben: »Fahren vom Sattel und Bock, Reiten, Pistole 08, Radfahren.« Schopf, wohl eher ein unmilitärischer Typ, wurde auch keiner Schießklasse zugeteilt, Schützenabzeichen erwarb er auch keine. Die Ausbildung diente eher dem Auftrag seiner Abteilung, die logistische Aufgaben zu absolvieren hatte. Wir erfahren auch, dass Schopf 1,70 m groß war und die Stiefellänge 28 besaß.[37] Nach dieser soldatischen Qualifizierungsphase erfolgte seine Überstellung am 3.12.1916 nach Koblenz, wo er nun der Königlich-Preußischen Ersatzabteilung, Telegraphen-Bataillon, angehörte. Dort durchlief er eine Spezialausbildung in der Armee-Fernsprech-Abteilung Nr. 9, die er mit »gut« abschloss, und am 12.1.1917 mit dem Kriegseinsatz an der Südost-Front in Rumänien ihren Fortgang fand. Das bis dahin neutrale Rumänien erklärte 1916 dem Habsburger Reich Österreich-Ungarn den Krieg, weil es das Siedlungsgebiet Siebenbürgen für den rumänischen Staat gewinnen wollte. Zwar wurde die rumänische Armee durch deutsche und österreichische Soldaten zurückgeworfen und die Hauptstadt Bukarest eingenommen, trotzdem gingen die Gefechte weiter, weil die russische Armee nun an der Seite Rumäniens kämpfte. In diesem Zusammenhang ist der Einsatz von Schopf zu sehen, der von Januar–Juli 1917 an verschiedenen Plätzen und Schlachten zum Einsatz kam; speziell an der Frontlinie bei dem Fluss Sereth, der knapp bei der heutigen Grenze Rumänien/Moldawien in die Donau mündet. Es klafft eine Lücke im vorgefundenen militärischen Lebenslauf von Schopf, denn zwischen August 1917 und Februar 1918 finden sich keine Einträge, aber wir haben ein Foto vom März 1918, das im Kriegslazarett 58 in der Stadt Caciulata, ca. 200 km nordwestlich von Bukarest, aufgenommen wurde.[38]

Nach dem Waffenstillstand am 9.12.1917 mit Rumänien, das die Grenze zusammen mit der russischen Armee an der Sereth zunächst halten konnte, blieb Schopf bis zum 20.6.1918 als Besatzungssoldat in der Walachei/Rumänien. Anschließend wurde sein Truppenteil am 5.7.1918 an die Westfront verlegt und er versah dort seinen Kriegsdienst zuerst bei den Stellungskämpfen westlich von Soissons in Nordfrankreich. Er war auch Teilnehmer an den »Abwehrschlachten« der deutschen Armee zwischen Soissons und Reims sowie zwischen Marne und Vesle – bis 3.8.1918. Schopf erlebte hier den »katastrophalen Fehlschlag«[39] des deutschen Angriffs auf die Truppen der Franzosen, Briten und der seit 1917 in den Weltkrieg eingetretenen US-Amerikaner; die Alliierten hatten die Oberhand gewonnen, und die deutsche Armee musste wieder zu einer defensiven Strategie greifen. Am 24.11.1918 überwies man ihn zur »De-

mobilmachung« an das Nachrichten-Bataillon 13 – Abwicklungsstelle nach Mannheim und entließ ihn »ordnungsgemäß« aus dem Heeresdienst. Schopf hatte den Krieg glimpflich überstanden und meldete sich bereits am 4.2.1919 an seinem früheren Wohn- und Arbeitsplatz, nämlich in Rastatt, in sein Zivilleben zurück.

Für seine biografischen Dispositionen haben wir nun zu vermerken, dass er im Krieg moderne Nachrichtentechniken erlernen konnte, da das Fernmeldewesen gerade im Jahre 1917 vor modernen Herausforderungen stand. Aufgrund der räumlichen Ausdehnung des Kriegsgeschehens stieg die Bedeutung der Fernsprechapparate, der Fernschreiber und des Telegraphenverkehrs überhaupt, was man eindeutig daran erkennen kann, dass der Anteil der Fernsprechgruppen, heute würde es Fernmeldetruppe heißen, von Kriegsbeginn bis zum Kriegsende von 25 000 auf 185 000 Mann anwuchs.[40]

Eduard Schopf in Bremen

Der als Kaufmann ausgebildete, in der Verwaltung einer Baufirma erfahrene und in der neuesten Kommunikationstechnik bewährte Eduard Schopf verließ am 29.12.1919 Rastatt, um eventuell über Hockenheim, dort stand ja der Verkauf des väterlichen Gasthauses an, nach Bremen umzuziehen. Dort, in der 530 km von seiner Heimatstadt entfernten Hansestadt an der Weser, begann Schopf seinen beruflichen Aufstieg als selbständiger Unternehmer. Über die näherliegenden Gründe dieser Umzugsbewegung kann nur spekuliert werden. Plausibel könnte es sein, dass Schopf über seine frühere Tätigkeit im Baugeschäft Kontakte zu Norddeutschland und von daher bereits Kenntnisse vor Ort hatte.

Naheliegender dürfte allerdings seine baldige Freundschaft mit Bernhard Rothfos[41] gewesen sein, denn beim Biografien-Vergleich der zwei Selfmademen sticht hervor, dass beide in einem Fernmeldezug während des Krieges wirkten.[42] Bis zu seinem Tod dauerte dann die Freundschaft mit Rothfos an. Nach seinem am 4.1.1920 erfolgten Eintreffen in Bremen arbeitete Schopf zunächst in der »Baumaterialienhandlung Alfred Schmidt«[43], dann gründete er »einen Brennstoff- und Baumaterialienhandel«[44] in der Birkenstr. Nr. 6, wobei augenfällig erscheint, dass beide Bereiche seine früheren Lebenserfahrungen berühren, so z. B. den Kohlehandel seines Vaters und die Kenntnis aus der Baubranche. Bald darauf leitete er eine »Import- und Warengroßhandlung« in der Ellhornstr. 39.[45]

Mitten in dieser wohl für ihn aufregenden Zeit, man denke nur an die mit Plünderungen verbundenen Lebensmittelunruhen im Jahre 1920, dachten er und seine künftige Frau daran, endlich zu heiraten; sie kannten sich ja bereits aus Rastatt. Am 3.6.1922 feierten in Rastatt Friedel Hildebrandt (30.9.1896–10.1.1987)[46] und Eduard Schopf Hochzeit; Ehefrau Anna Frieda, genannt Friedel, war eine evangelische Rastatterin, also ebenfalls eine Badenerin, ihre Eltern hießen Friedrich Hildebrandt sowie Catherine Sandrock.[47] Über eine lange und entbehrungsreiche Zeit bildete das Ehepaar Schopf einen Zweimannbetrieb, als Schopf 1924 die neuartige Form des Direktversandes aufgriff, der aufgrund der Verbreitung und Beschleunigung moderner Transportmittel eine Möglichkeit war, Kunden schneller und günstiger zu beliefern. Familie und die Zeitumstände in Bremen befeuerten zudem den strebsamen Willen des katholischen Firmengründers im protestantischen Norden. Schopf wird in der Literatur über die bremische Unternehmerschaft in

diesem Zusammenhang hoch bewertet: »Unter den sechs, zugewanderten katholischen Familien entstammenden Unternehmern, machte allein Eduard Schopf (1893–1935) eine steile Karriere«.[48]

Eine Freude für die Eltern waren die drei Kinder Gretel (* 20.2.1923), Heinz Eduard (13.8.1924–27.8.1944) sowie Rolf (* 8.4.1928).[49] Durch Gretel Schopf überliefert sind auch Bemerkungen über die Familie und ihren Vater; den Vater liebten alle, die freie Atmosphäre im Hause gefiel allen, aber Wert legten die Eltern auf ein »organisatorisch-praktisches Leben«.[50]

Politisch stabilisierten sich auch die Verhältnisse in Bremen[51]; der parteipolitisch unabhängige, bürgerliche Bürgermeister, Martin Donandt, steuerte von 1920–1933 die Hansestadt, ebenso sein liberaler Stellvertreter Spitta; ab 1927 beteiligte sich die SPD mit dem weiteren Stellvertreter des Bürgermeisters Karl Deichmann an der Regierung Bremens. In der Endphase der Weimarer Republik stieg die Anzahl der Arbeitslosen in der Hansestadt auf ca. 40 000 an, die politische Situation radikalisierte sich, die Straßenkämpfe zwischen den Extremisten der NSDAP und KPD führten zu Gewalt und Tod. Das überaus jugendliche Elektorat wählte zwar am 30.11.1930 zum letzten Mal eine freie Bürgerschaftsvertretung, aber in der Bürgerschaft saßen nun bereits 32 Nationalsozialisten und zwölf Kommunisten; dennoch hatten die Bürgerlichen zusammen mit der SPD (40 Sitze) eine komfortable Mehrheit.[52]

Etliche Angehörige der Schicht der Kaufleute galten als Unterstützer der NS-Bewegung, auch einige aus der Kaffeebranche. Distanzierter verhielt sich Schopf, der aus seinem Unmut oder auch seiner Abneigung gegenüber Hitler keinen Hehl machte. Verbürgt sind Zusammenstöße 1933 mit Abgesandten der neuen Regierungspartei, mit denen er nicht sprechen wollte; gleichwohl besaß Schopf ein konservatives, nationales und sicherlich auch paternalistisches Weltbild. Bei der Beerdigung von Schopf wird erwähnt, dass die Kameraden des »Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten« ihr Mitglied auf seinem letzten Weg begleiten.[53] Diese Vereinigung von Soldaten des Ersten Weltkriegs war »nominell überparteilich«, aber inhaltlich »deutschnational ausgerichtet«[54]; und umfasste zwischen 400 000–500 000 Anhänger.[55] Einerseits eine »Erinnerungsgemeinschaft alter Frontsoldaten« und andererseits ein Bund mit vielen Verknüpfungen zur Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) symbolisierte der »Stahlhelm« eine »Zwitterstellung«, die dieses Schwanken zwischen der Weimarer Republik oder deren Bekämpfung erklären könnte. Über die Heterogenität dieser Organisation bestehen keine Zweifel, denn nach der Auflösung des »Stahlhelms« 1934/35 schließt sich die überwiegende Mitgliederzahl der NSDAP an, wohingegen wenige den Kontakt zur »konservativen Opposition« gegen das verbrecherische und antisemtische Regime suchten.[56] Letztendlich gelang es in Bremen als auch im gesamten Deutschen Reich nicht, den Regierungsantritt sowie das NS-Regime zu verhindern.

Eduscho 1924–1935

In der Zeit seiner eigentlich erfolgreichsten Unternehmensgründung sah das politische und ökonomische Umfeld für Schopf jedenfalls günstiger aus.

Er begründete seine Firma am 1. Januar 1924[57], deren Logo zunächst »ESB«[58] und erst 1925 »Eduscho« hieß. Bald sattelte er vom allgemeinen Lebensmittelgeschäft zum Handel mit bremischen Spezialimportprodukten

um, da in Bremen und Hamburg ca. 90% des deutschlandweiten Kaffeegeschäftes ablief. Schopf nutzte diese Gegebenheiten unter vollem Einsatz seiner Person. Er organisierte die Rösterei durch Spezialkräfte, verschnürte die Versandpakete eigenhändig in seiner Mietwohnung. Er setzte weiterhin auf den Postversand und gründete sogar 1924 seine eigene Kaffeerösterei, die ab 1926 ihren Sitz in der Lützower Straße in Bremen hatte.[59]

Hier beschwerten sich in den kommenden Jahren Menschen aus der Nachbarschaft über Geruchs- und Lärmbelästigungen, was zur Folge hatte, dass Schopf bauliche Veränderungen vornehmen musste, da der Schornstein der Rösterei wohl zu niedrig sei und das »ganze Viertel in einen dicken gesundheitsschädlichen Rauch gehüllt ist.«[60] Schopf deutete an, dass der Betrieb nur vorübergehend sei, zumal er bereits eine Alternative im Auge hatte, nämlich ein Grundstück »Gerberhof 6/7«, das er käuflich erworben hatte. Für das Grundstück in der Lützowerstr. 55 setzte Schopf seine Pläne der Mängelbeseitigung durch, indem er getrennte Schornsteine für Feuerung und Kühlung bauen ließ. Dadurch sei nun seit Ende 1928 keine Belästigung der Nachbarschaft mehr gegeben.[61]

Es verwundert nicht, dass Eduard Schopfs Firma in der Mitte der 20er Jahre so expandierte, da in dieser Zeit, besonders nach der Währungsreform 1923, Deutschland seinen erneuten wirtschaftlichen Aufschwung nahm; die »Golden Twenties«, die goldenen Zwanziger bescherten den Deutschen einen temporären Aufschwung, was naturgemäß auch der Verbreitung des Genussmittels Kaffee diente und damit auch dem Unternehmer Schopf.

In den revolutionären politischen Nachkriegskrisen 1919–1923 konnte sich die junge demokratische Republik gegen die ultrarechten und ultralinken Feinde der deutschen Gesellschaft durchsetzen; die Stabilisierung der Gesellschaft schuf die Voraussetzungen für die nun einsetzenden wirtschaftlichen Erfolge. Der Kaffeehandel[62], zunächst noch von der Kriegswirtschaft, den hohen Zöllen und der Besetzung des Rheinlandes durch die Alliierten beeinträchtigt (d. h. zusätzliche Zollgrenzen), war ab Mai 1921 von allen Beschränkungen befreit; es galt nun das Prinzip des freien Handels, das eigentlich bis 1934 galt, jedoch bereits in der Weltwirtschaftskrise ab 1931 zu einigen Restriktionen beim Import des Kaffees führte. Zuerst heimliche, dann legale Kompensationsgeschäfte nach dem Prinzip Kaffee gegen Kohle werden nun mit dem

Typische Verpackung des Eduscho-Kaffees in Blechdosen mit mehrfarbigem Aufdruck (Foto: Volker Kronemayer, Badische Heimat)

durch die Krise besonders angeschlagenen Brasilien geschlossen. Einer der wichtigsten Partner Schopfs war der Kaffeehändler Bernd Rothfos, ein Mann, der gerne »in aller Welt selbst vor Ort nach dem Rechten« schaute[63] und u. a. 1932 nach Brasilien reiste.

Zehn Jahre freier Handel trieben den Kaffeekonsum in die Höhe und Schopf expandierte 1927 und 1928 nicht nur aus diesen Gründen.[64] In beiden Jahren kaufte er zwei große Packhäuser am Sicherheitshafen in Bremen und übernahm die H. Siedentopf Kaffee-Rösterei, eine zuvor seit 1875 bestehende Gummisiederei. Nach zehn Jahren, kurz nach Schopfs Tod, wird der Firmensitz in den Stephanitorsteinweg verlegt – in der Nähe des Europahafens, heute Lloydstraße.[65]

Gegenüber seinen Konkurrenten lag Schopf in dem Bereich der Werbung eigentlich immer zurück, da z. B. HAG (Unternehmer Ludwig Roselius) bereits in den frühen 20er Jahren auch aufgrund der Auswertung der amerikanischen Werbeindustrie einen Vertrag mit einer Werbeagentur eingegangen war, die speziell für HAG eine Form der »Corporate-Identity«-Symbolik entwarf, die diesen Konkurrenten visuell auf den vordersten Platz im Wiedererkennungswert positionierte.[66] Schopf förderte eine aggressive Gegenwerbung, obwohl er mit seiner erfolgreichen Geschäftsidee, »röstfrischen Kaffee in jeden Winkel des Deutschen Reiches« zu liefern, eigentlich eine singuläre Strategie besaß.

Im Grunde genommen war seine holprige Werbestrategie eine Defensivstrategie, und dennoch zwang er seine Konkurrenten dazu, gegen ihn vor Gericht zu ziehen. Anfang der 30er Jahre überstand Schopf zwei Klagen seiner Kaffeekonkurrenten. In dem einen Prozess[67] beschuldigte der »Reichsverband Deutscher Kaufleute des Kolonialwaren-, Feinkost- und Lebensmittelhandels« die Firma Eduscho, sie würde mit ihrer Art der Reklame die Mitbewerber herabsetzen, unlauteren Wettbewerb durchführen und falsche Behauptungen in ihren Flugschriften aufstellen. Einen Teil der Anklagepunkte wies das Gericht zurück, aber es verurteile die Firma Schopf, weil sie »durch die Wahl ihrer Beispiele bzw. Gegenüberstellung gegen die Vorschriften des Wettbewebsgesetzes verstoßen« habe.

In einem weiteren Prozess legt die Firma Kaffee-Handels Aktiengesellschaft (heute Kaffee HAG), Bremen, auch eine Klage wegen unlauteren Wettbewerbes vor; hierzu äußerte Schopf die Auffassung, dass seine Firma »sich in einem Abwehrkampfe gegen die Klägerin befinde, und dass daher ihre Handlung unter dem Gesichtspunkt der Abwehr der Reklame der Klägerin […] nicht sittenwidrig seien.«[68] Vorrangig ging es in diesem Streit um den Gesundheitsstatus von koffeinhaltigem und nichtkoffeinhaltigem Kaffee, da das Unternehmen Flugblätter in Umlauf brachte, in denen der koffeinfreie Kaffee als zu teuer und als »nicht so ergiebig« bezeichnet wurde. Auch Magenleidende werden gewarnt, weil durch den Prozess der »Coffeinentziehung […] Schädigungen möglich sind.« Eduscho setzte in der Werbung eher auf die Empfehlung, das Herz zu schonen, wenn die Kaffeezubereitung »nicht allzu stark« geschieht; überdies schone man damit auch die die eigene Kasse. Seinen eigenen Koffeinkaffe, den zu Beginn der 30er Jahre Eduscho ebenfalls seinen Kunden zukommen ließ, empfahl er allerdings nur den »Herzkranken«. Letztendlich verlor Schopf diesen Prozess aufgrund einer Sachverständigen-Expertise eindeutig, was auch aus heutigem Kenntnisstand nachvollziehbar ist.

Werbung betrieb und organisierte Eduscho in einer ebenfalls originellen Art und Weise, ja man kann dies auch als ein interessantes Kundenbindungsinstrument betrachten;

Die Firmenzeitschrift »Eduschos Illustrierte Monatsschrift«, einige Exemplare aus den Jahren nach 1934 existieren noch, zeigten die Vielfalt des deutschsprachigen Kulturlebens (Foto: Volker Kronemayer, Badische Heimat

»Eduschos Illustrierte Monatsschrift«, einige Exemplare aus den Jahren 1934 ff. existieren noch, zeigen die Vielfalt des deutschsprachigen Kulturlebens. Beiträge zur Literaturgeschichte, Landschaft und Heimatgeschichte stehen zwischen neuen Werbetexten aus dem Hause Eduscho. Zwei etwas holprige Kostproben aus dem Jahre 1935: »Sparen ohne zu entbehren, will Eduscho alle lehren« oder: »Auch in den schönen Ferientagen, gabs ohne Eduscho kein Wohlbehagen«.

Der Kaffeekonsum stieg trotz krisenhafter Entwicklung der Wirtschaft und Gesellschaft an und erreichte im Jahre 1937 den Vorkriegsstand von 1913! Dennoch wirkte sich die hohe Anzahl der Arbeitslosen aufgrund der geringeren Kaufkraft dahingehend negativ aus, dass »bestenfalls Kaffee-Ersatz« getrunken wurde.[69] Aber Schopf hatte sich ja rechtzeitig gut positioniert und diversifizierte sein Unternehmen auch insofern, als er neben Kaffee auch Tee, Kakao und Schokolade vertrieb.[70] So konnte er auch leichter und flexibler auf die seit 1934 beginnende NS-Zwangswirtschaft reagieren, die Einfuhrbeschränkungen vorsah und bestrebt war, Deutschland autark von den Weltmärkten aufzustellen; ab 1938 gerät dann der Kaffeehandel vollends unter das Regime der nationalsozialistischen Wirtschafts- und Ernährungspolitik.

Auf Schopf, den erfolgreichen Unternehmer, über dessen Führungsverhalten und eventuelle Kooperationsfähigkeit innerhalb seiner Firma wir bislang nichts wissen, trifft sicherlich folgende Charakterisierung eines anderen hanseatischen Kaffehändlers zu:[71] »So bietet der Kaffeehandel in dieser Zeitspanne zwischen den Weltkriegen ein gar bunt bewegtes Bild, das sich der Kaufmann früherer Zeit kaum hätte träumen lassen können. Wer hier seinen Mann stehen, seine Firma gut führen, ihr ihren alten Platz nicht nur wieder erobern, sondern auch behaupten und befestigen, sie in ihrem Wirkungskreis und Ansehen womöglich noch steigern wollte, der musste schon ein tüchtiger, umsichtiger, ein zielstrebiger, ein beharrlicher […] Kaufmann sein, voll Tatkraft und Entschlossenheit […]«. Aus dieser Zeit stammt auch ein beeindruckendes Fotos dieses energischen Unternehmers Schopf.[72]

Tod und die Folgen für Eduscho

Dieses strebsame und erfolgreiche Leben endete plötzlich an Pfingsten 1935, nämlich am 10. Juni 1935. Schopf und seine Familie waren

von seinem Freund und Partner Bernd Rothfos auf dessen Privatgrundstück/Wochenendgrundstück Mözener See bei Mözen, Kreis Bad Segeberg/Holstein eingeladen; alle Quellen sprechen dann von einem Tod, bedingt durch einen Badeunfall.[73]

Tatsächlich aber erlitt er einen Herzinfarkt, als er gerade mit seinem Sohn Heinz badete – das berichtet der jüngste Sohn von Eduard Schopf; Rolf Schopf, der damalige Augenzeuge des Unglücks, erzählt auch, dass es Stunden dauerte, bis die Suchmannschaft den Leichnam des Vaters gefunden habe; außerdem folgten hinsichtlich versicherungstechnischer Erfordernissen polizeiliche Untersuchungen.

Die Familie Schopf und seine Freunde standen unter Schock; die in den nächsten Tagen erscheinenden Traueranzeigen vermitteln eindeutig diese Stimmung. In diesem Zusammenhang hervorgehoben zu werden verdient es die Tatsache, dass die Familie keine Anzeige in der NS-Presse schaltete, womit die Distanz zum NS-Regime bewahrt wurde. Bereits am 12.6.1935 erschienen folgende Todesanzeigen. Die Witwe Gretel Schopf und ihre drei Kinder betrauern den Ehemann und treusorgenden Vater[74], am nächsten Tag erfolgt der Nachruf von Bernhard Rothfos, Hamburg, mit dem Inhalt: »Mitten heraus aus frohen Pfingsttagen, die wir mit unseren Familien zusammen auf dem Lande verlebten, entriß der Tod mir meinen guten Freund […]. Sein Andenken wird mir unvergeßlich bleiben«[75]. Des Weiteren veröffentlichen sowohl der Motorsport-Club Bremen als auch die »Gefolgschaften der Betriebe« Siedentopf/Kaffeerösterei und Eduscho/Kaffee-Tee-Kakao-Import ihre Reverenz vor dem Toten.[76] Selbst im Vokabular der Danksagung erkennt man die Abgrenzung zur aufkommenden Sprachdikatur des Regimes, denn der Dank gilt »den Belegschaften der Betriebe« und nicht den »Gefolgschaften«.[77]

Für den 14. Juni 1935, 12:00 Uhr, setzte die Familie den Beerdigungstermin im Riensberger Friedhof fest; das Beerdigungsinstitut »Pietät« übernahm die Formalia der Bestattung. Für den Ablauf der Gedächtnisfeier[78] existiert ein Drehbuch:

- Ein Adagio/Geige
- Rede des Pastors Schomburg
- Musikalischer Abschluss (Mozart/Cello)
- An der Gruft: Nachruf von Pastor Schomburg
- Nachruf eines Betriebsangehörigen
- Gebet des Pastors Schomburg

Wesentliche Gedanken enthalten die Reden des evangelischen (!) Pastors für den katholisch getauften Unternehmer. Er begrüßt darin auch die Geschwister von den »sonnigen Gefilden der Bergstraße« (Hockenheim liegt nicht an der Bergstraße!), er erinnert an dessen »Jugendland, wo die Sonne viel heißer brennt« und besonders an den Vater, dessen »lebendiger Geist, der immer neues, pulsierendes Leben suchte und fand«. Er bestärkte die Witwe, indem er die vergangene harte Zeit beschwor, in der Friedel selbst »Baustein für Baustein mit ihm herangetragen« habe. Er betont dessen Wertmaßstäbe, nach denen Arbeit eine »Lebensnotwendigkeit« sei und seine Verbundenheit mit den Betriebsangehörigen. »Aus herzlicher Güte und Teilnahme heraus war er bestrebt, anderen Freude zu bereiten«. In seiner neuen Wahlheimat Bremen sorgte er sehr für seine Angestellten und Arbeiter; der Pastor zitierte aus der Traueranzeige der Firmenangehörigen: «In seiner Güte und Fürsorge ist er uns unersetzlich«. Dem Vertreter der Beschäftigten der beiden Firmen war es ein Bedürfnis, dem »kerndeutschen Mann« in christlichem Duktus zu danken und da-

bei auch den gelungenen Betriebsfeiern zu gedenken.

Aus der Flut der Beileidbekundungen ragt die ehrende Charakteristik des Verstorbenen durch die IHK Bremen heraus, indem sie ihn als einen »der erfolgreichsten und bedeutendsten« der Bremer Kaufleute bezeichnet; außerdem heißt es: »Er verfügte aber nicht nur über hervorragende kaufmännische Fähigkeiten; auch sein Opferwille und seine stete Bereitwilligkeit, dem öffentlichen Wohle zu dienen«, hob die IHK hervor.[79] (Die IHK erinnerte sich hier der Spende über RM 50 000 – »für die Beseitigung der Arbeitslosigkeit«[80].) Nach der Beerdigung ging es nun darum, die Firmenleitung und die Erbmasse zu regeln.

Dem Testament gemäß erhalten Friedel und die drei Kinder jeweils ein Viertel[81], worauf im November 1935 Friedel Schopf die anderen Anteile übertragen bekam und damit Alleinhaberin des Geschäftes wurde. Am 15.11.1935 erhielt Rothfos den Titel als »gerichtlich bestellter Beistand« von Friedel Schopf (Grossgörschenstr. 19), für die Kinder ergab sich folgende Lösung bei der notarisch notwendigen Bereitstellung vormundschaftsgerichtlich »bestellter Pfleger«:

- Für Gretel Schopf zuständig: Wilhelm Grünhage
- Für Heinz Schopf zuständig: Dr. Julius Papendiek
- Für Rolf Schopf zuständig: Albert Nolte

Der älteste Sohn Heinz starb 1944 an der Westfront im französischen Flandern, in genau dem Monat, in dem auch das Hauptgebäude des Eduscho-Konzerns vollständig der Zerstörung anheimfiel.

Gretel Schopf blieb unverheiratet, erlernte den Beruf der Kindergärtnerin, war Ende der 40er Jahre zeitweise im Management der Firma tätig, um dann anschließend in der alternativen Medizin und in privaten alternativen Kindergärten zu wirken und als Sponsor im Schwarzwald hervorzutreten.

Friedel Schopf musste die Führung des Unternehmens, dem damals bereits 400 Beschäftigte angehörten[82], weiterführen und Bernd Rothfos wurde von der Witwe »die Generalvollmacht über die Bremer Rösterei und die Vormundschaft über den damals 6-jährigen Firmenerben Rolf Schopf« übertragen. So der Spiegel.[83] Vorübergehend übernahm der Bruder von Schopf, nämlich Heinz (Heinrich) Schopf[84], Leitungsaufgaben in der Firma (1935/36), um später wieder in Berlin seinem alten Beruf als Gymnasiallehrer nachzugehen.[85] Im Jahre 1952 übernahm dann Rolf Schopf die Firmenleitung und leitete anschließend jahrzehntelang die Firma seines Vaters; er und seine Frau wurden in der Öffentlichkeit bekannt für die vielfältigen wohltätigen Schenkungen (u. a. für Bethel, Kindergärten etc.), und das Ehepaar Gerda und Rolf Schopf erhielt dafür auch das Bundesverdienstkreuz.

Welch ein Schmerz die Witwe und die Familie getroffen haben muss, zeigt sich bei der Gestaltung des Grabmals für Eduard Schopf, der auf dem Friedhof Bremen-Riensberg beerdigt wurde.[86] Das entsprechend großdimensionierte Grabmal des gebürtigen Hockenheimers Eduard Schopf, Begründer und Firmenleiter des Weltunternehmens Eduscho kann auch im Internet betrachtet werden. Er gehört zu den Prominenten der Hansestadt, nach ihm ist eine Straße benannt, die Eduard-Schopf-Allee. Der Enkelsohn Bernd Schopf, weiter aktiv im Kaffeegeschäft[87], besaß 2002 dann alle Anteile der Firma Siedentopf, die eine engagierte Rolle bei der Ausgestaltung der Überseestadt Bremen ausübt und vornehmlich eine Immobilienholdung darstellt. Eduscho gehört übrigens seit 1997 zu Tchibo.

Quellen:

Privatarchiv Rolf Schopf, Achim
Staatsarchiv Bremen
Handelskammer Bremen
Stadtarchiv Hockenheim
Standesamt Hockenheim
Standesamt Rastatt

Ohne die Bereitstellung von Dokumenten aus dem Privatarchiv Rolf Schopf wären große Teile der Biografie von Eduard Schopf nicht möglich gewesen. Herrn Rolf Schopf gilt daher mein größter Dank.

Anmerkungen

1 Vgl. die bislang erschienenen Kurzbiografien: Helmut Hüsener, Schopf, Eduard, in: Bremische Biographie 1912 bis 1962. Hrsg. Von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen, 1969, S. 456 und H. Schwarzwälder, Eduscho, in: Das Große Bremen Lexikon, Bremen 2001, S. 218/9. Außerdem die noch knapperen Ausführungen auf verschiedenen Web-Seiten, darunter Wikipedia, sowie in den Monographien über Hockenheim: Ernst Brauch, Stadt im Auf- und Umbruch, Schwetzingen 1965, S. 395/6 Br (d. i. Ernst Brauch), Ein berühmter Hockenheimer. Eduard Schopf (Eduscho) wäre heute 95 Jahre alt geworden, in: Hockenheimer Tageszeitung v. 8.7.1988. Kurt Buchter, Hockenheim in Raum und Zeit, Schwetzingen 1995, S . 250/302.
2 Svenja Kunze / Alexander Schug, Jacobs Kaffee … wunderbar. Eine Bremer Kaffeegeschichte, Bremen 2012, S. 34.
3 http:/www.gala-von-eduscho.de.
4 K. Elmshäuser, Geschichte Bremens, München 2007, S. 96
5 U. Becker, Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels im 19. und 20. Jahrhundert, Münster 1996, S. 13.
6 Standesamt Hockenheim.
7 E. Brauch, Hockenheim. Stadt im Auf- und Umbruch, Schwetzingen 1965, S. 395/6.
8 K. Buchter, Hockenheim in Raum und Zeit, Schwetzingen 1995, S. 250.
9 Helmut Hüsener, Schopf, Eduard, in: Bremische Biographie 1912–1962. Hrsg. von der Historischen Gesellschaft zu Bremen und dem Staatsarchiv Bremen, 1969, S. 456.
10 Ebd.
11 Standesamt Hockenheim.
12 Privatarchiv Rolf Schopf (PARS).
13 Eine Gesamtübersicht soll in einer geplanten Ausstellung der Vereins für Heimatgeschichte in Hockenheim zu sehen sein.
14 Vgl. Fußnote 84
15 Anna Schwab erhielt von ihrem Bruder Eduard Anfang der 30er Jahre einen Betrag von RM 30 000 und kaufte im Anschluss daran das Gasthaus »Zum Löwen« in Hockenheim; vgl. F. Offenloch-Brandenburger / K. Brandenburger, Alt-Hockenheim. Gasthäuser und Kaffees, Hockenheim 2013, S. 57. Nun ist auch bekannt, dass die anderen Geschwister ebenfalls Geldgeschenke erhielten, vgl. C. Keller, Tel. Auskunft vom 11.3. und 24.3.2014. Frau Christa Keller ist die Enkelin der jüngsten Schwester von Eduard Schopf.
16 Auskunft C. Keller v. 24.3.2014 sowie Standesamt Hockenheim.
17 Das Geburtshaus von Eduard Schopf und seinen Geschwistern steht nicht mehr; vermutlich befand sich dieses Gebäude in der »Unteren Hauptstraße«, stadtauswärts auf der rechten Seite zwischen Schwetzinger Str. und Friedrichstraße.
18 Stadtarchiv Hockenheim , A 1920.
19 K. Hesselbacher, Die Wirtschaftliche Entwicklung Hockenheims und seiner Tabakindustrie, Diss. Heidelberg 1924, S. 54/5 und 68.
20 Stadtarchiv Hockenheim, A 1920.
21 Kurt Buchter, Hockenheim in Raum und Zeit, S. 250.
22 Stadtarchiv Hockenheim, A 1920.
23 Ebd., Felicitas Offenloch-Brandenburger, S. 89.
24 Rolf Maier/AG Geschichte Gauß-Gymnasium, 100 Jahre Kommunalwahl in Hockenheim, Ausstellung Rathaus Hockenheim 2004 sowie 100 Jahre Kommunalwahl in Hockenheim / Rolf Maier, in Hockenheimer Tageszeitung vom 23.6.2004.
25 100 Jahre Sozialdemokratie in Hockenheim (1898–1998), Hockenheim 1998, S. 56.
26 Rolf Maier, Landtagswahlen in Heidelberg, Heidelberg 1904.
27 Stadtarchiv Hockenheim.
28 Ebd.
29 K. Buchter, S. 302, Hüsener, S. 456.
30 Martin Dröge, Die biographische Methode in der Regionalgeschichte, Münster 2011, S. 8.
31 So die Berufsbezeichnung in seinem Militärpass 1916.

32 Vgl. hierzu: Martin Dröge; Die biographische Methode in der Regionalgeschichte, S. 8/9 und 11.
33 Thomas Speckmann, Vom Unbekannten des Krieges, in: Merkur, März 2014, Nr. 778, S. 251.
34 Thomas Weber, Hitlers erster Krieg, Bonn 2012, S. 29.
35 Ehrenchronik der Stadt Hockenheim, München/Hockenheim 1938 (Stadtarchiv Hockenheim).
36 PARS.
37 In seinem späteren Reisepass steht auch noch, dass er blaugraue Augen und dunkelblondes Haar habe.
38 PARS.
39 Thomas Weber, Hitlers erster Krieg,, S. 282.
40 Erster Weltkrieg 1914–1918. Aus der Telegraphentruppe entstehen moderne Nachrichtentruppen, in: hghampe.homepage.t-online.de. Vgl auch Stefan Kaufmann, Kommunikationstechnik und Kriegsführung 1815–1945, München 1996, z. B. S 169, 228, 235, 246, 278 und 378, der den Aufbau und die Expansion dieser modernen Technik beschreibt.
41 D. Brietzke, Rothfos, Johann Bernhard, in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 125/6.
42 www.carus-akademie.de/Dateien/Downloads/Nachruf.Bernhard.Rothfos.pdf, Rolf Schopf bezweifelt aufgrund seiner konkreten Kenntnisse diese Version.
43 Hüsener, S. 456.
44 Herbert Schwarzwälder, Das Große Bremen-Lexikon, Bremen 2001, S. 218.
45 Ebd.
46 http://grabsteine.genealogy.net/tomb.php?cem=135&tomb=10054&b=S (Friedhof in Bremen) Standesamt Rastatt
47 Vgl. Hüsener.
48 Martin Schuhmacher, Unternehmer im achten Band der neuen Deutschen Biographie und in der bremischen Biographie, in: Tradition. Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmer-Biographie, 1/1970, S. 319.
49 Stand 10.3.2015.
50 Reiner Penter, Blick zurück nach vorn, Bad Liebenzell 2003, S. 84.
51 Für das Folgende: Asmut Brückmann, Bremen, Geschichte einer Hansestadt, Bremen 2008, S. 122 ff.
52 Fritz Peters, Zwölf Jahre Bremen, 1921–1932, Bremen 1938, S. 168.
53 Aus der Rede des Pfarrers bei der Beerdigung, in: PARS.
54 Brockhaus Bd. 21, Mannheim 1993, S. 67.
55 Volker R. Berghahn, Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918–1935, Düsseldorf 1966, S. 286.
56 Ebd., S. 7/8 sowie 280/1.
57 Staatsarchiv Bremen 4,75,5. Mir ist bekannt, dass diese Publikation unvollständig bleibt, da in der weiteren Forschung, besonders in der lokalen Presse Bremens sowie aus Verbandsarchiven der Gewerkschaften und Unternehmensverbänden aus den Jahren 1924–1935, noch vielfältige Hinweise gefunden werden können, die dieses bisherige Verständnis des Unternehmers Schopf noch differenzierter erscheinen lässt. Ein möglicher Ansatzpunkt: J. Wollenberg, Die Arbeiterbewegung zwischen Selbstpreisgabe, Zerschlagung und antifaschistischem Widerstand 1933–1945. Das Beispiel Bremen, in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Januar 2013, S. 5 ff.
58 ESB= Eduard Schopf Bremen, 1934 feierte man das 10jährige ESB-Bestehen, vgl. PARS. Erstmals wurde das Logo EDUSCHO am 23.9.1925 verwendet.
59 http://www.kaffeetraditionsverein.de/index.php/Eduscho_Kaffeerösterei.
60 Staatsarchiv Bremen, 4, 125/1–6137.
61 Ebd.
62 U. Becker, S. 282 ff.
63 D. Brietzke, Rothfos, Johann Bernhard, S. 125/6. Erfolg macht träge. In: Spiegel Nr. 10, 3.3.1986.
64 Vgl. Fußnote 6.
65 http://www.siedentopf.de/ueber-uns/historie/.
66 Kraft Foods Deutschland (Hg.), 100 Jahre Kaffee HAG, Bremen 2006, S. 213 ff.
67 Staatsarchiv Bremen, 4/44/1–60.
68 Ebd., 4, 44/1–59.
69 U. Becker, S. 384.
70 Vgl. Fußnote 6.
71 U. Becker, S. 386 zitiert: Friedrich Prüser. 75 Jahre Briull&Heinemann 1874–1949. Aus der Geschichte des Bremer Kaffeehandels, Bremen 1949, S. 49.
72 Kawa z Bremy, in: www.blog.pozegnanie.com/tag/eduard-schopf/; Pierwszy w Polsce blog o kawie (25.10.2013).
73 Andere Quellen benennen als Todesort Motzen bei Bremen, was eindeutig falsch ist. Vgl. Eduard Schopf, in Wikipedia, 2.4.2014, dort inzwischen korrigiert: Stand 15.3.2015.
74 Bremer Nachrichten v. 12.6.1935.
75 Ebd., 13.6.1935.
76 Ebd.
77 Ebd., vom 18.6.1935.

78 »Gedächtnisfeier für Herrn Eduard Schopf«, in: PARS.
79 Handelskammer Bremen, Eduscho 90001, K 5a.
80 Ebd. (Schreiben von Schopf am 10.8.1933).
81 StAHB, 4/75/5.
82 K. Buchter, S. 302, E. Brauch, S. 396.
83 Erfolg macht träge, vgl. Fußnote 8. Diese Notiz des »Spiegels« kann nicht stimmen, da zu diesem Zeitpunkt der älteste Sohn von Eduard Schopf noch lebte.
84 Auskunft von RS am 20.2.2014, Heinrich (Heinz) Schopf soll nach 1945 ff. gestorben sein.
85 Ebd.
86 Th. Schäfer: Wer liegt wo? Prominente auf Bremer Friedhöfen, Bremen 1998. http://grabsteine.genealogy.net/tomb.php?cem=135&tomb=10054&b=S http://de.wikipedia.org/wiki/Riensberger_Friedhof. Die Handy-App »Wo-sie-ruhen« über den Friedhof Bremen-Riensberg, 2015, weist lückenhafte und falsche Daten auf. Stand März 2015.
87 Http://de.wikipedia.org/wiki/Eduscho.

Anschrift des Autors:
Rolf W. Maier
Wingertstraße 55
69207 Sandhausen

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

augustinermuseum
städtische museen Freiburg im Breisgau

Franz Xaver Winterhalter

Maler im Auftrag Ihrer Majestät

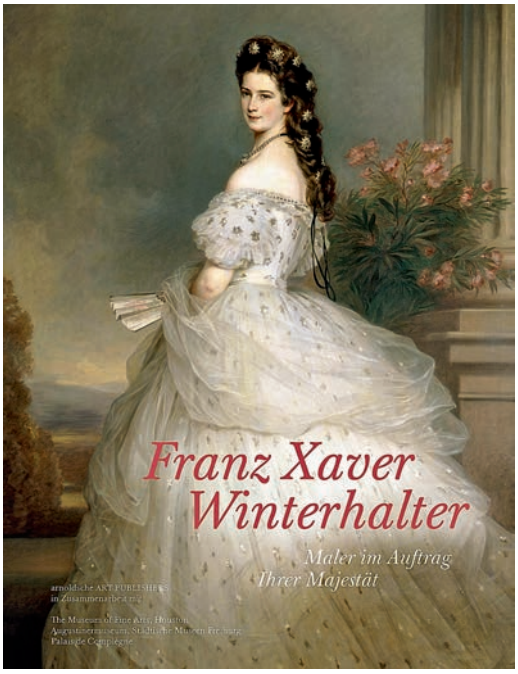
Heinrich Hauß

Franz Xaver Winterhalter aus Menzenschwand ist der einzige badische Maler seiner Zeit, der internationalen Ruf erreichte. Seit dem Tode Winterhalters im Jahre 1873 wurden seine Werke in Deutschland nicht mehr im Kontext gezeigt. Die Ausstellung in Freiburg, in dem der 13-jährige Winterhalter in den Herderschen Anstalten 1818 eine Lehre begann, versucht in internationaler Kooperation, seine »herausragendsten Werke seines Oeuvre« zu präsentieren und eine »Neubewertung« vorzunehmen.

I. Präsentation der Malerei Winterhalters in drei Museen

Franz Xaver Winterhalter: »Europäer und Weltbürger«

2007 schrieb Ingeborg Eismann: »Trotz der Vielzahl seiner Gemälde ist der Künstler Winterhalter in Deutschland vergleichsweise unbekannt. Außerhalb Baden-Württembergs, der Heimat des Malers, haben deutsche Museen kaum Werke Winterhalters gesammelt. Die einzige nennenswerte Ausstellung, die Winterhalters Oeuvre präsentierte, fand nicht in Deutschland, sondern 1992 in England und später in Frankreich statt. Der ausführliche Katalog liegt lediglich in französischer und englischer Sprache vor. Man hat



Franz Xaver und Hermann Winterhalter, 1849, Bleistiftzeichnung von Franz Sales Maier
(Augustinermuseum – Städtische Museen Freiburg)

sich nicht die Mühe gemacht, ihn ins Deutsche zu übersetzen«. »In Deutschland ist sein Werk nach seinem Tod 1873 nie wieder in einem größeren Kontext gezeigt worden«.[1] Mit der Ausstellung in Freiburg wird eine »Neubewertung« dieses bedeutenden Malers des 19. Jahrhunderts in Angriff genommen. Da sich seine Karriere über den ganzen Kontinent erstreckte, wird er wieder entdeckt als »Europäer und Weltbürger«. Die Idee, Winterhalter erneut zu präsentieren, stammt von Helga Kessler Aurisch vom Museum of Fine Arts in Houston. Die Besonderheit der Ausstellung im Augustinermuseum Freiburg (28.11.2015–10.3.2016) besteht nun darin, dass in der Folge das Werk Winterhalters im Museum of Fine Arts in Houston (17.4.2015–14.8.2016) und in Palais de Compiegne (17.9.2016–15.1.2017) gezeigt wird. Je nach der Verschiedenheit der Häuser müssen verschiedene Schwerpunkte in der Werkpräsentation gesetzt werden.[2]

Freiburg als Ausstellungsort für das Werk Winterhalters ist mit Bedacht gewählt, denn hier hat der Maler 1818 als 13-jähriger seine erste Ausbildung im Zeichnen und im Kupferstichhandwerk erhalten.

II. Vom Bauernjungen in Menzenschwand zum Maler an den Königshöfen Europas

Eine »einzigartige Geschichte«

Winterhalter ist der »einzige badische Künstler seiner Zeit, der internationalen Ruf erreichte« und der der bestverdienende Künstler seiner Zeit war. Für den Maler unzähliger gekrönter Häupter kann man sich kaum einen ungewöhnlicheren Geburtsort vorstellen, als das »klein Dörfchen Menzenschwand im Schwarzwald«.[3]

Franz Xaver Winterhalter wurde am 20. September 1805 in Menzenschwand im südlichen Schwarzwald geboren. Sein Aufstieg als Maler der Königshöfe Europas bleibt, wie bei allen Genies, eine »einzigartige Geschichte«, die nicht vollständig erklärt werden kann. Mit 13 Jahren beginnt Franz Xaver eine grafische Ausbildung beim Herderschen Institut in Freiburg, von 1818–1824. Danach übersiedelte er nach München. Dort wird er in die Werkstatt Josefs Stielers (1871–1858) aufgenommen. »Der spätere Ruhm Winterhalters als fürstlicher Porträtmaler ist zu einem großen Teil auf Stielers Einfluss zurückzuführen«.[4] 1832 unternimmt er eine Italienreise und widmet sich der Genremalerei. Das »italienische Intermezzo« wurde zu einem »bedeutenden Schritt in seiner künstlerischen Entwicklung«.[5]

III. Der Maler, der mäzenatische badische Hof und Karlsruhe

»Als er sich zur Ruhe setzte, entschied er sich für Baden«

1827 nimmt Winterhalter auf einer Malerreise erste Kontakte zum badischen Hof auf. 1828 erhielt er eine Anstellung als Zeichenlehrer. 1830 siedelt er nach Karlsruhe über und bezieht eine Wohnung im Inneren Zirkel Nr. 8.

1834 kehrt Winterhalter von der vom Großherzog finanzierten Reise in Italien nach Karlsruhe zurück und wird badischer Hofmaler. Am Jahresende siedelt er aber nach Paris über, er wird dort 35 Jahre bleiben. Der badische Hof, Großherzog Leopold (1790–1852) und Großherzogin Sophie (1801–1865) unterhielten beinahe freundschaftliche Beziehungen zu dem Maler. Der Großherzog hatte die Italienreise Winterhalters von 1832–1834 großzügig unterstützt. Zwischen der Groß-

herzogin und Winterhalter entwickelte sich eine freundschaftliche und intensive Beziehung, zumal Winterhalter der Großherzogin Zeichenunterricht erteilte »Die mäzenatische Förderung durch den Großherzog Leopold und seiner Frau Sophie« war zwar von großer Bedeutung, »malerisch und künstlerisch konnte Karlsruhe aber Winterhalter nichts bieten«. Der Maler blieb dem Schwarzwald als seiner Heimat zeitlebens verbunden. »Die Residenzstädte und andere Städte in Baden blieben ihm fremd«.[6] Wegen des deutsch-französischen Krieges kehren die Brüder Winterhalter (Franz Xaver und Hermann) nicht nach Paris zurück und wohnen in Karlsruhe am Friedrichsplatz 4. Er nutzte seine Beziehungen zu den Königshäusern nicht, um ein Leben in Prunk zu führen; er blieb bescheiden und zurückhaltend. Als er sich zur Ruhe setzte, entschied er sich für Baden und kehrte Paris, der Bühne seines Lebens, den Rücken.[7] 35 Jahre (1834–1870) war Winterhalter »eine bedeutende Persönlichkeit in der Pariser Kunstszene«.[8] Nach seinem Tod 1873 verschwand Winterhalter aus dem öffentlichen Bewusstsein. Für die »aufstrebenden Realisten und Impressionisten« war die »Salonmalerei« Winterhalter »ohne jeden Belang« (Kunst in der Residenz).

IV. Der Maler europäischer Herrscherhäuser für drei Jahrzehnte

»Dass jedes erlauchte Haupt der Weihe durch Winterhalters Pinselstrich bedarf«

»Das Ausmaß seines Erfolgs war beispiellos und unübertroffen«. Der Erfolg aber »kann zum Teil den adligen Netzwerken zugeschrieben werden, den zunehmend engen familiären Banden zwischen den Königs- und Adelshäusern der damaligen Zeit«.[9] Während seines Italienaufenthaltes 1833/34 malt Winterhalter ländliche Genreszenen, die seinen Erfolg begründen. Mit 29 Jahren ging er nach Paris und sollte dort eine bedeutende Persönlichkeit in der Kunstszene werden.

Den Durchbruch in Frankreich erreichte er mit dem Gemälde »Dekameron« 1837. »Sein Name war von nun an in aller Munde«.[10] Die Porträts Leopold I. von Belgien und Luise Marie 1838 eröffneten ein Netzwerk adliger Interessenten an seiner Malerei. 1841 reist Winterhalter auf Empfehlung des belgischen Königs nach England und malt 1842 Porträts der Queen und des Prinzgemahls. Die erfolgreiche Karriere in England dauerte 22 Jahre. Anlässlich des Todes von Winterhalter wird Königin Victoria schreiben: »Es gab kein Porträtist mehr auf der Welt, der sich mit ihm vergleichen ließe. Es kommt mir vor, als sei ein Stück der alten Zeit vergangen«.[11] 1853 malte er Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugenie.

1865 entsteht das »unvergleichliche Meisterwerk«[12] der Kaiserin Sisi in großer Ballrobe (vgl. Katalog-Cover).

Mirja Straub hat versucht, Winterhalters Erfolgsrezept zu umreißen. Zunächst: »Er malte so, wie es zu dieser Zeit und in diesen (adligen) Kreisen gewollt war.« Zu seinem Erfolg trugen bei: sein malerisches Talent, die gekonnte und schnelle Pinselführung, das Gespür für das richtige Arrangement, das Atelier- und Arbeitsklima und seine guten Kontakte.[13]

Mit dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreichs (1852–1870) endete Winterhalters Zeit.

Winterhalter hatte den Herrscherhäusern Orleans (Louis Philippe, 1830–1848 und Napoleon III. Bonaparte, 1852–1870) durch

Kaiserin Eugénie in einem Kostüm des 18. Jahrhunderts, 1854, Franz Xaver Winterhalter
(Foto: The Metropolitan Museum of Art, Inv.-Nr. 1978.403)

seine Malerei auch eine Legitimierung gegeben. »Er vor allem war es, der die Herrscher Europas in jenen Jahrzehnten des allmählichen Wandels hin zur bürgerlichen Gesellschaft und zur Demokratie mit seinen Porträts künstlerisch inszenierte und vermarktet hat.«

Winterhalters Karriere verdankte sich auch »dem Umstand, dass er, seiner geografischen und sozialen Herkunft zum Trotz, der richtige Mann zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort war«.[14] Zeitpunkt und Ort waren aber politisch bedingt, und so trugen auch die weiteren politischen Veränderungen zu seinem Bedeutungsverlust bei.

1 Ingeborg Eismann: Franz Xaver Winterhalter, Der Fürstenmaler Europas. 2005. S. 7.
2 Franz Xaver Winterhalter, Maler im Auftrag Ihrer Majestät, 2015.
3 A. a. O. S. 16.
4 Eismann A. a. O. S. 16, Stieler war Hofmaler Ludwigs I. und schuf die Nymphenburger Galerie.
5 A. a. O. S. 39.
6 A. a. O. S. 31.
7 A. a. O. S. 11.
8 A. a. O. S. 40.
9 A. a. O. S. 34.
10 A. a. O. S. 92.
11 Eismann, A. a. O. S. 41.
12 Eismann, S. 10.
13 A. a. O. S. 51.
14 Badische Zeitung: Franz Xaver Winterhalter im Augustinermuseum. 21.11.2015.

Literatur

Franz Xaver Winterhalter. Maler im Auftrag Ihrer Majestät. Mit Beiträgen von Helga Kessler Aurisch, Eugene Barilo von Reisberg, Laure Chabanne. Elizabeth Ann Coleman, Tilman von Stockhausen und Mirja Straub. Mit einer Einführung von Richard Ormond, 2015.

Ingeborg Eismann: Franz Xaver Winterhalter (1805–1873). Der Fürstenmaler Europas. 2007.

Anschrift des Autors:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39
76149 Karlsruhe

Gedenkjahre badischer Geschichte

Der Ausbruch des Mount Tambora im April 1815 – 1816

»Das Jahr ohne Sommer«

I. Ausbruch des Tambora vom 10.–17. April 1815

Der noch heute aktive Vulkan Tambora befindet sich auf der indonesischen Insel Sumbawa, östlich von Java. Der Ausbruch des Tambora war der größte Ausbruch eines Vulkans in der Geschichte der Menschheit in den letzten 5000 Jahren. Der Ausbruch wird nach dem *Volcanic Explosivity Index* mit 7 geführt. Der Richtwert dient zur Ermittlung der Stärke von Vulkanausbrüchen und wird gemessen nach Menge und Höhe des ausgestoßenen Materials.

Die Insel Tambora. Nur die Caldera im Zentrum blieb vom ursprünglichen Vulkan nach dessen Ausbruch im Jahr 1815 erhalten (© 2015, EarthScope.org)

»Der Ausbruch des Tambora im April 1815 war das größte vulkanische Ereignis in historischer Zeit«. »Die ersten Detonationen des Ausbruchs wurden auf dieser Insel [Java] am 5. April Abends vernommen […]. Am 6ten fing die Sonne an verdunkelt zu werden, sie hatte das Ansehen, als ob sie in einen dichten Nebel gehüllt wäre«, ließ der britische Militärgouverneur Sir Thomas Stamford Raffles (1781–1826) Augenzeugen niederschreiben.

Am Abend des 10. April 1815 setzten gewaltige Eruptionen ein, der Höhepunkt des Ausbruchs. Die Säule von Rauch, Asche und Bimsstein (poröses, luftreiches vulkanisches Gestein) wird auf 44 Kilometer geschätzt. Die Ausbrüche setzten sich bis zum 17. April fort. Schon im Jahre 1812 hatte sich eine Wolke über dem Gipfel gebildet, die nicht mehr verschwand.

Die Eruptionssäule des Vulkans stieg etwa 25 Kilometer hoch. Sie blies große Mengen von Wasserdampf und Schwefeldioxid in die Atmosphäre. Dort verbanden sie sich zu Tröpfchen von Schwefelsäure. Dunstschleier solcher Tröpfchen, Schwefelsäureaerosolen, zirkulierten in großen Höhen (Stratosphäre) um die Erde. Aerosole sind feinste Verteilungen schwebender fester oder flüssiger Stoffe in Gasen z. B. in der Luft. Sie reflektierten das Sonnenlicht, verhindern die Einstrahlung der Sonne auf die Erde und verursachten dadurch eine abnorme globale Abkühlung. Da die Schleier über den Wolken lagen und daher nicht von Regenfällen heruntergespült wurden, zirkulierten sie einige Jahre, riefen eine langfristige Abkühlung hervor (de Boer / Sanders) und führten zu einer merklichen Veränderung im Tageslicht. Dieser Effekt trat vor allem abends und morgens infolge der dann längeren Lichtpassage durch die Atmosphäre auf, bedingt durch die erheblich stärkere Brechung der Sonnenstrahlen durch den Vulkanstaub. Dadurch hatte das Tambora-Ereignis auch Einfluss auf die Kunstgeschichte. So malte etwa der englische

Sklavenschiff, William Turner. Als Folge des Vulkanausbruchs waren die Sonnenuntergänge in Europa in der Zeit des Biedermeier von beeindruckender Farbintensität Sie inspirierten Künstler wie William Turner oder Carl Spitzweg. (Museum of Fine Arts, Boston, Wikipedia, gemeinfrei)

Blick in den Krater von Mount Tambora, entstanden durch den kolossalen Ausbruch 1815
(Foto: Jialiang Gao, eigenes Werk, Wikimedia Commons)

Landschaftsmaler William Turner (1775–1851) seine berühmten Sonnenauf- und -untergänge in nie dagewesener Farbenpracht.

Von den ursprünglichen 4200 Metern Höhe des Bergs blieben nach der Absprengung des Gipfels nur noch 2850 Meter übrig. Es bildete sich eine sechs Kilometer weite Caldera mit einem Kratersee. Unter einer Caldera versteht man eine weitläufige runde vulkanische Senke. Man schätzt, dass bei der Eruption ca. 150 Kubikkilometer an vulkanischem Material ausgestoßen wurden. Die Durchschnittstemperatur fiel global um 1–2,5 Grad Celsius gegen das langjährige Mittel. Etwa 100 000 Menschen starben durch mittelbare oder unmittelbare Folgen auf Sumbawa und auf dem angrenzenden Lombok.

II. Die Folgen – Das Hungerjahr 1816

Der Ausbruch des Tambora löste in den Jahren 1816 und 1817 eine Agrarkrise aus. Sie hatte zur Folge »eine der vorletzten der großen Hungersnöte, die die deutsche Gesellschaft seit Jahrhunderten heimgesucht hatten« (H.-U. Wehler). Im Spätsommer 1816 war das Getreide kaum ausgereift, die Kartoffeln in der Erde verfault. Vom Königreich Württemberg wird berichtet: »Mai und Juni fast täglich Regen und Gewitter, so dass die Äcker versoffen und Weinberge rutschten. Man zählte in den Monaten Mai bis einschließlich September 95 Regentage.«

Ausbruch des Tomboro 1821, Leon Sonrel, 1872
(Wikipedia, gemeinfrei)

Die Hungertafel in Neulautern vergleicht die Lebensmittelpreise von 1772, 1784 und 1817: Veränderliche · Jahrs zeiten 1772 · Hat 8 ℔ [= Pfund] Brod 8 x [= Kreuzer] kost · 1784 die Maß Wein 4 x · 1817 Hat der Scheffel · Denkel 40 gulten kost · 8 ℔ K. [Korn] Brod 2 gulten · die Maß Wein 2 f [Florin = Gulden] das · Simre Erdbirn 3 f (Foto: Rosenzweig, eigenes Werk, Wikipedia, CC BY-SA 3.0)

Einzug der ersten Erntewagen nach der großen Hungersnot von 1816–1817 am 4. August 1817 auf dem »Platz« in Ravensburg, Gottlob Johann Edinger 1786–1882 (Stadtarchiv Ravensburg)

P. Assion hat nach der Chronik der Stadt Miltenberg das Hungerjahr beschrieben: »Das Jahr 1816 war ein fürchterliches Jahr. Es regnete fast unaufhörlich. Die Nahrungsmittel wurden großen Theils durch die beständigen Regengüsse verschwemmt und was wuchs, war marklos und ohne Kraft.« Die gleiche Katastrophe hatte fast ganz Deutschland betroffen: ein verregneter Sommer – nach einer Buchner Angabe regnete es vom »3. Mai bis Mitte August.«

Brot wurde mit Leinsamen, Kleie, gemahlenem Stroh und Sägemehl gestreckt. »Suppen wurden aus abgesottenem Biermalz, Kleie, Mehlstaub und gemahlenem Stroh hergestellt, Gemüse aus Gras und Brennesseln verfertigt«. Ein Sechspfünder Kornbrot kostete in Buchen im Februar 1816 12 Kreuzer, gegen Jahresende 30 Kreuzer und der Preis stieg bis Juli 1816 auf 50 Kreuzer an.

In Rastatt wurde im März 1817 eine Rumfordsche Suppenküche eingerichtet. »Um einer völligen Hungersnoth, welche die ärmeren Klassen der hiesigen Gemeinde wegen in verflosssnen Jahren sehr mißrathenen Ernde bei dem Eintritt des abgewichenen Frühjahrs mit allen nachteiligen Folgen zu bedrohen schien, aufs Kräftigste zu begegnen« hat man eine Suppenküche errichtet. Am 29. April 1817 schreibt Rahel Varnhagen (1771–1833): »Theuerung, die jeden geniert; solche Noth, dass man gar nichts anders hört, und es ein jeder hört; man es von einem jedem hört im Oberland, einige Meilen von hier, isst man Brot aus Baumrinde, und gräbt tote Pferde aus; das Vieh stirbt den Bauern aus Mangel an Gras und Futter. Man sieht allen Gräueln entgegen«.

III. Neuere Publikationen: »Vulnerabilität der menschlichen Kultur«

»Zu den seltsamsten Erfindungen der Zeit gehört die Draisine«, stellt Beringer fest. Karl Drais (1785–1851) konzipierte die Draisine in der Folge von Pferde- und Futterknappheit und im Zusammenhang mit Pferdesterben. Beringer hält die Bezeichnung »Jahr ohne Sommer« für eine Übertreibung, weil kein Gefahr eines »vulkanischen Winters« bestand.

Wolfgang Behringer unternimmt es in seinem neuen Buch »Tambora und das Jahr ohne Sommer«, die Tamborakrise (die Zeit von 1815–1820 als eine in sich abgeschlossne Krisenepoche) neu als ein Stück Weltgeschichte zu definieren. »Es geht nicht um den Vulkanausbruch an sich, sondern um seine kulturellen Folgen sowie um die Möglichkeit der damaligen Gesellschaft auf einen abrupten Klimawechsel zu reagieren«. Er interpretiert die Krise als ein Ereig-

Auf dem Kraterrand mit Blick in die Caldera (Foto: Paul Hessels, flickr.com/photos/paulzpicz/2597591934)

nis, »das nicht nur seinen Platz in der Natur-, sondern auch in der Kultur- und Sozialgeschichte hat«. Der Ausbruch des Tambora lehrt uns, »dass man sich trotz Fortschritt und Hochtechnologie der Vulnerabilität der menschlichen Kultur – insbesondere klimatischen Veränderungen gegenüber – bewusst bleibt.« Die gilt im Zeitalter der Klimakrise besonders auch für unsere Zukunft.

Heinrich Hauß

Literatur

Peter Assion: Hungerjahr und Erntedank, Der Odenwald 3/1976.

Wolfgang Beringer: Tambora und das Jahr ohne Sonne. Wie ein Vulkan die Welt in die Krise stürzte. 2015.

Sabine Kaufmann, 1816. Das Jahr ohne Sommer. Geschichten einer süddeutschen Katastrophe. 2013.

Rainer Brüning, Peter Exner (Hg.): Wege aus der Armut. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Karlsruhe 2007.

Marco Müller: Die Sozial- und Wirtschaftgeschichte der Stadt Rastatt 1815–1890. 2005.

H.-U. Schmincke / L. Schwarzkopf: Die Vulkanwelt Indonesiens. Geografische Rundschau, 52/2000, h.6.

Manfred Vasold: Der Ausbruch des Tambora. Geografische Rundschau 52/2000, Heft 12.

Jelle Zeilinga de Boer / Donald Theodore Sardes: Das Jahr ohne Sonne. Große Vulkanausbrüche der Menschheitsgeschichte und ihre Folgen. 2004.

Verleihung des 34. Landespreises für Heimatforschung

Bruchsal: Die Vielfalt lokalgeschichtlicher Themen dokumentierte der Festakt zur Verleihung des »Landespreises für Heimatforschung Baden-Württemberg« im Bruchsaler Bürgerzentrum. Das Spektrum der in kurzen Filmporträts vorgestellten Preisträger reicht von naturkundlichen Untersuchungen über Verkehrsgeschichte zur Diskussion über Windparks. Bei dem zum 34. Mal vergebenen Preis, mit dem die Landesregierung das Engagement ehrenamtlicher Forscherinnen und Forscher würdigt, wurde der Hauptpreis Dr. Frank Janzowski (Meckesheim) zuerkannt.

Die Verleihung bildet traditionell den Abschluss der Veranstaltungen zu den Heimattagen Baden-Württemberg, für die Bruchsals Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick positive Bilanz zog: »Sehr anstrengend, aber lohnend«, resümierte sie mit Dank an alle Helfer.

Anerkennung für die engagierte Ausrichtung der Heimattage vernahm sie von der Amtschefin des Wissenschaftsministeriums Baden-Württemberg, Ministerialdirektorin Dr. Simone Schwanitz, der die Auszeichnung von sieben Autorinnen und Autoren oblag. »Lokal- und Regionalgeschichte haben auch in einer zunehmend globalisierten Welt große Bedeutung. Ihre Erforschung klärt nicht nur das Bedürfnis, die eigene Identität zu stärken. Die Kenntnis der eigenen Wurzeln ist für eine Zivilgesellschaft auch wichtig, um die sich hieraus ergebenden Wechselwirkungen zu überregionalen Zusammenhängen besser einordnen zu können«, führte Simone Schwanitz aus.

Den Jugendförderpreis erhielt Maria Müller v.l.n.r. :Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick, der Leiter der Geschäftsstelle für den Landespreis Erich Birkle, Preisträgerin Fabiola Watzl aus Oppenau und Ministerialdirektorin Dr. Simone Schwanitz vom Wissenschaftsministerium (Foto: Gerhard Layer)

Fabiola Walzl erhielt für Ihre Arbeit den Schülerpreis v.l.n.r.: Oberbürgermeisterin Cornelia Petzold-Schick, der Leiter der Geschäftsstelle für den Landespreis Erich Birkle, Preisträgerin Maria Müller aus Oppenau und Ministerialdirektorin Dr. Simone Schwanitz vom Wissenschaftsministerium (Foto: Gerhard Layer)

Die Forscherinnen und Forscher machten lokale Geschichte anschaulich und lebendig. »Besonders freut mich, dass sich wieder viele Jugendliche mit Arbeiten beteiligt haben«, bekannte die Ministerialdirektorin. Und besonders dürfte sie es gefreut haben, als mit Fabiola Walz eine der jugendlichen Preisträgerinnen meinte: »Mir hat diese Arbeit die Heimat ein Stück näher gebracht«.

Die ausgezeichneten Arbeiten wurden aus 106 eingereichten Bewerbungen, darunter auch Filme, DVDs und CDs, ausgewählt. Mitglieder der unabhängigen Jury sind Persönlichkeiten aus der Forschung und dem Schulbereich sowie Vertreter des Landesausschusses Heimatpflege. Dessen Vorsitzender Erich Birkle freute sich über die erneut hohe Teilnehmerzahl. Neben den dotierten Auszeichnungen

(insgesamt 10 200 Euro) wurden auch fünf Arbeiten mit Anerkennungsurkunden gewürdigt.

Mit seiner Arbeit »Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch« hat Dr. Frank Janzowski (Meckesheim) nicht nur ein dunkles Kapitel regionaler Geschichte aufgearbeitet, vielmehr hat er den über 2000 Menschen, die zwischen 1940 und 1944 von Wiesloch aus in Einrichtungen verlegt wurden, wo sie zum größten Teil ermordet wurden, Namen und Identität gegeben. In seiner Dankrede unterstrich der Psychologe gerade dieses Anliegen, die Opfer der nationalsozialistischen Euthanasiepolitik dem Vergessen zu entreißen und bekundete Dank gegenüber der Geschäftsleitung des Psychiatrischen Zentrums Nordbaden, in deren Auftrag er seine mühsamen Recherchen zur Ermittlung der Schicksale unternahm.

Wie Menschen mit Behinderung im vergangenen Jahrhundert lebten und betreut wurden, damit beschäftigten sich Paula Woreschk und Hermine Gäckle vom Nicolaus-Kistner-Gymnasium Mosbach. »Gruß aus der Idioten-Anstalt Mosbach« nannten die 12-jährigen Schülerinnen ihre Arbeit, die auch das Bekenntnis enthält, aus diesen Menschen keine Außenseiter zu machen, sondern sie anzunehmen wie andere auch. Mit den beiden Schülerinnen wird nun die von Christine Eggers betreute Geschichts-AG des Mosbacher Gymnasiums schon zum dritten Mal in Folge ausgezeichnet.

Der Schülerpreis ging ebenso an Fabiola Walzl (Oppenau) für ihre Arbeit: »Bad Antogast – Vom regionalen Kurbad zum Internationalen Yoga-Zentrum«. Den Jugendförderpreis erhielt Maria Müller aus Oppenau. Ihr Thema: »Der Windpark Alexanderschanze – Ein Nein zum Tourismus?«. Helmut Herwanger († Bad Waldsee: »Oberschwäbische Botaniker aus fünf Jahrhunderten«) und Uwe Siedentop (Heidenheim: »Die Brenztalbahn«) teilten sich den zweiten Preis. *Gerhard Layer*

Schwetzingen im Landesbildungsserver

Informationen und Materialien für die Schulen

in Zusammenarbeit mit Dieter Burkard und Roland Vetter (†) erarbeitete Dr. Volker Kronemayer (Arbeitskreis RP Karlsruhe) Materialien für den Unterricht zu Stadt und Schloss in Schwetzingen in der Zeit des Kurfürsten Carl Theodor (1724–1799). Den Arbeitsmaterialien in der Schule und zur Lernorterkundung außerhalb des Klassenraumes sind Erläuterungen zur Bedeutung, Geschichte und der Anlage von Stadt und Schloss um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Hintergrundinformationen vorangestellt.

Die Methodenvorschläge zur Lernorterkundung greifen zunächst und naheliegender Weise auf den Schlosspark zurück, da dieser überregional sehr bekannt ist und sich vor allem jüngere Schüler dort frei und ohne auf den fließenden Verkehr achten zu müssen bewegen können. Eine Radtour rund um den Schlosspark ergänzt die Vorschläge. Für technikinteressierte Gruppen werden die Anlagen des Oberen und Unteren Wasserwerks vorgestellt, vornehmlich in Bezug auf die Wasserspiele im Schlossgarten. Antriebstechnik, Pumpensystem und andere technische Einrichtungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts stehen hier im Mittelpunkt.

In der Stadt Schwetzingen steht die barocke Stadtanlage zwischen Unterdorf und Oberdorf im Mittelpunkt der Betrachtung. Ein Vergleich der Stadtpläne von 1717 und nach 1748 macht die bauliche Veränderung in der Stadt Schwetzingen unter Carl Theodor sehr anschaulich. Der Rundgang im Oberdorf, Unterdorf und in der barocken Stadt entlang den Schildern des »Historischen Pfades« kann mit Hilfe der Karte und ihren nummerierten Einträgen sowie den Bildern auch im Klassenzimmer nachvollzogen werden. Weitere Aspekte sind die »Maulbeerallee« und »Der Wald als Hoflieferant«.

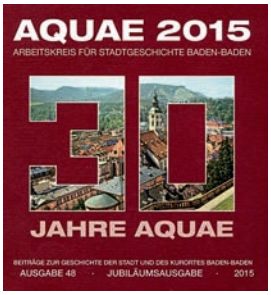
Unter der Rubrik »Information und Service« findet sich der Hinweis auf das Karl-Wörn-Haus Schwetzinger Museum sowie eine umfangreiche Literaturliste und eine Liste mit Links zu anderen Internetseiten.

Angeboten werden diese Informationen und Arbeitsmaterialien im Landesbildungsserver Baden-Württemberg unter der Adresse: http://www.schule-bw.de/unterricht/faecheruebergreifende_themen/landeskunde/modelle/epochen/neuzeit/absolutismus/schwetzingen/ *Dr. Volker Kronemayer*

Publikationen zur badischen Geschichte

Periodika: Publikationen zur badischen Geschichte

Dreißig Jahre AQUAE, Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden »Berücksichtigung geschichtlicher Gesichtspunkte bei der zukünftigen Entwicklung der Stadt«



Die Jubiläumsausgabe »AQUAE 2015« ist ein willkommener Anlass, die Publikation in unserem Heft zu besprechen. Der Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden e. V. sieht seinen Zweck in der »Erforschung, Kenntnis und Darstellung der Geschichte der Stadt Baden-Baden und der näheren Umgebung« und »vertritt die aus der Stadtgeschichte für die zukünftige Entwicklung der Stadt gewonnenen Erkenntnisse gegenüber der Öffentlichkeit der Stadt und dem Land.« Der Arbeitskreis betreibt nicht Geschichte zum Selbstzweck, sondern versucht, aus der Stadtgeschichte Erkenntnis für die zukünftige Entwicklung der Stadt abzuleiten. Nach diesem Grundsatz werden Leitlinien für die weitere Stadtentwicklung abgeleitet. »Berücksichtigung geschichtlicher Gesichtspunkte bei der zukünftigen Entwicklung der Stadt«. In diesem Sinne werden in monatlichen Zusammenkünften Fragen zur stadtgeschichtlichen Forschung und zur Zukunft der Stadt diskutiert.

Da »Baden-Baden nicht eine Stadt wie jede andere« ist (Klaus Fischer), wird in der Publikation immer wieder an das »kulturelle Gewissen der Stadt« appelliert, »die große Vergangenheit durch eine zukünftige Bauweise« zu bewahren. Es zeigt sich, dass die Bewahrung lokaler Heimat vor allem in dem Engagement der Bewohner für die städtebauliche Gestalt ihrer Stadt liegt. Ich sehe in der Zielsetzung, »das Image und den genius loci der Stadt« zu bewahren, einen wichtigen Beitrag des Arbeitskreises für die Stadt Baden-Baden, der hoffentlich von den Verantwortlichen der Kommune entsprechend gewürdigt wird. Im Jahre 2005 hat sich der Arbeitskreis am Wettbewerb des Landes Baden-Württemberg zur Auszeichnung kommunaler Bürgeraktionen beteiligt. Die Bemühungen des Arbeitskreises für Stadtgeschichte wurden mit dem Dank und der Anerkennung des Regierungspräsidiums gewürdigt (Heft 38/2005).

Bemerkenswert ist, dass der Arbeitskreis mit anderen Vereinen zusammenarbeitet, so etwa mit: »Stadtbild Baden-Baden e. V.«, »Freundeskreis der Lichtenthaler Alllee e. V.« und dem Freundeskreis Paradies e. V.

Reinhold Schneider ist ein durchgängiger Themenschwerpunkt in der Publikation (AQUAE 88) mit dem sich in besonderer Weise Haehling von Lanzenauer beschäftigt. Weitere Personen, die in Baden-Baden lebten, wie Woldemar Klein (38/05), Albert Kuntzemüler, Otto Flake (38/2005), J. M. Laeuger (9/69) und Leo Wohleb (83/97) werden in den Heften gewürdigt.

Auf einige Aufsätze der letzten Ausgaben sei hingewiesen. Peter Kohlbecker: Der Architekt Weinbrenner in Baden-Baden (44/2011), Klaus Fischer: Weinbrenner und die Folgen (45/2012), R. Rößler: Baden-Baden im Spiegel seiner Plakate (45/20 12) und R. Rösch: Was römische Wegweiser uns heute noch zeigen (48/2015).

Die Beiträge des Arbeitskreises erscheinen jährlich mit einer Publikation im Format von im Durchschnitt ca. 120 Seiten. Die Redaktion liegt in den Händen eines Dreierkollegiums, Joachim O. Engert, Elke Conradi und Hans Harald Steinmetz. Der Arbeitskreis bringt auch zusätzlich zu den Heften eine Schriftenreihe heraus. Einige Titel nur seien genannt: Stadtführer Baden-Baden (S 4/1994); Das Baden-Badener Attentat (S 5/2005); Baden-Baden. Begleiter durch Stadt und Umland (S 7/2005).

Für die Jahrgänge 1963–2001 liegt ein Inhaltsverzeichnis nach Einzelausgaben und Autoren vor (AQUAE 01, S. 117–130); ein Register der Einzelausgaben (AQUAE 05, Heft 38), eine Themenliste wurde erarbeitet in AQUAE 09 (Heft 42).

Die Satzung des Arbeitskreises ist abgedruckt in der Ausgabe 48 (2015). Der Mitgliedsbeitrag für Einzelmitglieder liegt bei 26 Euro pro Jahr. Im Mitgliedbeitrag ist der kostenlose Bezug der Zeitschrift und aller anderen aktuellen Veröffentlichungen des Arbeitskreises enthalten.

AQUAE 2015 Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden. Ausgabe 48 Jubiläumsausgabe 2015. Ladenpreis: 14,80 €. Anschrift. Joachim O. Engert (erster Vorsitzender, Merkelrain 22, 76534 Baden-Baden; Baden-Baden.de

Heinrich Hauß

Zum Ausscheiden von Erich Birkle aus der Jury »Landespreis für Heimatforschung«

Von 2006 bis 2015 war Erich Birkle Leiter der Geschäftsstelle und Mitglied in der Jury beim »Landespreis für Heimatforschung«, ein Preis, der vom Land Baden-Württemberg (Ministerium für Kultus und Sport) und dem Landesausschuss für Heimatpflege getragen wird. Der 1981 auf Initiative der Volks- und Raiffeisenbanken ins Leben gerufene Preis wird seit 1982 jährlich ausgeschrieben und öffentlich gewürdigt.

Er wendet sich an ehrenamtlich tätige Bürger des Landes, die sich mit der Heimatforschung befassen. Im Jahr 2002, dem Jahr, in dem das Land Baden-Württemberg seinen fünfzigsten Geburtstag beging, wurde ein Schülerpreis ins Leben gerufen – womit das Durchschnittsalter der Bewerber und Bewerberinnen drastisch gesenkt wird, allerdings auch aktuelle Themen von anderen Blickwinkeln aus beleuchtet werden. Außerdem gibt es auch einen gleichwertigen Schülerpreis. Die Preisträgerin des Jugendförderpreises 2015, Maria Müller aus Oppenau, machte den Perspektivwandel zwischen den Generationen zum Teil ihrer Arbeit über den Windpark Alexanderschanze.

Die Zahl der angesprochen Bezugsgruppen lässt schon erahnen, dass auf die Mitglieder der Jury alljährlich eine große Anzahl von eingereichten Arbeiten zukommt, die es zu sichten und zu bewerten gilt. Es sind jährlich über 100 Einsendungen, die der Jury vorgelegt werden. Und der umfassende Themenkatalog stellt gleichfalls erhebliche Ansprüche an die Kenntnisse der Jury-Mitglieder. Denn unter die Themen fallen Orts-, Regional- und Landesgeschichte auch im Hinblick auf ein zusammenwachsendes Europa: Neue Heimat in Baden-Württemberg; Heimatmuseen; Heimatforschung; Natur und Naturschutz, Landschaftsschutz, Umweltschutz; Entwicklung und Geschichte von Technik und Industrie; Denkmalschutz; Dorferneuerung, Stadterneuerung; Kunst und Architektur; Dialektforschung; Literatur; Brauchtum, Volksmusik, Volkstanz, Tracht.[1] Hier gilt es jährlich viel Arbeit zu bewältigen – und in zehn Jahren Jury-Tätigkeit baut sich ein eindrucksvoller Berg auf.

Weiteres ehrenamtliches Engagement kommt mit dem Vorsitz im »Arbeitskreis Alemannische Heimat e. V. Freiburg im Breisgau«, den Erich Birkle seit 20 Jahren bekleidet. Für den Bürgermeister i. R. von Wittnau, der sich seit 2012 auch noch im Freiburger Stadtteil Rieselfeld ehrenamtlich engagiert, ist der Begriff »Ruhestand« Nichts, was sich mit dem Eintritt in das Pensionsalter bestimmen lässt. Dass er 2015 von seinen Verpflichtungen in der Jury Landespreis für Heimatkunde zurücktritt, ist ein Abschluss eines Teils eines umfassenden Lebenswerks.

Volker Kronemayer

Anmerkungen

1 Die aktuelle Ausschreibung für 2016 kann unter der folgenden Adresse abgerufen werden: http://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/service/ausschreibungen/

2015 Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2015

Jahresrückblick 2015 der Regionalgruppe Karlsruhe

Der Schwerpunkt des Veranstaltungsprogramms der Badischen Heimat Regionalgruppe Karlsruhe lag in diesem Jahr verständlicherweise beim 300. Stadtgeburtstag der Stadt im Jahr 2015. Viele Veranstaltungen der Badischen Heimat nahmen darauf direkt oder indirekt Bezug. Den Höhepunkt bildete der Monat August.

»Zu Gast bei« – Unter diesem Titel fanden im Jahr 2015 die folgenden Besuche statt:

Die Leiterin des Stadtplanungsamtes Karlsruhe, Frau Dr. Karmann-Woessner berichtete **im Januar** über die Aktivitäten und die aktuellen Projekte des Stadtplanungsamts.

Der Besuch der An-Nour-Moschee in Karlsruhe **Mitte Februar** war zu einem Zeitpunkt geplant worden, als man nicht ahnen konnte, dass er durch den Anschlag in Paris auf die Redaktion der Satirezeitschrift Charlie Hebdo eine fatale Aktualität erhalten würde und noch weniger, dass sich diese am Jahresende durch weitere Morde islamistischer Terroristen noch steigern würde. Umso wichtiger war und ist ein solcher Besuch, bei dem die echte Diskussion um Unterschiede und Gemeinsamkeiten, Integration und Identität im Vordergrund standen.

Einen Höhepunkt des Programms erlebten die Teilnehmer bei der Besichtigung der Firma SEW Eurodrive in ihrem Hauptsitz in Bruchsal **im Juli**. Führend in der Antriebstechnik, stellt SEW seine Produkte im Baukastenprinzip her und ist dementsprechend flexibel. Über 16 000 Mitarbeiter arbeiten weltweit in 14 Fertigungsbetrieben, in der Forschung und im Dienstleistungsbereich. Am meisten beeindruckte die Teilnehmer bei der Führung die Neuerungen in den Arbeitsabläufen, die, dem Trend »Industrie 4.0« mit seinen selbstoptimierenden Produktionssystemen folgend, mit intelligenten Robotern die menschliche Arbeit durch die automatische Fertigung immer mehr erleichtert, aber auch verändert. Dieses Modell, dem wohl die Zukunft gehören wird, wurde von Herrn Geschäftsführer Johann Soder eindrucksvoll vorgestellt.

Museen und Ausstellungen

Die Exkursion ins Wehrgeschichtliche Museum Rastatt erinnerte an den Ersten Weltkrieg vor 100 Jahren. Eine Sonderausstellung zeigte Kriegsbilder vom Hartmannsweilerkopf sowie Bilder und Ausstellungsobjekt vom Ersten Weltkrieg in den Vogesen und am Oberrhein aus den Jahren 194/15.

In diesem Jahr besuchte die Badische Heimat **im August** wieder ein historisch interessantes Lokal, dieses Mal das Hofgut Maxau. Nach dem Mittagessen fand dann eine Führung durch das Knielinger Museum statt, das seit 1994 im Hofgut angesiedelt ist. Es enthält zahlreiche Exponate aus dem Alltag früherer Zeiten, insbesondere auch eine Dreschmaschine, die von 1925 bis 1961 in Betrieb war sowie eine immer noch funktionsfähige historische Druckerei.

Das »Museum des Volkes« ist entstanden aus einem Ideenwettbewerbsprojekt zum Stadtgeburtstag, ein Ausstellung, in der Bürgerinnen und Bürger aus Karlsruhe in Bauwagen auf dem Friedrichsplatz ihre privaten Sammlungen vorstellten, aber auch Gegenstände, die vorher in Speichern oder Kellern verborgen und oft vergessen herumstanden. Erstaunlich und verblüffend war es für die Besucher – die Badische Heimat traf sich dort **im August** – welche Schätze aus der Vergessenheit ans Licht gebracht worden waren.

Viele Erinnerungen wurden wach in der Ausstellung im Stadtmuseum »Mittendrin – Menschen in Karlsruhe«. Im Fokus standen Szenen aus dem Alltagsleben von Menschen in Karlsruhe. Es handelte sich aber nicht um eine statische Ausstellung, sondern um ein Projekt, in dem von Mai bis August Karlsruher Bürger sukzessive Bilder, Fotos und Kurztexte beim Stadtmuseum und Pfinzgaumuseum einreichten. Frau Dr. Kaiser präsentierte den aktuellen Stand der Ausstellung **im August** und ermunterte die Teilnehmer, selbst Bilder aus ihrem Alltagsleben beizusteuern – ein ganz neuer Aspekt!

Natürlich durfte ein Besuch der großen Landesausstellung »Karl Wilhelm 1679–1738« nicht fehlen, die **im September** stattfand. Anhand zahlreicher Gegenstände, mit Hilfe von Video-Sequenzen des Markgrafen höchstpersönlich (gesprochen von ei-

nem Schauspieler), entstand ein lebendiges Bild vom Hof, vom Alltag, von den fürstlichen Vergnügungen, Sammelleidenschaft und Beziehung zu Frauen, von den Verpflichtungen, aber auch vom politischen Vergnügung und nicht zuletzt dem politischen Hintergrund zu Lebzeiten Karl Wilhelms.

Ebenfalls **im September** und im Zusammenhang mit dem Stadtgeburtstag besuchte die Badische Heimat die sehenswerte Ausstellung »Die Meistersammlerin«. Frau Prof. Dr. Pia Müller-Tamm, Direktorin der Kunsthalle und Kuratorin, zeigte den Teilnehmen wie eindrucksvoll Karoline Luise, die Gattin des Stadtgründer-Enkels Carl Friedrich, mit Geschick und Glück den Ruhm und Ruf Karlsruhes durch ihre Kunstsammlung zu mehren gewusst hat.

Ganztagesfahrt

Die Ganztagesfahrt führte uns in diesem Jahr **im Juli** nach Baden-Baden zu einem Besuch bei Oberbürgermeisterin Margret Mergen, die als Erste Bürgermeisterin von Karlsruhe vielen Teilnehmern noch persönlich bekannt ist. Sie informierte über die Chancen und Probleme ihrer Stadt. Anschließend fand eine Führung durch Baden-Baden statt und am Nachmittag konnten wir im Festspielhaus einen Blick hinter die Kulissen werfen.

Marthamaria Drützler-Heilgeist
Schriftführerin

Jahresrückblick 2015 der Regionalgruppe Bruchsal

BRUCHSAL

Mittwoch, 21. Januar: Dia-Vortrag: »Stadtansichten – kultur- und naturgeschichtliche Bilder von Bruchsal (und seinen Stadtteilen) aus dem Blickwinkel eines Zugezogenen«, Referent: Herr Jürgen Alberti. Wie in den Vorjahren eröffnete auch im Jahre 2015 der blendende Rhetoriker und Fotograf Jürgen Alberti den diesjährigen Veranstaltungsreigen. In einem fesselnden PowerPoint-Vortrag zeigte er kultur- und naturgeschichtliche Bilder von Bruchsal und seinen Stadtteilen und wies auf die vielen, meist unterschätzten, Reichtümer dieser gesegneten Landschaft hin.

Freitag, 6. Februar: Besuch der Ausstellung »DEGAS – Klassik und Experiment« in der Kunsthalle Karlsruhe, Führung: Frau Simone Dietz. Auf ein überwältigendes Interesse stieß die hochgelobte Degas-Ausstellung im Jubiläumsjahr 2015 in Karlsruhe. Da durften die Kunstfreunde aus Bruchsal natürlich nicht fehlen! Einmal mehr begeisterte Frau Simone Dietz mit einer ausgezeichneten Führung durch eine qualitätvolle Ausstellung. In eindrucksvoller Weise warf sie einen weitgefächerten Blick auf Degas' Werk und dessen Entstehung.

Mittwoch, 18. März: »Erlesenes aus meinen Programmen«, Rezitationsabend mit Herrn Ernst Pilick. Es ist immer eine Freude und ein großes Vergnügen, dem großartigen Vortragskünstler und Schauspieler Ernst Pilick zuzuhören und zuzusehen. 2015 begeisterte er das Publikum mit Glanznummern seiner jahrzehntelangen Karriere.

Dienstag, 19. Mai: Tagesexkursion nach Haslach im Kinzigtal, Führungen: Herr Alois Krafczyk. Diesen herrlichen Tag in Haslach werden die 44 Teilnehmer wohl so schnell nicht vergessen. Der ungemein sympathische Herr Krafczyk, der uns seine so liebenswerte historische Fachwerkstadt Haslach und den streitbaren »Rebellen im Priesterrock«, Heinrich Hansjakob, kenntnisreich und überaus kurzweilig vorstellte, eroberte die Herzen der Bruchsaler Gäste im Nu. Von dieser mustergültigen Exkursion wird man noch lange sprechen. Hier stimmte einfach alles!

Dienstag, 21. Juli: »Balthasar Neumann in Bruchsal – Stadtrundgang auf den Spuren eines Genies«, Führung: Herr Jörg Teuschl. Trotz schweißtreibender Gluthitze (fast 40 Grad!), nahmen immerhin 25 Personen an dieser Führung teil, denn Balthasar Neumann hinterließ in Bruchsal zwei Schöpfungen von überragender Bedeutung: Das Treppenhaus des Schlosses, »Krone aller Treppenhäuser des Barockstils«, (Georg Dehio) und die stimmungsvolle bischöfliche Gruftkirche St. Peter. Neben diesen beiden Glanzlichtern wurden aber auch weitere Objekte gewürdigt, an denen Balthasar Neumann direkt oder indirekt mitwirkte. (z. B. Schlossgarten, Campanile der Hofkirche, Reservoir, Belvedere, Kaserne in der Huttenstraße).

Dienstag, 22. September: Halbtagesfahrt: Karlsruhe und seine Dörfchen im Westen, Reiseleitung: Frau Simone Dietz. Zum 300-jährigen Stadtjubiläum Karlsruhes stattete die Badische Heimat Bruchsal den weniger bekannten, längst eingemeindeten, westlichen Vororten einen Besuch ab, wobei es viel Unbekanntes zu entdecken gab. Frau Simone Dietz erwies sich einmal mehr als ideale, kenntnisreiche Reiseleiterin. Besichtigt wurden das ehemalige Bauerndorf Beiertheim mit dem Stephanienbad, Bulach (Heinrich-Hübsch-Kirche St. Cyriacus), Grünwinkel (Brauerei Sinner) und das Künstler- und Fischerdorf Daxlanden mit Valentinskirche von Johann Michael Rohrer sowie Heilig-Geist-Kirche von Johannes Schroth. Auch die Rhein-Begradigung wurde gebüh-

rend gewürdigt. Diese Exkursion bot viel Sehenswertes unserer ehemaligen Residenz.

Mittwoch, 25. November: Lichtbilder-Vortrag: »Eine Reepererbahn in Bruchsal?« Referent: Herr Thomas Moos. Im Anschluss: Traditioneller Jahresrückblick und Ausblick auf das Jahr 2016. Auf sehr großes Interesse, vor allem der älteren Bruchsaler, stieß der virtuelle Stadtrundgang mit historischen Aufnahmen und Erklärungen zu Alt-Bruchsaler Straßennamen, zu dem der tüchtige Stadtarchivar Thomas Moos lud. Der traditionelle **Jahresrückblick** schloss sich an. Das diesjährige Programm fand bei Mitgliedern und Freunden großes Interesse und die Veranstaltungen waren durchweg gut besucht.

Jahresrückblick 2015 der Regionalgruppe Schwetzingen

Im Jahr 2015 ist es der Badischen Heimat Bezirk Schwetzingen mit Unterstützung der Volkshochschule, dem Karl-Wörn-Haus und dem Stadtarchiv wieder gelungen, ein ebenso umfangreiches wie anspruchsvolles Programm zusammenzustellen.

Lesungen

Neu im Angebot sind Lesungen zur Regionalgeschichte. Am Donnerstag, 19. März 2015, fand die Lesung mit Carola Kupfer und Wolfgang Schröck-Schmidt in der VHS statt. »Die französische Erbschaft. Johanna und neueste Kurpfälzer Merkwürdigkeiten« lagen dem Abend zugrunde, der mit einer Degustation verbunden ist.

Am Montag, 16. November 2015, las Sabine Ebert »1815 – Blutfrieden« im Hebel-Gymnasium in Schwetzingen. Als Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wird, ist er noch lange nicht besiegt und niemand ahnt, dass es mehr als anderthalb Jahre dauern soll, bis er 1815 bei Waterloo endgültig bezwungen wird. Statt des erhofften Friedens kommt immer größeres Elend über viele deutsche Städte. In bewegenden Szenen beleuchtete Sabine Ebert die kaum bekannte Zeit zwischen Völkerschlacht und Waterloo, die für viele deutsche Städte von unglaublicher Dramatik war.

Eine Lesung anlässlich des 70. Jahrestags vom Kriegsende des Zweiten Weltkriegs fand am Montag, 30. November 2015, in Kooperation mit dem Hebelgymnasium Schwetzingen unter dem Titel »Hitlers Rache. Das Stauffenberg-Attentat und seine Folgen für die Familien der Verschwörer« statt. Prof Dr. Friedrich-Wilhelm von Hase beleuchtete so den gescheiterten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 und das Kriegsende 1945. Im Fokus stand das individuelle Schicksal von Familien, deren Väter und Angehörige daran beteiligt waren und die in »Sippenhaft« genommen wurden. Ausgangspunkt sind die erst seit vergangenem Jahr erstmals veröffentlichten Aufzeichnungen, Briefe und Berichte der Familie des Berliner Wehrmachtkommandanten Generalleutnant Paul von Hase, dessen jüngster Sohn (Herausgeber des Buches »Hitlers Rache«) 7-jährig ins Kinder-KZ nach Bad Sachsa verschleppt wurde.

Vorträge

Das Jahresprogramm eröffnete am Donnerstag, 22. Januar 2015, im Palais Hirsch mit dem Vortrag von Dr. Donatella Chiancone-Schneider mit dem Titel »1914 – Scheideweg der Moderne: Europa vor 100 Jahren«. Die Fortsetzung der Programmfolge zum Ersten Weltkrieg stellte die Kunstszene und ihre Protagonisten in den Jahren 1914–18 vor.

Der 175. Jahrestag der ersten Briefmarke der Welt wurde am Montag, 20. April 2015, gewürdigt. Unter »Philatelie in Baden« zeichnete Dr. Martin Mautner, Erster Vorsitzender des Postwertzeichen-Sammler-Vereins Mannheim e. V., die Geschichte der Briefmarkenausgaben insbesondere im Großherzogtum Baden und – ihrer Schönheit wegen – des Saargebietes auf. Der Veranstaltung in Oftersheim, Bürgersaal, Eichendorffstr. 2, wohnte leider nur eine kleine Gruppe interessierter Zuhörer bei.

Der für den Donnerstag, 21. Mai 2015, angebotene Vortrag von Dr. Ludovic Roy «Die amerikanische Außenpolitik des 20. Jahrhunderts« musste wegen mangelnder Anmeldungen leider abgesagt werden.

Dr. Christa Birkenmaier referierte am Dienstag, 6. Oktober 2015, über »Fürstliche Einsiedler in der Nähe von Heidelberg«. Eine Passion für fürstliche Einsiedeleien veranlasste die Referentin, über dieses Thema eine ausführliche Studie zu verfassen, in der eine Typologie höfischer Eremitagen vom 16.–18. Jahrhundert gezeigt wird. Von den religiösen Ursprüngen im frühchristlichen Orient über Klostergründungen, vor allem die der Kartäuser, bis zu den Refugien frommer Fürsten und der Vielfalt höfischer Eremitagen reicht die spannende Bandbreite der Geschichte der Einsiedeleien. Aus den luxuriösen und kostspieligen Gartenanlagen und Parkbauten des Absolutismus wurden »natürliche« Gärten mit bescheidenen Hütten

und Staffagen, die, mit hölzernen oder echten Ziereremiten besetzt, sich zu »eyecatchern« und »melancholischen Stimmungsträgern« wandelten. Ein besonderer Bezug wird auf Waghäusel, Schwetzingen und die Partnerstadt Lunéville genommen.

In Kooperation mit der Europa-Union fand ein Abend statt unter dem Titel »Polen und Deutsche – gestern Feinde, heute Freunde. Wie sich eine Gegnerschaft in eine Partnerschaft verwandelt.« Der Referent Dr. Kazimir Wóycicki betrachtete die Entwicklung der Geschichte Polens als Beispiel der Zeitgeschichte in Europa unter folgenden Schwerpunkten: Die neue Gestalt (»politische Erscheinung«) Polens nach dem Ersten Weltkrieg, Deutschland und Polen in der Weimarer Republik, die Entwicklung Polens unter den beiden Diktatoren Hitler und Stalin, Polen nach dem Zweiten Weltkrieg und die Situation in Polen, stellvertretend für die der UDSSR angegliederten Länder, die Zeit der Entspannung bis heute und die Beziehungen zu Russland. Der Vortrag am Freitag, 9. Oktober 2015, mündete in eine lebhafte Diskussion.

Zur Erinnerung an das Ende der Napoleonischen Herrschaft in Europa vor 200 Jahren fand begleitend zur Ausstellung (siehe dort) eine Reihe von Vorträgen im Karl-Wörn-Haus in Schwetzingen statt. Der Vortrag von Birgit Hiefner-Konietzko am Montag, 23. November 2015, zum Thema »Großherzogin Stephanie von Baden und die Mode im Empire« musste ausfallen und wurde am 24. Januar 2016 nachgeholt. Ralf Rothermel referierte am Montag, 14. Dezember 2015, zu »Trafalgar und die Royal Navy – 1795 bis 1815« sowie am Montag, 11. Januar 2016, zu »Waterloo – ein deutscher Sieg?«

Fahrten, Ortsbegehung, Weinwanderung

Die Reihe der Ortsbegehungen wurde am Samstag, 28. Februar 2015, mit dem Besuch der Gemeinde Oftersheim fortgeführt. Bürgermeister Jens Geiß führte einer großen Zahl interessierter Bürger und Gäste aus den umliegenden Gemeinden den Ort vor.

Eine Studienfahrt mit dem Ziel Jugendstil in Darmstadt und Jagdschloss Kranichstein fand guten Zuspruch. Die beiden Einrichtungen wurden am Sonntag, 10. Mai 2015, besichtigt. Unter fachkundiger Führung erfuhren die Besucher die Wirkung von Kunst und Jagd bis in unsere heutige Zeit. In keiner architektonischen Abhandlung fehlt die Erwähnung des Darmstädter Jugendstils: Die Mathildenhöhe ist das Zentrum und ein Gesamtkunstwerk aus Hochzeitsturm, Ausstellungsgebäude, Museum, Künstlerkolonie, Künstlerhäusern und Platanenhain. Von 1899 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs wirkten in Darmstadt namhafte Künstler wie Joseph Maria Olbrich und Peter Behrens, die wesentliche Impulse zur Entwicklung der Moderne setzten. In vier Ausstellungen (1901, 1904, 1908 und 1914) zeigten die Künstler ihre Vorstellungen vom modernen Leben.

Große Nachfrage fand die am Freitag, 12. Juni 2015, stattfindende Weinwanderung im Kraichgau. Auf Grund der hohen Temperaturen wurde die Laufstrecke verkürzt. Startpunkt war Rotenberg, wo das Schloss, das alte Rathaus und Fachwerkkunst zu sehen sind. Weiter ging es durch ein Naturschutzgebiet zu den Weinbergen. Die gesamte Tour dauerte ca. zwei Stunden. Kultur und Wein, das gehört seit jeher zusammen. Und so saßen wir im Anschluss an die Wanderung gemütlich im schönen Gästeraum des Weinguts Becker in Malsch bei einer Weinprobe mit Vesper zusammen. Mit dem Bus ging es dann zurück nach Schwetzingen.

Traditionell steht der Tag des Waldes in Oftersheim auf dem Programm der Badischen Heimat Schwetzingen, der am Sonntag, 13. September 2015, stattfand. Die einzelnen Veranstaltungen an diesem Tag stehen im Mitteilungsblatt Oftersheim.

Die zweite Studienfahrt in diesem Jahr führte am Sonntag, 20. September 2015, an die Bergstraße nach Lorsch und Heppenheim. Der Vormittag war der historischen Altstadt von Heppenheim gewidmet, der Nachmittag dem Besuch des Karolingischen Freilichtlabors »Lauresham« in Lorsch. Das »Experimentalarchäologische Freilichtlabor karolingischer Herrenhof Lauresham« ist von großem Interesse und führt den Besucher zurück in die Lebens- und Alltagswirklichkeit der Menschen im frühen Mittelalter. Strategisch angesiedelt zwischen der frühmittelalterlichen Klostergründung Altenmünster und der späteren Lorscher Reichsabtei auf dem Klosterhügel umfasst die 4,1 Hektar große Anlage insgesamt 21 Wirtschafts-, Wohn- und Stallbauten sowie eine Kapelle.

Ausstellung

Aus Anlass des 200. Jahrestages der Schlacht von Waterloo gestaltete das Karl-Wörn-Haus in Schwetzingen vom 14. November 2015 bis 24. Januar 2016 eine Ausstellung mit Modellfiguren unter der Überschrift »Napoleon – von Lunéville bis Waterloo«. Erhältlich sind ein Katalog, Zinnfiguren und ein mehrsprachiger Phoneguide zur Ausstellung. Die Ausstellungseröffnung fand am Samstag, 14. November 2015, statt. Der Militärhistoriker Alfred Umhey führte am Sonntag,15. November 2015, durch die Sonderausstellung.

Veranstaltungsblock
»Jüdisches Leben in Schwetzingen«

Ein Ausstellungs- und Vortragsblock zum Thema »Jüdisches Leben in Schwetzingen« fand im Karl-Wörn-Haus statt. Es wird auf das konkrete Angebot auf der Homepage und im Programm »Frühjahr/Sommer 2015« der VHS Schwetzingen hingewiesen.

Im Mittelpunkt stand die Ausstellung »Simon Eichstetter (1865–1927) – Jüdisches Leben in Schwetzingen« im Karl-Wörn-Haus vom 15. April bis 26. Juli 2015. Das Karl-Wörn-Haus, Museum der Stadt Schwetzingen, nahm den 150. Geburtstag des jüdischen Lehrers Simon Eichstetter zum Anlass, dessen Leben und Wirken in der Stadt sowie die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Schwetzingen von 1700 bis zu deren jähem Ende 1940 in einer Sonderausstellung zu dokumentieren. Auch die wieder erstandenen Beziehungen zu den in aller Welt verstreuten ehemaligen Mitbürgerinnen und Mitbürgern jüdischen Glaubens seit den 1970er Jahren bis heute wurden thematisiert. Für die Ausstellung wurden historische Quellen und Objekte sowie private Erinnerungsstücke zusammengetragen, die oft nur fragmentarisch erhalten sind. Über den geschichtlichen Ausstellungsteil hinausgehend wird ein Blick auf jüdisches Leben im Allgemeinen geworfen. Führungen durch die Ausstellung fanden unter anderem am Internationalen Museumstag am Sonntag, 17. Mai 2015, durch Frau Barbara Rechlin und Kurt Glöckler, die Organisatoren der Ausstellung, statt. In einer Gedenkstunde am Montag, 15. Juni 2015, zur Erinnerung an die jüdische Gemeinde in Schwetzingen, wurde am Nördlichen Zirkel des Schwetzinger Schlosses eine Tafel des Historischen Pfads zur Synagogenstraße/Invalidengasse eingeweiht. Führungen über den jüdischen Friedhof durch Kurt Glöckler fanden am Dienstag, 16. Juni 2015, und am Sonntag, 8. November 2015, statt. Ergänzende Vorträge hielt Renate Schellenberg unter dem Thema »Jüdisches Frauenleben« am Mittwoch, 22. April 2015, in der Reihe Frauenforum der Volkshochschule und Uri Kaufmann zum Thema »Von jüdischem Lernen und Leben in Schwetzingen und Baden von 1862 bis 1922« am Montag, 15. Juni 2015. Albrecht Lohrbächer schloss die Reihe mit »Sie kamen zurück – von 1945 bis heute« am Montag, 29. Juni 2015, in der VHS.

Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, insbesondere dem Zweiten Vorsitzenden Dieter Burkard, dem Kassier Werner Knieriem und dem Schriftführer Dieter Frodl für die geleistete Arbeit herzlich gedankt, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre. Unseren Mitgliedern wünsche ich ein frohes Fest und einen guten Start in das neue Jahr 2016.

Volker Kronemayer

Sven von Ungern-Sternberg (Hg.)

NATURSCHUTZ IN BADEN

Geschichte - Probleme - Perspektiven

Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 8.

Erstmals wird die Geschichte des Naturschutzes in Baden umfassend dargestellt. Ausgehend von den bürgerlichen Vereine um 1900, und ab den 1950er Jahren vor allem durch private Aktionen, wird das Umweltbewusstsein einer breiten Öffentlichkeit geweckt. Es entstand eine neue Bewegung, die Einfluss auf die Politik ausübte. Der Band bietet weiter Beiträge über die Naturschutzarbeit der Regierungsbezirke Freiburg und Karlsruhe und blickt auch auf die Rolle des Landesvereins Badische Heimat.

288 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5137 4, € 39,80.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.

Buchbesprechungen

Frank-Uwe Betz: Verfolgte · Widerständige · Ausgebeutete. Über die Nazizeit in der Region Schwetzingen–Hockenheim. Arbeitskreis Freundliches Schwetzingen – Verein für regionale Zeitgeschichte e. V. (Hg.), verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher, ISBN 978-3-89735-924-6, 176 Seiten mit 72 Abbildungen, Broschur, 13.90 €

Herausgeber Frank-Uwe Betz und der Arbeitskreis Freundliches Schwetzingen – Verein für regionale Zeitgeschichte e. V. sind in Schwetzingen, Hockenheim und der Region für ihre engagierte Arbeit einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Zahlreiche Veröffentlichungen in der Schwetzinger Zeitung bzw. Hockenheimer Zeitung oder die fast jährlich stattfindenden Spaziergänge zum Thema Schwetzingen in der NS-Zeit sind nur einige wenige Beispiele für ihr Anliegen, die unterschiedlichsten Formen der Verfolgung und Ausbeutung in der Zeit des Nationalsozialismus in Schwetzingen, Hockenheim und benachbarten Gemeinden in der öffentlichen Erinnerung zu behalten.

Im vorliegenden Buch des verlag regionalkultur in Ubstadt-Weiher besorgt wurde, beschreiben über 50 Beiträge die Situation während der zwölf Jahre währenden NS-Herrschaft im Amtsbezirk. Die meisten der Darstellungen, basieren auf Artikeln von Frank-Uwe Betz, die in den vergangenen Jahren bereits in der Tagespresse veröffentlicht wurden. Die Herausgeber erheben den Anspruch, an Hand von Einzelfällen »das konkrete Funktionieren des NS-Regimes und Formen der Verfolgung exemplarisch zu verdeutlichen.« In seinem Vorwort hebt Volker Rödel denn auch hervor, es sei »von großem Nutzen, die Fülle seiner [NS-Staat] Erscheinungsformen, mit denen er auf die Gesellschaft eingewirkt hat, gerade an Einzelschicksalen detailliert nachzuzeichnen.«

Aus der Danksagung des Autors – von weiteren Ko-Autoren ist entgegen der Pressemitteilung weder hier noch im Buch die Rede – geht ein weiter Kreis von Stiftungen, Vereinen, Institutionen und vor allem Personen hervor, auf die er sich bei seinen Recherchen stützen konnte. Dies weist schon darauf hin, dass der »oral history«, der von Zeitzeugen erzählten Geschichte, dem Autor besonders wichtig ist. Die Verwendung von Informationen, die aus solchen oder ähnlichen Gesprächen hervorgehen, reicht weit über die als »Zeitzeugengespräche« ausgewiesenen Kapitel hinaus. Auch im Anmerkungsapparat finden sich immer wieder Hinweise darauf. Dazu gehört auch, dass solche persönlichen Kontakte es ermöglichen, auf Tagebücher zuzugreifen, wie dies im Fall der Darstellung des Kriegsendes aus der Sicht von Henri Boulay geschehen konnte (Kapitel 46 und Anm. 239).

Der umfangreiche Anmerkungsapparat – 238 Anmerkungen bei 53 Kapiteln – weist das Generallandesarchiv Karlsruhe, gefolgt von den Stadtarchiven Schwetzingen und Mannheim sowie den Archiven der Umlandgemeinden als wissenschaftliches Fundament der Recherchen aus. Die Angaben der Faszikel-Nummer zum jeweiligen Archiv-Verzeichnis ohne Angabe des Datums des Vorgangs wird es allerdings aufwändig machen, im Einzelfall nochmals zu recherchieren. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis ergänzt den wissenschaftlichen Apparat.

Die geschilderten Einzelschicksale lesen sich, in einem eher journalistischen Stil gehalten, ebenso leicht wie schlüssig. Und es lässt sich nicht übersehen, dass der Autor seinem Sujet emotional sehr stark verbunden ist. Dankenswerterweise ist in der Einführung zu lesen, dass es sich in diesem Buch um »Geschichten von Verfolgten, Widerständigen und Ausgebeuteten, unter den Bedingungen des NS-Regimes« handelt, dass folglich eine gezielte Auswahl an Biografien oder Familiengeschichten vorliegt.

Das Buch ist ein verdienstvoller Sammelband, der daran gemahnen soll, dass Schicksale wie die der jüdischen Familien Adelsberger, Stern, Ohlhausen, wie die der Eigentümer der Schwetzinger Zeitung, Moch, die Schicksale um »Gemeinschaftsfremde«, »Euthanasie«-Opfer und die Ausbeutung von Zwangsarbeiter/innen sich nie mehr wiederholen dürfen. So gehört die Publikation zur Reihe regionalgeschichtlich verpflichteter Arbeiten wie »Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch« von Dr. Frank Janowski, 2015 Sieger des Landespreises für Heimatforschung. Oder wie das Buch »Der Landkreis Mannheim im Nationalsozialismus« von Peter Kaiser, das als 9. Band der vom Rhein-Neckar-Kreis herausgegebenen Reihe »Bausteine zur Kreisgeschichte« bereits 2010 erschienen ist.

Volker Kronemayer

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Gerd F. Hepp	Speckbacherweg 14 79111 Freiburg	Tel. 0761 / 43318 gfhepp@arcor.de
Dr. Kurt Hochstuhl	Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17 Lara-anjulie_essig@web.de
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de